Nr. 9 Deutschland € 8,– • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 •
Benelux € 9,50 • Finnland € 12,– • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 10,50 • Italien € 10,50 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50
48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DEUTSCHLAND NACH DEM KRIEG GEO EPOCHE

DEUTSCHLAND NACH DEM KRIEG 1945–1955

VK.COM/IDEUTSCH

419487 5508009 20009

(Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister und Gründer der Chronoswiss, München)

CHRONOSWISS

Faszination der Mechanik

„Zeitgeist finden Sie nicht in meinen Uhren." Also nicht das Oberflächliche, Modische, Flüchtige. Sondern zeitlose Präzision, fanatische Akribie und die unumstößliche Verbundenheit zu beständigem, bodenständigem Handwerk. Meine Uhren passen so gesehen vielleicht nicht mehr in die Zeit. Aber ganz bestimmt zu Menschen, die diesen Anachronismus mit mir teilen. Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mein „Buch mit dem Tick", das ich Ihnen gern zuschicke?

Chronoswiss, Elly-Staegmeyr-Str. 12, D-80999 München, Telefon (089) 89 26 07-0, Telefax (089) 8 12 12 55, www.chronoswiss.de

GEO POCHE
Das Magazin für Geschichte
Gruner + Jahr AG & Co, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon (040) 37 03-0. Telefax (040) 37 03-56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de
Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gaede
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Erwin Ehret (Art Direction)
Ruth Eichhorn (Bild)
CHEF VOM DIENST
Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeit)
TEXTREDAKTION
Cay Rademacher
BILDREDAKTION
Christian Gargerle
ART DIRECTOR
Johannes Dönges
DOKUMENTATION
Irene Leipprand (freie Mitarbeit);
Andreas Sedlmair (freie Mitarbeit), Peter Flak, Mathias Unger
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Josef Schmid
MITARBEITER DIESER AUSGABE
Lars Abromeit, Christoph Kucklick, Jens Schröder;
Freie Mitarbeit Text: Jörg-Uwe Albig, Thomas Edelmann, Susanne Fischer, Dr. Francesca Girelli, Peter Hamburger, Ruth Hofmann, Prof. Dr. Gerd Hardach, Heinrich Jaenecke, Walter Kempowski, Harald Martenstein, Ulrike Moser, Prof. Dr. Merith Niehuss, Leo Philip, Ulrich Prehn, Walter Saller, Karin Steinberger, Hans-Ulrich Treichel
Fotografen: Heiner Müller-Elsner, Hilmar Pabel, Eugen Sauter
Farblabors: Farbglanz, Magenta Studio
KARTOGRAPHIE
Günther Edelmann
HONORARE
Petra Schmidt
SCHLUSSREDAKTION
Jürgen Brüggemann;
Assistenz: Hannelore Koehl
REDAKTIONSASSISTENZ
Sigrid Dahlhaus
GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBÜRO NEW YORK
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Nadja Masri
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@geo-ny.com
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG
Dr. Gerd Brüne, Dr. Bernd Buchholz
ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel
VERTRIEBSLEITER: Markus Böhler
WERBELEITER: Florian Wagner
HERSTELLER: Peter Grimm

GEO EPOCHE-Kundenservice
Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co, GEO-EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg,
Schweiz: GEO-EPOCHE-Kundenservice, Postfach, 6002 Luzern
Österreich: GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV Wien, Postfach 7, A-1140 Wien

Übriges Ausland:
GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV, Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO EPOCHE-Servicetelefon
(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben, Bücher von GEO, GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)
Deutschland: Neubestellungen: Tel: (040) 37 03 38 03 Kundenservice: (040) 37 03 40 41; Fax: (040) 37 03 56 57; E-mail: abo-service @gej.de
Schweiz: Tel: (041) - 248 44 20; Fax: (041) - 248 44 04
Österreich: Tel: (01) - 91 07 63 26; Fax: (01) - 91 07 63 18
Übriges Ausland: Tel: ++4940-37 03 39 89; Fax: ++4940-37 03 56 25

Heft-Preis: € 8,00 · ISBN-Nr. 3-570-19376-4
© 2002 Gruner + Jahr, Hamburg
Anzeigenabteilung
Anzeigenverkauf: Thorsten Treppe, Tel: (040) 37 03 29 32, Fax: (040) 37 03 57 73
Anzeigendisposition: Wolfgang Rüders, Tel: (040) 37 03 38 24, Fax: (040) 37 03 57 73
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 3 vom 1. Januar 2002
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Druck: Gruner + Jahr AG & Co
Druck-und Verlagshaus
Itzehoe/Holstein
Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser

Die folgenden 178 Seiten handeln davon, wie es die Deutschen geschafft haben, ihr Land nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufzubauen. Sie erzählen von den Zerstörungen in den Städten und Dörfern, von der Not der Menschen, ihrem Hunger, ihrer Verzweiflung. Aber auch von ihrer Überlebenskraft, ihrem Improvisationstalent, ihrem „Hurra, wir leben noch!"-Sarkasmus. Wovon sie nicht berichten, das sind die Verbrechen der Deutschen in der Zeit davor.

Flüchtlinge auf dem Treck nach Westen rasten in einem Gebäude der Berliner Stadtverwaltung

Darf man das? Darf man – ohne noch einmal auf die Millionen Toten durch deutsche Hand einzugehen – darüber schreiben, dass aus dem Volk der Täter am Ende ein Volk der Opfer wurde? Dass 14 Millionen Zivilisten aus ihrer Heimat verjagt und über eine Million Frauen vergewaltigt wurden, dass Hunderttausende von Kindern in den Wirren der letzten Kriegsmonate ihre Eltern verloren und eine ganze Nation ihr Überleben in Ruinen organisieren musste?

Lange Zeit – und erst recht nach 1968, als sich die Söhne und Töchter offen gegen ihre Väter stellten – ist diese Frage verdrängt worden. Ging es im öffentlichen Diskurs fast ausschließlich um die Schandtaten der Nationalsozialisten und um die Frage, wie ein ganzes Volk dabei hatte zusehen oder gar mitmachen können.

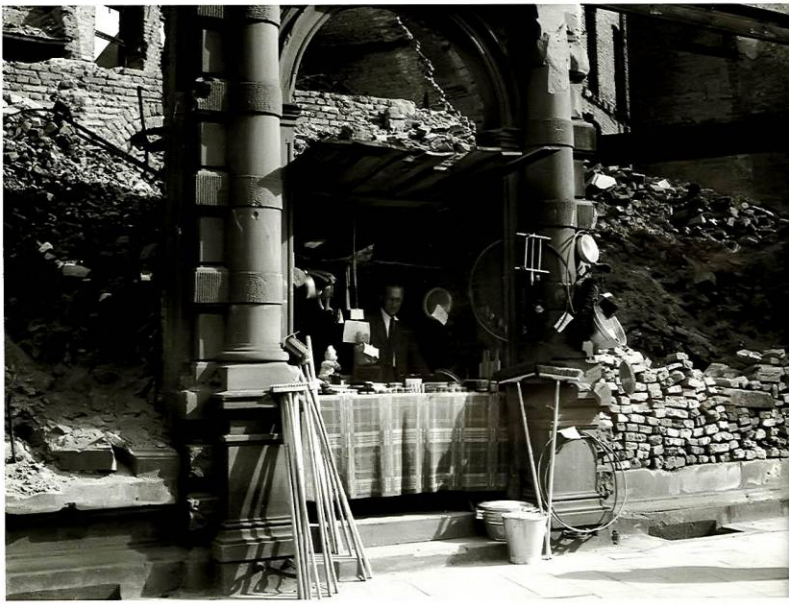
Doch nun, fast 60 Jahre nach dem Ende des „Dritten Reiches", scheint sich das Interesse für die Zeit danach, für ihre Tragödien und ihren Aufbruch, unbefangener zu artikulieren. Es war ausgerechnet der über jeden Revanchismus-Verdacht erhabene Günter Grass, der mit seiner Novelle „Im Krebsgang" versuchte, ein „bodenloses Versäumnis" wiedergutzumachen: das Schweigen über die deutschen Opfer. Innerhalb weniger Monate verkaufte sich das Buch über den Untergang des Flüchtlingsschiffs „Wilhelm Gustloff" fast 400 000-mal, erschienen dazu zahllose Beiträge. Grass, kein Zweifel, hatte ein verschüttetes Thema freigelegt.

Das vorliegende Heft soll einen Schritt weiter gehen. Es soll staunen machen über die ungeheure Energie, mit der die Deutschen in Ost und West daran gingen, ihr Leben wieder einzurichten. Es soll zeigen, weshalb es die einen so viel einfacher hatten als die anderen. Und es soll nachvollziehen, wie manche so tun konnten, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT



ENDE UND ANFANG
Eine Nation in den Mühlen der Geschichte: Aus dem »Dritten Reich« ist eine Trümmerwüste geworden, ein Land der Heimatlosen und der Schwarzhändler, in dem der optimistische Blick nach vorn keine Geisteshaltung ist, sondern Notwendigkeit. *Seite* ***6***

DER GROSSE TRECK
Millionen Deutsche fliehen aus dem Osten – zu Fuß, in Viehwaggons, über das vereiste Meer und sogar im U-Boot. Hunderttausende kommen um. Und die Überlebenden müssen lange darum kämpfen, in ihrer neuen Heimat endlich anzukommen. *Seite* ***46***

17. JUNI 1953
An einem regnerischen Sommermorgen verhöhnen einige Tausend zornige Bauarbeiter in der DDR ihre Minister, verjagen Polizisten, treten sowjetischen Panzern entgegen – und schreiben für ein paar Stunden Weltgeschichte. *Seite* ***140***

ALLTAG IN TRÜMMERN
Hamburg 1946: Schieber auf St. Pauli, Ausgebombte im Hochbunker, erschöpftes Leben in Ruinen. Zehntausende sind in der verwüsteten Stadt einfach verschwunden, verbrannt, vergraben unter Schutt. Was macht da schon eine Tote mehr, deren Mörder die Kripo sucht? Cay Rademacher über das Leben und Sterben im Jahre 1 nach dem Krieg. *Seite* ***72***

WIRTSCHAFTS-WUNDER

Prassen, arbeiten und bloß nicht zurückblicken: Schon wenige Jahre nach Kriegsende ist aus dem westlichen Teil Deutschlands eine ökonomische Großmacht geworden. Das »Wirtschaftswunder« ist ein Mirakel mit höchst diesseitigen Ursachen – zu denen auch der Krieg in einem anderen geteilten Land gehört. *Seite* ***120***

DIE FÜNFZIGER JAHRE

Ein Dorf, irgendwo in Deutschland: Volksschüler im Freien, Wagner, die Eisenringe auf Kutschen-Räder schlagen, und der erste Autobus im Ort. Ein Idyll, als wäre der Krieg nur ein Spuk gewesen. *Seite* ***164***

KRIEGSHEIMKEHRER

Für elf Millionen deutsche Soldaten endet der Krieg nicht 1945 – sie sind Kriegsgefangene; Zehntausende werden Arbeitssklaven und Geiseln im Poker der Mächte. Die letzten kehren erst 1956 aus Russland zurück. *Seite* ***154***

Ende und Anfang: Die Zeit danach 6

Absturz und Aufstieg: Die Stunde Null 28

Kriegsende: Zum Beispiel Bad Kreuznach 32

Der Fall Berlins: Von Haus zu Haus, von Flur zu Flur 42

Flucht und Vertreibung: Das Drama im Osten 46

Kriegsbeute: Die Jagd nach den klügsten Köpfen 58

Siegerkonferenz in Potsdam: Der verlorene Frieden 60

Hamburg 1946: Alltag in Trümmern 72

Notlösungen: Werkstoff Schrott 92

Trauma: Das Schweigen der Opfer 100

Entnazifizierung: Ein Volk vor Gericht 104

Staatsgründung: Die Spaltung, die niemand wollte 116

Aufschwung: War das Wirtschaftswunder wirklich ein Wunder? 120

Gruppe 47: Gegen Sklavendichter und Panflötenbläser 130

Zeitgeschmack: Neue Produkte und neues Design 132

17. Juni 1953: Der Aufstand 140

Urlaub: Die Utopie am Mittelmeer 150

Kriegsgefangenschaft: Die Letzten kehren heim 154

Fünfziger Jahre: Es ist überstanden 164

Kriegsfolgen: Gebrannte Kinder 172

Zeittafel 176

Vorschau: Der Vatikan und die Päpste 178

Impressum 3

Fotohinweise 178

Titelbild von John Florea: Flüchtlingsfrau vor dem Kölner Dom 1945

Redaktionsschluss: 19. 9. 2002

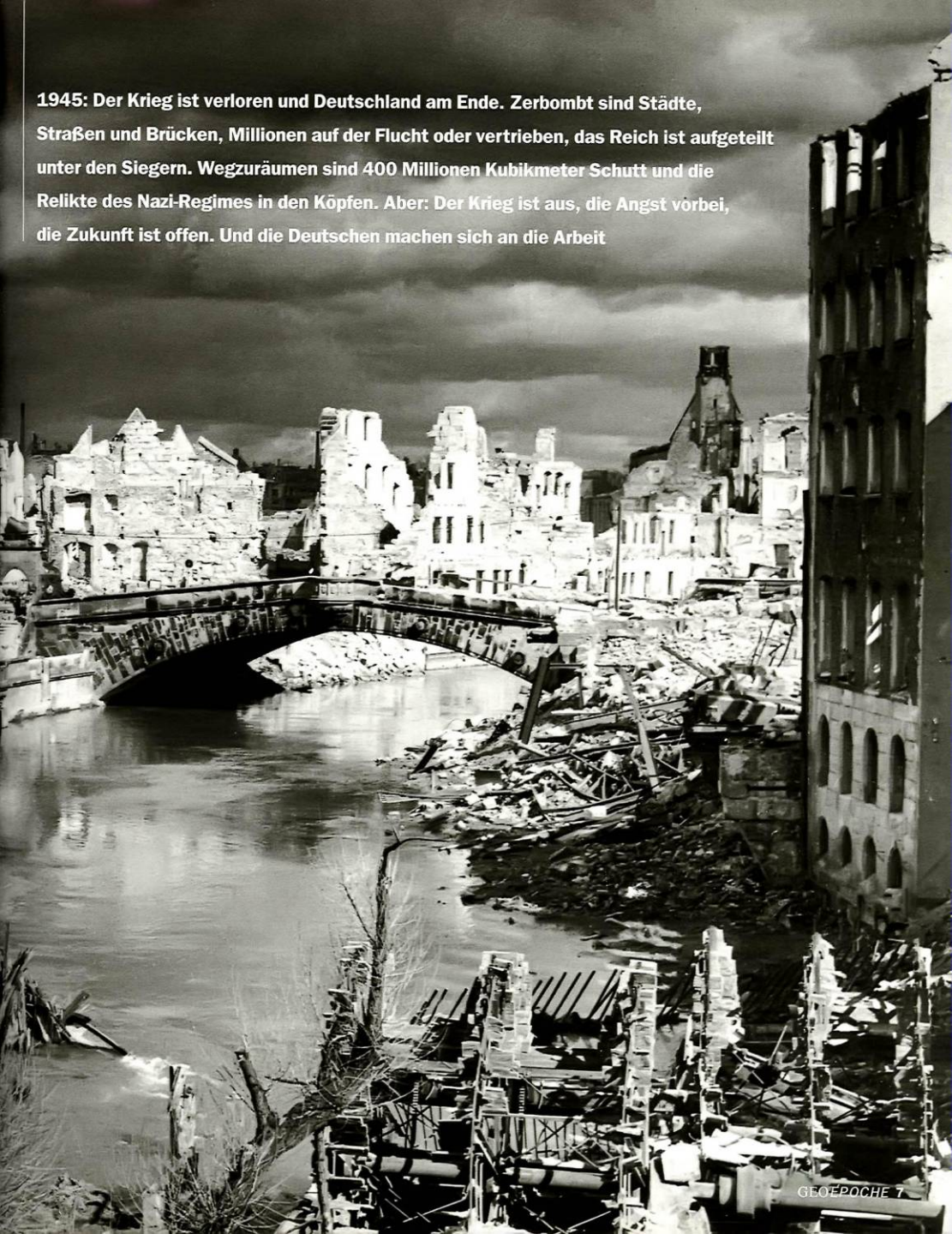
DESIGN

Autos, stromlinienförmig wie Jets, Hi-Fi-Anlagen im Bauhaus-Stil: In den Produkten der frühen fünfziger Jahre nehmen die Träume der Wirtschaftswunder-Deutschen Gestalt an. *Seite* ***132***

Die Zeit danach

Nürnberg nach Kriegsende: Nichts als eine düstere Kulisse aus Ruinen ist nach 44 Bomberangriffen von der Stadt an der Pegnitz geblieben. Wo die Naz
einst zu ihren Reichsparteitagen aufmarschiert sind, stehen ab November 1945 ihre überlebenden Spitzenfunktionäre als Kriegsverbrecher vor Geric

1945: Der Krieg ist verloren und Deutschland am Ende. Zerbombt sind Städte, Straßen und Brücken, Millionen auf der Flucht oder vertrieben, das Reich ist aufgeteilt unter den Siegern. Wegzuräumen sind 400 Millionen Kubikmeter Schutt und die Relikte des Nazi-Regimes in den Köpfen. Aber: Der Krieg ist aus, die Angst vorbei, die Zukunft ist offen. Und die Deutschen machen sich an die Arbeit



Die letzten Wochen des Krieges: Der alliierte Vormarsch ist nicht aufzuhalten. Versprengte Wehrmachtssoldaten suchen in den Dörfern Zuflucht vor Artilleriebeschuss und den Attacken der Jagdbomber, flüchten sich in den vermeintlichen Schutz der Alleen. Aber Bomben und Granaten treffen auch dort, zerfetzen Dachstühle und reißen Krater in die Straßen, treiben wie in dieser fränkischen Gemeinde Verängstigte in die Keller

Am 11. April 1945 kommt eine Patrouille der US Army in das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar. Von den verbliebenen 21 000 Häftlingen sind viele zu entkräftet, um die Befreier hochleben zu lassen. 56 000 Menschen sind hier seit 1937 an Hunger und Seuchen gestorben, wurden für Experimente geopfert oder mussten sich zu Tode schuften

Über die Trümmer der Elbbrücke bei Tangermünde schleppen sich Flüchtlinge. Trecks des Elends verlassen Deutschlands Osten, um der Verfolgung zu entkommen. 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene müssen neu anfangen, irgendwo. Doch für Hunderttausende ist die Flucht das Ende – sie sterben unterwegs

Fast alles ist zerstört, fast alles wird gebraucht. Und mancher Existenzgründer fängt, wie dieser Händler in Frankfurt, mit nicht viel mehr als ein paar Besen und Backformen an

Die jungen Kohlendiebe wissen genau, in welchen Gleiskurven, an welchen Steigungen die Kohlenzüge langsamer rumpeln. Sie springen auf die Waggons und füllen ihre Taschen und Säcke mit dem knappen Heizmaterial. Die Polizei hat oft Verständnis – denn im bitterkalten Winter 1946/47 frieren die Deutschen erbärmlich

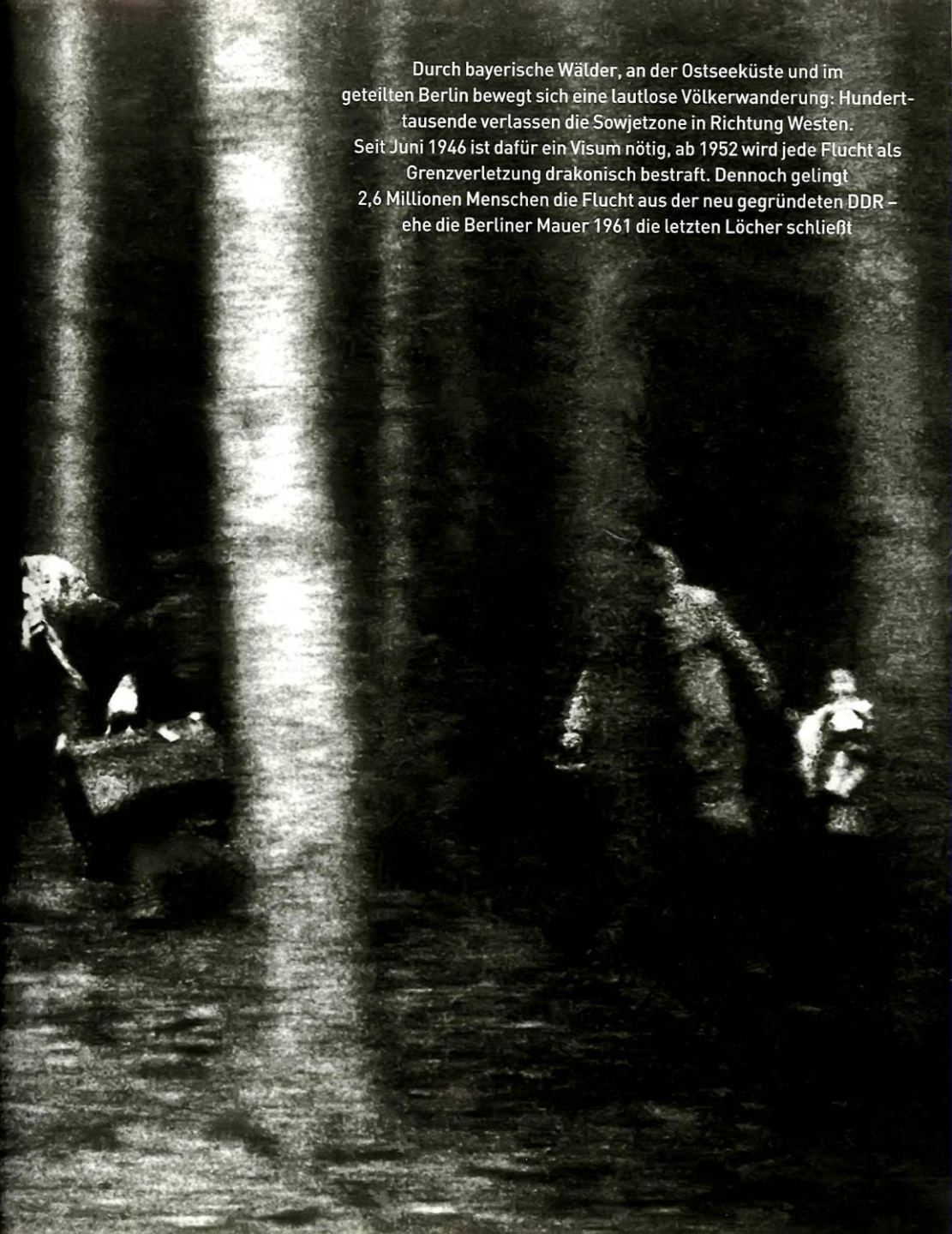
Bahnsteig C

Unter dem Gerippe des Lehrter Bahnhofs in Berlin drängt sich das Treibgut der Nachkriegszeit: zerlumpte Bürger mit Koffern und Säcken, aus der Gefangenschaft entlassene Soldaten, Obdachlose auf der Suche nach einer Bleibe – und Städter unterwegs aufs Land, wo sie Kartoffeln, Brot und Speck zu hamstern hoffen. Und manchmal auch nur ein paar Weizenähren

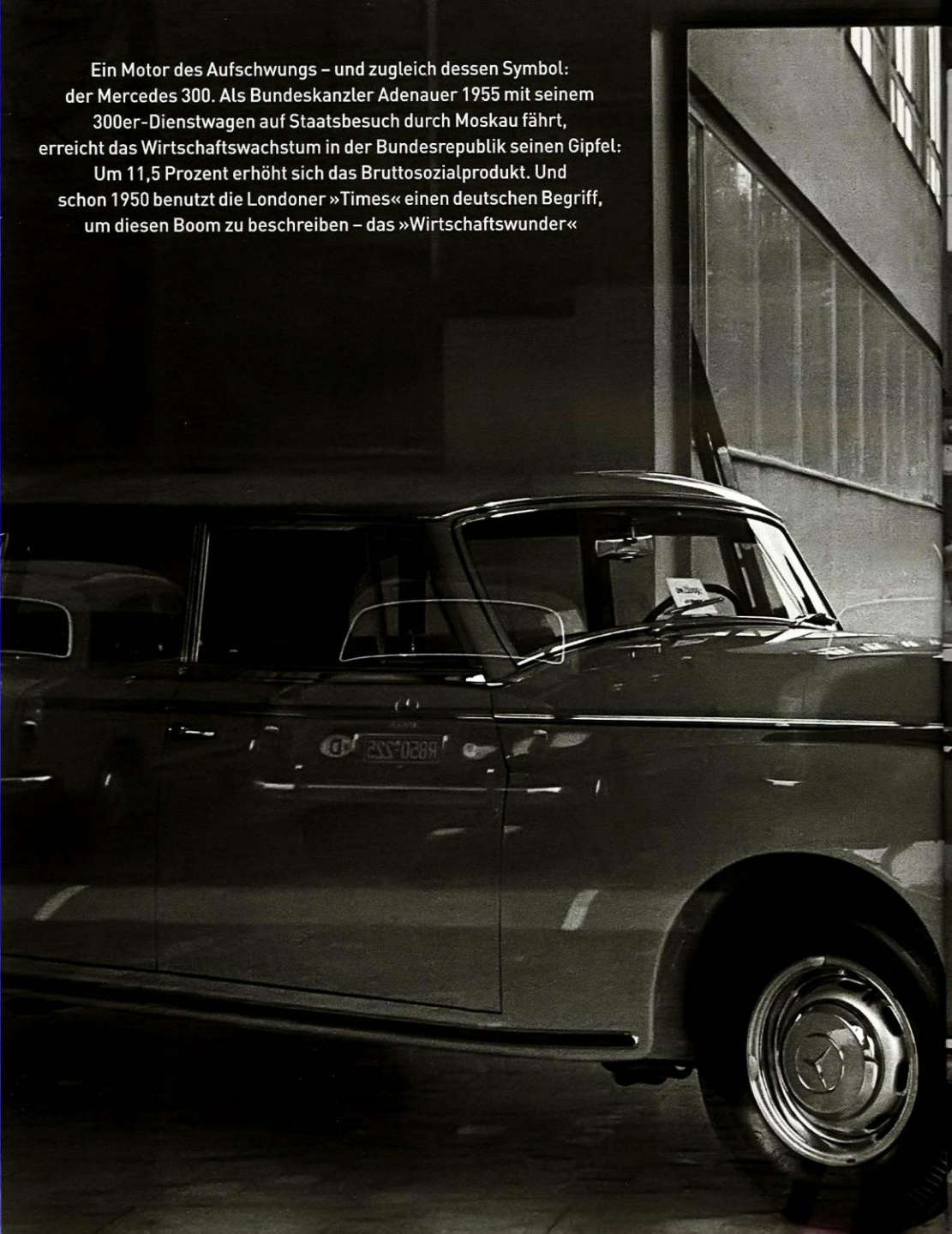
Schuhe gegen Butter, Zahnersatz gegen Kochplatten, Nähgarn gegen Silberlöffel – auf Plätzen und in Gassen lässt die Not einen Schwarzen Markt aufblühen, gegen den die Polizei machtlos ist. Leitwährung sind die »Ami-Zigaretten«, vor denen der Volksmund warnt: »Die Tugend sei dein fester Schild, lockt dich auch sehr die Chesterfield«

Es sind Zettelwälder der Hoffnung, die ab 1945 an Hauswänden und Litfaßsäulen hängen. Geistliche verlesen Suchmeldungen von der Kanzel, Rundfunksprecher täglich vor dem Mikrofon. Die Deutschen sind ein Volk von Suchern und Gesuchten: Jeder vierte ist im Krieg verschollen oder vermisst selber seine Angehörigen; das Rote Kreuz nimmt 14 Millionen Suchanträge auf

Mobiloel



Durch bayerische Wälder, an der Ostseeküste und im geteilten Berlin bewegt sich eine lautlose Völkerwanderung: Hunderttausende verlassen die Sowjetzone in Richtung Westen. Seit Juni 1946 ist dafür ein Visum nötig, ab 1952 wird jede Flucht als Grenzverletzung drakonisch bestraft. Dennoch gelingt 2,6 Millionen Menschen die Flucht aus der neu gegründeten DDR – ehe die Berliner Mauer 1961 die letzten Löcher schließt



Ein Motor des Aufschwungs – und zugleich dessen Symbol: der Mercedes 300. Als Bundeskanzler Adenauer 1955 mit seinem 300er-Dienstwagen auf Staatsbesuch durch Moskau fährt, erreicht das Wirtschaftswachstum in der Bundesrepublik seinen Gipfel: Um 11,5 Prozent erhöht sich das Bruttosozialprodukt. Und schon 1950 benutzt die Londoner »Times« einen deutschen Begriff, um diesen Boom zu beschreiben – das »Wirtschaftswunder«

Typ 300

DIE STUNDE NULL

Wie empfinden die Deutschen das Kriegsende – als Niederlage, als Befreiung? Die meisten sprechen von »Zusammenbruch« und meinen damit ihren Absturz ins Nichts. Und doch hat die Stunde Null auch eine andere Seite, birgt sie Aufbruch und Neubeginn. *Heinrich Jaenecke* über eine Zwischenzeit und Schicksalspause

Es war ein strahlender Maientag. Der Himmel wölbte sich in makellosem Blau über dem Land, das erste helle Grün zeigte sich an den Bäumen, und auf den Wiesen stand leuchtend gelb der Löwenzahn. Ich lag am Rand eines Kiefernwaldes und sah den Lerchen zu, während ich mit klopfendem Herzen auf das Unbekannte wartete.

Ich war 17, bis gestern Angehöriger einer Arbeitsdiensteinheit, die eine Flakstellung auf einem der letzten Feldflugplätze in Schleswig-Holstein übernommen hatte. Alles, was wir hatten, waren zwei amerikanische Vierlings-Schnellfeuer-Kanonen, Beutegut aus abgeschossenen Feindbombern. Sie waren nutzlos, denn es gab keine Munition mehr für sie. Dafür drückte man uns Karabiner in die Hand.

Noch immer gab es ein paar Fanatiker, aber die meisten von uns hatten keine Lust mehr, sich im letzten noch unbesetzten Zipfel des Deutschen Reiches vom Großadmiral Dönitz verheizen zu lassen, der nach Hitlers Tod nun Reichspräsident war. Beim Morgenappell fehlten fast täglich ein oder zwei Mann. Der Kommandeur drohte, jeden Fahnenflüchtigen auf der Stelle erschießen zu lassen, aber diese Sprache hatte die Macht über uns verloren. In der Nacht sprang ich aus dem Barackenfenster. Es war nicht sonderlich dramatisch. Wir bewachten uns selber, und der Posten stand zur verabredeten Zeit am anderen Ende der Stellung.

Jetzt lag ich unter den Kiefern und blickte auf die Straße, die sich schnurgerade durch das flache Land zog. Die Vorhut der Briten konnte nicht mehr weit sein. Stunden zuvor waren die letzten deutschen Einheiten abgezogen, in aufgelösten Trupps, erschöpft und demoralisiert – ein erbarmungswürdiger Anblick. Dann breitete sich Stille aus. Außer dem Trällern der Lerchen war kein Laut zu hören. Es war ein leeres Gefühl, wie zwischen zwei Akten im Theater.

Ein fernes Summen, das langsam anschwoll, zerriss die Stille. Dann sah ich den Jeep die Straße heraufkommen, eine Art Spielzeugauto, ohne Verdeck und Türen, die Windschutzscheibe nach vorn heruntergeklappt; vier Soldaten mit dem flachen englischen Stahlhelm, MP in der Armbeuge, einen Fuß sprungbereit auf dem Trittbrett. Sie fuhren sehr langsam und bedächtig. Ich sah sie lachen, als hätte einer von ihnen einen Witz erzählt. Dann waren sie vorbei.

Das Herz schlug mir im Hals. Das war's also – die Front, der Feind, die Tommys, die Zeitenwende. Wie einfach. Ich blieb wie betäubt liegen und achtete nicht mehr auf die endlosen Fahrzeugkolonnen, die dem Jeep folgten. Etwas wie Erlösung stieg in mir auf und trieb mir die Tränen in die Augen – ich war auf der anderen Seite, ich hatte

es hinter mir: Der Krieg war aus. Alles fiel von mir ab – die Bedrückung, der Anpassungszwang, die Selbstverleugnung quälender Jugendjahre, die keine anderen Wörter kannten als Kampf, Volk, Opfer, Führer, Sieg und Tod. Der kleine Jeep hatte den Bann gebrochen. Alles war anders von dieser Minute an. Ich fühlte mich befreit, in einem ganz elementaren, unpolitischen Sinn.

SELTSAMERWEISE TEILTEN nur wenige dieses Gefühl. Die Mehrheit der Deutschen war tief bedrückt in diesem Mai der Kapitulation. Von „Befreiung" zu sprechen, kam niemandem in den Sinn. Die gängige Chiffre für das Kriegsende hieß „Zusammenbruch" – ein vieldeutiges Wort, der kleinste gemeinsame Nenner für die Niederlage. Es spiegelte wider, was die meisten empfanden: Die Stunde Null war der Absturz ins Nichts, materiell und psychisch.

Deutschland war eine Wüste. Die Städte in Trümmern, Millionen in Notunterkünften oder im Land umherirrend: Ausgebombte, Evakuierte, Vertriebene, zerrissene Familien, versprengte Kinder. „Alles verloren" war der immer wiederkehrende Refrain eines Massenschicksals. Es gab nichts mehr, an dem man Halt finden und sich aufrichten konnte. Alles war diskreditiert. Der Mensch war auf sich selbst zurückgeworfen und konnte nicht auf Hilfe von außen hoffen.

Der Staat namens Deutsches Reich war ausgelöscht. Die Besatzungsmächte hatten die uneingeschränkte Befehlsgewalt über das Territorium des Gegners übernommen. Die Deutschen, eben noch Herrenvolk, waren entmündigt und auf den Status eines gemeingefährlichen Irren in einer geschlossenen Anstalt herabgestuft.

Für einen kurzen historischen Augenblick lebten die Besiegten in einer anarchischen klassenlosen Gesellschaft. Alle waren gleichermaßen entmündigt, (fast) alle waren gleich arm, (fast) alle hatten die gleichen Existenzsorgen, (fast) alle den gleichen leeren Magen. Das Geld hatte jede reale Funktion verloren. Alles war „bewirtschaftet": Kleidung, Schuhe, Wohnraum, Kohle, Fahrradschläuche, Zigaretten, Kochtöpfe – und meist gab es auch „auf Karte" nichts.

Die Wirtschaft war zurückgesunken auf das Niveau der Steinzeit, den einfachen Tauschhandel. Die Zigarette wurde zur Ersatzwährung. Reich war, wer eine Stange „Chesterfield" bieten konnte. So mancher Silberleuchter ging für ein paar Sack Kartoffeln weg, so manches Erbstück aus dem Familienschmuck für ein Schlachtschwein. Und manche Wirtschaftswunder-Karriere begann im Hinterhof einer Ruine auf dem Schwarzen Markt.

Nicht alles war Not und Elend. Was in die Zukunft wirkte, war die andere Seite der Stunde Null. Die Befreiung war keine Chimäre. Es ging auch ein Aufatmen durch das Land, eine stille Freude, dass „es" zu Ende war, dass man endlich sagen konnte, was man all die Jahre heruntergeschluckt hatte, dass es jetzt Hoffnung auf eine neue Zeit gab, auf eine neue Welt ohne Krieg. Die lichte Seite der Stunde Null – das war Aufbruch, Neubeginn, Optimismus, Enthusiasmus. „Wir sind noch einmal davongekommen": Der Titel des Thornton-Wilder-Stückes wurde zum geflügelten Wort, zum Motto für die ganze Epoche. Jetzt konnte es nur noch besser werden.

Und es wurde besser. Die Mauern, die Deutschland von der Welt getrennt hatten, waren gefallen. Frische Luft strömte herein. Wir sogen uns mit ihr die Lungen voll. Es durfte wieder geträumt, gedacht, kritisiert, experimentiert werden. Alle Wege standen offen, alle Traditionen waren überholt. Die Vergangenheit war tot, sie hatte sich selbst gerichtet. Wir waren hungrig auf das Neue, auf die Welt da draußen, und wir entdeckten jeden Tag neue Götter: Glenn Miller, Louis Armstrong, Jean-Paul Sartre, Ernest Hemingway, Arthur Koestler.

Es war eine Lust zu leben, auch wenn der Magen knurrte und vorerst nicht daran zu denken war, die Insel zu besuchen, wo „die rote Sonne im Meer versinkt", wie Rudi Schuricke über Capri sang. Die Schuttberge türmten sich noch in den Städten, aber die Zukunft hatte schon begonnen.

DIE GEISTIGE ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS war der politischen weit voraus. Das zarte Pflänzchen Demokratie hatte es schwer, Wurzeln zu schlagen. Eine tiefe politische Apathie lag über dem Land. Nach zwölf Jahren Totalitarismus und sechs Jahren Krieg hatte man „die Schnauze voll". Politik ging einen nichts mehr an, jedermann war sich selbst der Nächste. Das eigene Leben wieder in Ordnung zu bringen, war jetzt das Wichtigste.

Die Zeit war janusköpfig. Es gab zu allem auch das Gegenteil: krassen Egoismus und selbstlose Hilfsbereitschaft, tiefe Apathie und leidenschaftliches Engagement. Letzteres vor allem von Männern und Frauen, die sich der Lethargie entgegenstemmten und die Drecksarbeit des großen Aufräumens übernahmen. Von Menschen wie Wilhelm Kaisen, dem legendären Bürgermeister von Bremen, den die Amerikaner im Mai 1945 von seinem Acker vor den Toren der Stadt holten und ins Rathaus setzten; der die Ärmel aufkrempelte, eine Hand voll Leute zusammentrommelte und sagte: Wo fangen wir denn nun an, und der es dann 20 Jahre lang machte und die Stadt wieder zu alter Blüte führte, und als er mit 78 aufhörte, zu seinem Acker zurückkehrte und die Holzpantinen wieder anzog, ebenso bescheiden wie zuvor.

Die Enttrümmerung der Städte war eine gigantische Aufgabe, aber die Schuttbeseitigung in den Köpfen war schwerer. Sie gelang nur unvollkommen. Die geistige Hypothek Hitlers lag wie eine Schlammschicht über dem Land. Eine innerdeutsche politische Abrechnung fand nie statt. Keinem Gauleiter wurde ein Haar gekrümmt, kein Denunziant verprügelt. Die „Entnazifizierung" war eine oberflächliche Säuberung der Verwaltung und der öffentlichen Dienste. „Mitläufer" gewesen zu sein, war keine Schande. Allzu viele hatten das Hakenkreuz am Rockaufschlag getragen, allzu viele waren verstrickt. Wer nicht gerade ein Kriegsverbrecher im strafrechtlichen Sinn war,

blieb unbehelligt. Hitlers Generäle, die Hunderttausende wider besseres Wissen in sinnlose Schlachten gejagt hatten, kamen weitgehend ungeschoren davon.

„Die Mörder sind unter uns" hieß der Film von Wolfgang Staudte mit Hildegard Knef in der Hauptrolle. Er brach die Mauer des Schweigens auf und wurde von der Kritik gefeiert, aber gegen die kollektive Verdrängung richtete er wenig aus. Die Masse wollte nichts mehr wissen vom Krieg und allem, was damit zusammenhing. Man wollte seine Ruhe haben und sich nicht mit unangenehmen Fragen auseinander setzen, weder vor dem eigenen Gewissen noch vor dem Tribunal der Öffentlichkeit.

Die Verdrängung – Reflex auf Scham und Schuldbewusstsein – begann mit der ersten Sekunde der Stunde Null: Im April 1945 befreiten amerikanische Truppen unter dem Befehl des Panzergenerals Patton das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar. Fassungslos standen die Soldaten vor dem Panorama des Grauens. Die Bürger von Weimar, von den Amerikanern zur Rede gestellt, erklärten unisono, von dem KZ auf dem Ettersberg (das seit 1937 existierte und mit der Stadt auf vielfältige Weise verknüpft war) nie etwas gehört zu haben.

Daraufhin ließ General Patton tausend Männer und Frauen aus dem gehobenen Weimarer Bürgertum zusammentreiben, unter bewaffneter Eskorte auf den Ettersberg marschieren und vor die offenen Massengräber führen. Einige Herren brachen in Tränen aus, einige Damen – manche hatten einen eleganten Hut aus Friedenszeiten aufgesetzt – fielen in Ohnmacht. Noch Jahrzehnte später entrüsteten sich die Weimarer: nicht über das KZ, sondern über die Rohheit der Amerikaner.

Wie in Weimar, so war es in Dachau, in Sachsenhausen, in all den Golgathas im deutschen Land – niemand hatte etwas gewusst, niemand etwas gesehen. Die Verdrängung wurde zum Erbübel der Bundesrepublik, zur „Zweiten Schuld", wie Ralph Giordano schrieb, nicht mehr reversibel nach einer Generation.

Die Stunde Null war der große Schlussstrich, den die Mehrheit der Deutschen unter das Kapitel Hitler zog – eine Amputation des Bewusstseins, die die „Vergangenheit" (wie die Umschreibung für das „Dritte Reich" lautete) aus dem Gedächtnis löschte. Man sprach einfach nicht mehr von ihr und glaubte, sie damit los zu sein wie ein krankes Glied, das der Chirurg entsorgt. „Die Unfähigkeit zu trauern", nannten die Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich den mentalen Defekt dieser Generation.

Die Bonner Republik wurde dennoch der anständigste deutsche Staat, den es je gab. Aber er hatte es schwer, vom Staatsvolk angenommen zu werden. Er war ein Retortenbaby des Kalten Krieges, und seine Väter hatten (mit Ausnahme Adenauers) ein schlechtes Gewissen dabei, weil die westliche Staatsgründung die Teilung Deutschlands bedeutete. Sie taten alles, um diesem „Gebilde" den Charakter des Vorläufigen, jederzeit Widerrufbaren zu geben. Selbst die Verfassung sollte nicht Verfassung heißen, weil das zu bombastisch klang. So wurde die Konstitution „Grundgesetz" genannt. „Das neue jungfräuliche Wort vermochte so schön trügerisch von der Realität dieser Tage wegzuführen", schrieb Reinhold Maier, Ministerpräsident des damaligen Landes Württemberg-Baden.

Da die neue Republik sich ausdrücklich als „Provisorium" bezeichnete, ging 1949 auch der Taufakt, die Verkündung des Grundgesetzes, sang- und klanglos über die Bühne. Das Volk war an der Geburt der Bundesrepublik nicht beteiligt. Eine Volksabstimmung hatte man nicht riskieren wollen. Der „Souverän" blieb bei der Konstituierung des neuen Staates draußen vor der Tür. Das historische Datum wurde nie zum Feiertag erklärt und drang infolgedessen nie in das Bewusstsein des Staatsvolks. Seit mehr als 50 Jahren wundern sich die Bundesbürger jedes Mal aufs Neue, weshalb am 23. Mai die öffentlichen Gebäude geflaggt haben.

Das wirklich einschneidende Ereignis der Nachkriegszeit, das sich tief in die kollektive Erinnerung eingrub, war die Währungsreform am 20. Juni 1948, ein Jahr vor der Staatsgründung. Sie gilt als Startschuss für das Wirtschaftswunder und prägte die Mentalität der Bonner Republik entscheidend. Nach Jahren des Niedergangs und der Entbehrungen zeigte sich endlich Licht am Ende des Tunnels. Über Nacht gab es „richtiges" Geld, Deutsche Mark genannt. Sie wurde in egalitären Miniationen ausgegeben, 40 DM pro Kopf. Zum letzten Mal waren alle Deutschen gleich, wenn auch nur für ein paar Tage, bis die Banken wieder öffneten.

Ungläubig standen die Menschen vor den Schaufenstern, die sich mit Dingen füllten, die man nur noch vom Hörensagen kannte. Die Bewirtschaftung wurde weithin aufgehoben und durch etwas ersetzt, was Ludwig Erhard, für viele der Vater des Wunders, „Marktwirtschaft" nannte. Man brauchte nicht mehr für alles Bezugsscheine. Man konnte in ein Geschäft gehen und sagen: „Ich hätte gern einen neuen Fahrradschlauch", und der Mann griff in das Regal und legte den Schlauch auf den Tresen und sagte „bitte sehr" – es war unglaublich.

Von nun an ging es steil bergauf. Eine neue Ära begann: ohne Fanfarenstöße und Heilsverkündungen, aber umso dauerhafter. Nach einem halben Jahrhundert des Irrsinns, nach Millionen von Toten und unendlichem Leid kehrten die Deutschen, wenigstens im Westen, zur Normalität des Daseins zurück. Das eigene Wohlergehen war von nun an die oberste Richtschnur des Lebens.

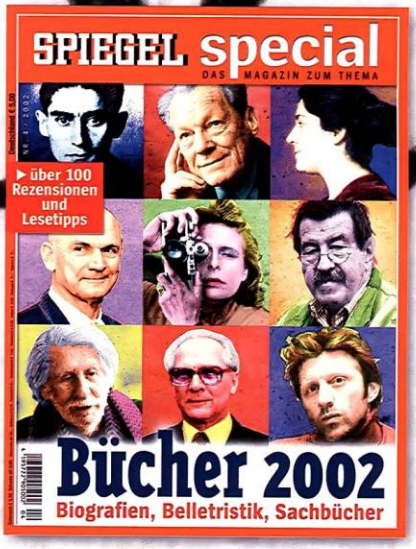
Die Stunde Null war zu Ende. Bald würde sie nur noch eine ferne Sage sein: eine Zwischenzeit, doppelbödig und janusköpfig, Ende und Anfang, Absturz und Aufstieg, Zusammenbruch und Befreiung. Eine Schicksalspause – unwiederholbar. □

Heinrich Jaenecke, 74, ist einer der *grand old men* der deutschen Publizistik. Er war von 1967 bis 1995 Reporter des „Stern".

wire.

SPIEGEL special
DAS MAGAZIN ZUM THEMA

Lesen, was zwischen den Zeilen steht.



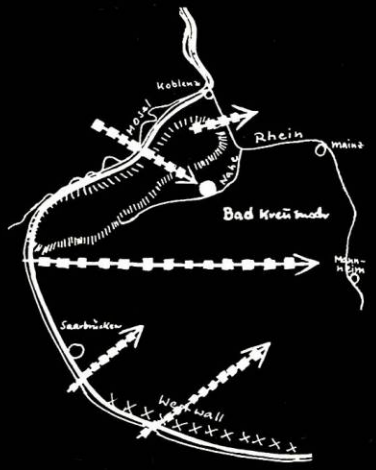
Die Buchbranche unter der Lupe.

- Neue Biografien bekannter Literaten und Persönlichkeiten.
- Über 100 Buchrezensionen sowie Hörbücher und CD-ROMs.
- Die neue Rowohlt-Ära: das Alexander-Fest-Porträt.
- Round-Table-Gespräch: die Krise des Buchhandels.
- Literaturagenten im Buchgeschäft.
- Kulturaustausch: Buchmesse-Gastland Litauen und Deutschland.

Jetzt in SPIEGEL special.

Jetzt im Handel oder direkt bestellen unter www.spiegel.de/shop

Zum Beispiel



Skizze des amerikanischen Vormarsches auf Bad Kreuznach

WIE DEUTSCHLAND den Krieg verliert, das ist vielerorts eine Mischung aus Jahrhundertereignis und Banalität. Denn selbst im Frühjahr 1945 ist der Alltag in vielen Städten noch geradezu unfassbar normal. Doch für die Menschen, deren Heimat plötzlich zur Front eines längst verlorenen Krieges wird, sind es dramatische Tage, die Tage vor der »Stunde Null«. So auch in Bad Kreuznach

Bad Kreuznach

VON CAY RADEMACHER

Frühjahr 1945 – heute mag es so erscheinen, als wären die 18 Wochen vom Jahresbeginn bis zum 8. Mai 1945 ein einziger großer Zusammenbruch gewesen, das letzte Aufflammen eines Krieges, der längst entschieden war.

Doch tatsächlich stehen Anfang 1945 deutsche Truppen noch in Ostpreußen, Ungarn, auf dem Balkan; sie haben sich in den Alpen verschanzt, in der Eifel und an der französischen Grenze. Die Niederlande, Dänemark und Norwegen sind noch teilweise oder ganz besetzt; alliierte Schiffe werden von U-Booten torpediert. Das Dritte Reich ist ein dem Untergang geweihtes Regime – aber immer noch mächtig genug, Tod und Verderben über große Teile Europas zu bringen.

In Deutschland kommt es noch einmal zu einer Steigerung des Schreckens. Viele Städte, so Dresden, werden erst in den letzten Kriegswochen im alliierten Bombenhagel verwüstet. Fliegende Feldgerichte der Wehrmacht gehen mit Strang und Erschießungskommandos gegen „Deserteure" und „Saboteure" vor. Was dem Regime bleibt, ist die finale Stufe besinnungsloser Gewalt.

Wenn Konzentrationslager oder Gefängnisse vor den anrückenden Alliierten geräumt werden, bedeutet das oft den Tod für die Häftlinge. Tausende sterben wenige Tage, ja manchmal nur Stunden vor der Befreiung.

Wie Deutschland den Krieg verliert, ist vielerorts eine Mischung aus Grauen und Groteske, ein Nebeneinander von Banalität und Jahrhundertereignis. Denn noch immer gibt es im Reich ein Alltagsleben, das im Verhältnis zu dem, was der Krieg sonst in Europa an Leid gebracht hat, von geradezu unfassbarer Normalität erscheint.

Post, Telefon und Bahn funktionieren. Bäcker verkaufen Brot, Gaststätten haben geöffnet, auch wenn es oft genug nur Eintopf gibt. Die Kinos zeigen Spielfilme, aus den Volksempfängern kommt auch jetzt noch die Mischung aus Propagandareden, klassischer Musik und Wehrmachtsberichten, die seit 1939 gesendet wird. Auf dem Land handeln Bauern per Zeitungsannoncen mit Tieren, von der Kuh bis zum Jagdhund. Paare feiern ihre Vermählung, Kinder gehen zur Schule, Studenten werden aufgefordert, sich für das Sommersemester 1945 zu immatrikulieren.

Doch längst rollt eine gewaltige Offensive auf Deutschland zu. Am 12. September 1944 ist als erster deutscher Ort die Gemeinde Roetgen bei Aachen in amerikanische Hände gefallen. Zum Jahresbeginn 1945 folgte der Stoß tief hinein ins Reichsgebiet: Anfang März nimmt die US Army Mönchengladbach und Trier, vom 5. bis 7. März Köln.

Im Zuge dieses Vormarsches werden Hunderte kleiner Städte eingenommen – oft militärisch unbedeutende Schauplätze. Doch für die Menschen, deren Heimat plötzlich zur Front wird, sind sie dramatisch, die Stunden vor der „Stunde Null".

So auch in Bad Kreuznach.

Die US Army trifft in Bad Kreuznach auf keinen Widerstand. Auch die Sprengung der 600 Jahre alten Nahebrücke durch die Wehrmacht hält die GIs kaum auf: Binnen kurzem haben sie auf den Pfeilern eine Panzerpassage montiert

Freitag, 16. März 1945

Die Stadt an der Nahe liegt knapp 20 Kilometer südwestlich von Mainz: ein Kurort mit Heilquellen und mittelalterlichen Fachwerkbauten. Lange ist der Krieg hier als eine Serie von triumphalen Wehrmachtsberichten erschienen: Siege in Frankreich, Russland, Nordafrika – ferne Städte und fremde Menschen, die unterworfen wurden.

Am ersten Weihnachtstag 1944 aber hat der Krieg auch Bad Kreuznach erreicht. Mindestens 281 Menschen sind bei einem Luftangriff an diesem Tag und einem weiteren am 2. Januar 1945 umgekommen; mehr als die Hälfte der Gebäude wurde zerstört.

Viele Ausgebombte ziehen in die umliegenden Dörfer, Schulkinder werden nach Bayern evakuiert. Die Einwohnerzahl reduziert sich um die Hälfte auf ungefähr 16 000. Die NS-Kreisleitung lässt Plakate kleben, die vor Diebstählen aus

Mit Luftschlägen bereiten die Alliierten ihre Bodenoffensiven auch auf dem Lande vor. Zum Schutz versteckt sich diese Bauernfamilie in einem Erdloch. In den Städten fliehen die Menschen bei »Vollalarm« in Keller und Bunker oder suchen, wie in Bad Kreuznach, zu Tausenden Sicherheit in eilig in den Fels getriebenen Stollen

den Trümmern warnen: „Plünderer werden sofort erschossen!"

Wer bleibt, lebt in zertrümmerten Häusern, mit blockierten Straßen und einem zerstörten Kanalnetz; die Stromversorgung ist unregelmäßig. Der Lebensrhythmus ändert sich: Die Aussaat der Bauern, die Büroarbeit der wenigen Beamten der Stadtverwaltung, die Einkäufe der Frauen – alles findet morgens früh oder spätabends statt. Der Tag gehört feindlichen Jagdbombern, die Eisenbahnen, Fahrzeuge, Fußgänger beschießen.

Irmgard Kuhlmann, ein Mädchen von 19 Jahren, das im Café seiner Eltern in der Altstadt arbeitet, spottet über ihre Mitbürger, die alle an einer neuen Augenkrankheit leiden: Ein Auge blickt auf den Weg, das andere ist schielend nach oben verdreht und sucht den Himmel ab.

Bei jedem Alarm hastet Irmgard Kuhlmann über die alte Nahebrücke auf das andere Ufer, um dort in den Kauzenbergstollen zu rennen. Zwischen Februar und August 1944 hat die Verwaltung 400 Meter Gänge in den Fels treiben lassen. Bis zu 7000 Menschen drängen sich hier zusammen.

Die Leute nehmen Klappstühle, Kissen, einen Handkoffer mit den notwendigsten Sachen mit. Nur wenige Lampen geben Licht. Der feine Staub führt bei manchen zu Hautreizungen und Ekzemen, andere klagen über Kopfläuse, wenn sie stunden-, manchmal tagelang eng zusammengesessen haben.

Der Morgen des 16. März ist ungewöhnlich mild. Gerüchte wandern von Keller zu Keller. „Wo stehen die Amerikaner?" ist die häufigste Frage.

Seit einem Tag sitzt Irmgard Kuhlmann wieder im Bunker. Gestern haben Wehrmachtssoldaten ihr geraten, einen Koffer mehr mit persönlichen Dingen mitzunehmen als sonst. Als sie über die Nahebrücke geht, sieht sie weshalb: Uniformierte bringen Sprengladungen an. Kurz darauf werden alle Nahebrücken bis auf zwei Behelfskonstruktionen gesprengt.

Selbst noch an diesem Freitag ist eine Zeitung erschienen, der „Oeffentliche Anzeiger". Der Wehrmachtsbericht füllt einen großen Teil der Titelseite: „Amerikaner zum Großangriff angetreten / Gegen unsere Front westlich des Rheins ist der Feind an der Mosel, an der Saar und im Unterelsass zum Großangriff angetreten. Unter starkem Einsatz von künstlichem Nebel gelang es ihm, nordöstlich Cochem und bei Ürzig auf dem Ostufer der Mosel Fuß zu fassen."

Dass die US Army schon vor der eigenen Stadt steht, erfahren die Zeitungsleser nicht. Neben dem Wehrmachtsbericht steht eine irreal anmutende Mischung aus Kurznachrichten: Japan erwartet eine US-Invasion, in Frankreich wurde ein Kollaborateur mit den Deutschen zum Tode verurteilt, in Gießen ein „Plünderer" hingerichtet. Daneben ein Beitrag über Erkennung und Behandlung zu hohen Blutdrucks.

Die Hälfte der Rückseite füllen „Familien-Anzeigen". Die Barmer Ersatz-

Auf Befehl ihrer Heeresleitung sprengen deutsche Soldaten zahllose Brücken. Eine sinnlose Zerstörung – denn die Amerikaner haben, wie hier bei Koblenz, ihre eigenen schwimmenden Übergänge mitgebracht

kasse sucht eine „Tüchtige Stenotypistin". Eine „ältere, ruhige Dame, totalfliegergeschädigt", sucht 1–2 möblierte Zimmer, „evtl. mit Verpflegung". Auffallend häufig auch Fragen nach persönlicher Habe, die auf der Flucht in die Bunker verloren gegangen ist: „Am Dienstag bei Vollalarm ein Paar Kinderturnschläppchen verloren von Poststraße 11, Wilbert, bis Stollen, Kaltes Loch."

Niemand weiß an diesem 16. März genau, was die wenigen deutschen Verteidiger vorhaben. Seit Tagen ist langsam näher kommendes Artilleriefeuer zu hören. In der Nacht zuvor hat ein Aufklärungsflugzeug Magnesiumfackeln über Bad Kreuznach abgeworfen, die den Ort in ein gespenstisches Licht getaucht haben.

Die Amerikaner werfen auch Flugblätter ab, die zur Kapitulation aufrufen: „Ihr seid abgeschnitten! Alliierte Einheiten stehen bereits weit hinter Euch. Ihr könnt weder mit Entsatz noch mit Nachschub rechnen. Ihr steht einem weitaus überlegenen Gegner gegenüber. Jeder Versuch, Widerstand zu leisten, bedeutet den sicheren Tod!"

Und auf der Rückseite geben sie Sprachunterricht: „Schwenke dieses Flugblatt und rufe: ‚Ei Ssörrender'. Das bedeutet: Ich ergebe mich."

Den besten Beweis dafür, dass die amerikanischen Truppen nicht mehr weit sind, liefern in Bad Kreuznach die eigenen Soldaten – fast alle verlassen die Stadt. Ranghöchster Offizier und damit Stadtkommandant ist jetzt Oberstleutnant Johannes Kaup. Der 48-Jährige hat den Befehl, Bad Kreuznach „bis zum Letzten" zu verteidigen.

Doch Kaup steht nur ein einziger, hastig gebildeter Zug zur Verfügung: rund 50 verletzte und nun langsam genesende Soldaten, die in der Hindenburg-Kaserne zusammengerufen worden sind. Kaup, der vergebens gegen die Sprengung der Nahebrücken protestiert hat, benachrichtigt sofort nach Abzug seiner Vorgesetzten Vertreter der Stadtverwaltung und erlaubt den Zivilisten, Bad Kreuznach an die Amerikaner zu übergeben. Dies ist in den Augen vieler Militärs Verweigerung eines „Führerbefehls" und Verrat an Deutschland, und das weiß Kaup.

Auch die andere Einheit, die Bad Kreuznach verteidigen soll, ist in Auflösung: der Volkssturm, das letzte Aufgebot des NS-Staates, umfasst alle Männer zwischen 16 und 60, die nicht an der Front oder anderswo in kriegswichtigem Einsatz stehen. Ihre Bewaffnung in Bad Kreuznach: alte Beutegewehre, dazu einige Schuss Munition und Panzerfäuste.

Sie werden vor allem an den Panzersperren postiert. Die sind in den Wochen zuvor vom Volkssturm und von Frauen gebaut worden und sehen aus wie überdimensionierte Jägerzäune, die quer über die wichtigsten Straßen gezogen sind: massive Tannen- und Kiefernbalken, tief in die Erde eingelassen.

Auch die Mittelteile dieser Sperren sind bereits vorbereitet, aber noch nicht eingesetzt. Offene Sperren lassen deutschen Soldaten alle Bewegungsfreiheiten. Erst im letzten Augenblick sollen sie geschlossen werden. Das zumindest ist der Plan.

Aber Bad Kreuznachs Volkssturm hat nichts von dem „fanatischen Kampfeswillen", den die Goebbelssche Propaganda immer wieder fordert. Volkssturmführer Arnold verschwindet irgendwann im Verlauf dieses 16. März heimlich; Wehrmachtsoffiziere und andere Männer mit Amtsautorität setzen sich bald ebenfalls ab.

Stattdessen entdecken einige Kreuznacher gegen Mittag nahe des Nachbarorts Rüdesheim den ersten amerikanischen Panzer. Da macht der Volkssturm seinem Namen alle Ehre: Die Männer stürmen den Hang hinab zum Hotel „Quellenhof" – und werfen Gewehre und Panzerfäuste in die Nahe. Danach verschwinden sie in den Gassen der Stadt.

Niemand lässt sich darauf ein, unhaltbare Positionen zu verteidigen. Panzersperren werden in diesen Wochen an der Westfront zu Symbolen einer einfachen Zeichensprache. Geöffnete Sperre bedeutet: „Wir ergeben uns." Geschlossene Sperren dagegen signalisieren Widerstand. Da die US Army darauf mit

massiven Panzer- und Luftangriffen reagiert, sind die Einwohner der betroffenen Städte stets bemüht, die Panzersperren offen zu halten.

KARL KUHN ERWARTET den Vormarsch der Amerikaner, anders als viele Mitbürger, mit Hoffnung. Der 47-jährige Volksschullehrer, ein Sozialdemokrat, ist 1933 aus dem Schuldienst gedrängt und für einige Monate ins Zuchthaus gesperrt worden. Nach der Haft hatte er Lehrverbot; seit Kriegsausbruch arbeitet er im Lebensmittelgroßhandel seines Schwagers.

Kuhn ist besser informiert als die meisten Soldaten in der Stadt: Er hat eine Bekannte beim Fernmeldeamt angerufen und gefragt, welche Telefonämter in den letzten Stunden ausgefallen sind. Die Antwort: Seit gestern nachmittag kein Kontakt mehr mit Simmern, seit dem frühen Morgen ist Rheinböllen abgeschnitten, kurz darauf war die Verbindung nach Eckweiler und Wallhausen tot. Die GIs rücken sehr schnell durch den Hunsrück heran.

Kurz vor elf rollt der erste Panzer bis zur Rüdesheimer Straße: ein dunkelgrünes Ungetüm mit brüllendem Motor und mahlenden Ketten – ein amerikanischer „Sherman".

Der Panzer hält an der Kreuzung. Ein Dutzend GIs springen ab und sichern die Straße. Sie ahnen nicht, dass nur wenige hundert Meter entfernt die letzten Verteidiger Bad Kreuznachs ausharren: Zwei Offiziere, ein HJ-Bannführer und zehn Hitlerjungen haben sich in den Kleingärten verschanzt.

Der 24-jährige Oberleutnant Richard Walter ist mit seinem Hauptmann und einem Fahrer zufällig auf dem Weg durch Bad Kreuznach gewesen, als ihnen Lastwagen entgegenkamen. Auf dem Trittbrett des ersten stand ein Soldat und schrie: „Die Amis kommen!" Walter und der Hauptmann ließen den Wagen stehen und machten sich mit zwei Panzerfäusten zu Fuß auf den Weg – den Amerikanern entgegen.

Kurz darauf trafen sie auf Hitlerjungen, die mit einem Maschinengewehr bewaffnet waren. „Wir wollen zum Rhein", erklärten sie. „Ihr kommt mit uns", befahl der Hauptmann. Die Truppe zog durch die Außenbezirke der Stadt.

Ein amerikanisches Flugzeug kreist über dem „Sherman", doch kein Amerikaner entdeckt die versteckten Verteidiger. Kein Schuss fällt. Walter hält gemeinsam mit seinem Hauptmann und den Hitlerjungen gut zwei Stunden unentdeckt die Stellung – zwei Stunden der Spannung und Unsicherheit.

Dann sieht Walter, wie etwa zehn deutsche Zivilisten aus dem Kauzenbergstollen hervorkommen und sich den Amerikanern vorsichtig mit einer gro-

Der Kornmarkt im Zentrum Bad Kreuznachs liegt in Trümmern. Im Schutt suchen die Menschen nach Brennholz. Die GIs haben die Stadt am 17. März 1945 besetzt und tags darauf in der unzerstörten Kreissparkasse ihre Stadtkommandatur eingerichtet. Nur ein einziger Deutscher hat auf die Eroberer gefeuert

ßen weißen Flagge nähern. Walter kann lediglich erkennen, dass sich die Zivilisten friedlich mit den GIs unterhalten; sonst geschieht nichts.

Kurz darauf schleichen sich Walter und seine Truppe davon. Die Hitlerjungen wollen sich weiter zum Rhein durchschlagen, die drei Soldaten setzen ihre Irrfahrt mit dem VW fort. Zwischen der Stadt und den Angreifern steht kein einziger bewaffneter Deutscher mehr – doch weder die GIs noch die Einwohner Bad Kreuznachs wissen davon.

Bei Einbruch der Dunkelheit zieht sich der Panzer wieder zurück.

Samstag, 17. März 1945

Erst am Nachmittag kommen die Tanks wieder. Diesmal fahren sie über die Mannheimer Straße in die Stadt – von Südosten. Kein Einwohner hat gemerkt, dass die Amerikaner Bad Kreuznach fast vollständig eingeschlossen haben. Die „Shermans" rasseln langsam und schwer durch die Stadt, viele Gassen sind zu eng. Schwer bewaffnete GIs beginnen damit, die Häuser nach deutschen Soldaten und Waffen zu durchsuchen.

Den gefährlichsten Zwischenfall erlebt Karl Kuhn mit, der Volksschullehrer. Als der erste Panzer am Gebäude der Volksbank auftaucht, sieht Kuhn plötzlich eine Stichflamme über dem „Sherman": Irgendwer hat eine Panzerfaust abgeschossen. Die GIs eröffnen sofort das Feuer; Kuhn flieht zu einem Nachbarn in die Altstadt. Nach wenigen Augenblicken ist es wieder ruhig. Der Schütze der Panzerfaust bleibt unerkannt, doch ein Unbeteiligter wird von den Amerikanern erschossen: der Wirt des Gasthauses „Zur Traube".

Den Panzern folgen Jeeps mit aufmontierten Lautsprechern. Immer wieder schallt es durch die Straßen: „Deutsche Soldaten, ergebt euch!" US-Pioniere setzen einen Panzersteg über die Pfeiler der zertrümmerten Brücken. Panzer und Jeeps gelangen nun auch von Westen her über den Fluss in die Stadt.

Irmgard Kuhlmann, die immer noch im Kauzenbergstollen sitzt, sieht gegen Mittag, wie ein paar Männer ihn verlassen und oben auf der Kauzenburg eine weiße Fahne hissen. Wenig später dringen vier amerikanische Soldaten mit vorgehaltener MP in den Luftschutzbunker ein, durchsuchen ihn, ziehen nach kurzer Zeit wieder ab.

Ohne Zwischenfälle verläuft die Übergabe der Hindenburg-Kaserne. Die 50 verwundeten deutschen Soldaten hissen ein weißes Bettlaken und eine Rotkreuzfahne als Zeichen ihrer Kapitulation. Neben den Deutschen liegen im Lazarett einige Amerikaner, die ihre Kameraden als Befreier begrüßen.

Durch die Straßen werden SS-Männer getrieben, die im Kurhaus gefangen genommen worden sind – völlig betrunken. Einige haben Sektflaschen in den Taschen der schwarzen Uniformen. Wütende GIs zerschmettern sie auf der Straße.

Viele der deutschen Soldaten müssen nicht weit laufen. Wenige Tage nach Einnahme Bad Kreuznachs wird die US Army neben der Stadt ein Lager für 80 000 und eines für 110 000 Gefangene einrichten: riesige Areale auf Feldern, Wiesen und Weinbergen, umgeben von einem zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun, doch anfangs ohne Zelte, Baracken, ohne Wasserleitungen – und fast ohne Verpflegung. Deutsche jedoch, die den Gefangenen Lebensmittel bringen wollen, werden von den Wachen abgewiesen.

Die zusammengepferchten Männer werden den wenigen Pflaumenbäumen aus Hunger die Rinde abschälen, sie werden Löcher mit Löffeln in den Boden graben als Unterstände in der Nacht, und manche dieser Löcher werden zu Todesfallen werden, als sich in ihnen bei Regen das Wasser einige Handbreit hoch sammelt und schlafende oder entkräftete Männer darin ertrinken. Erst 1948 wird man das letzte Lager auflösen. Mindestens 4000 Gefangene werden in diesen Lagern infolge Nässe, Entkräftung oder Krankheiten sterben.

Sonntag, 18. März 1945

Die Amerikaner haben am Abend zuvor eine Ausgangssperre verhängt und sich bei Dunkelheit wieder aus den unübersichtlichen Gassen zurückgezogen. Noch hat die Stadt nicht offiziell kapituliert. Wenn es in der über 700-jährigen Geschichte Bad Kreuznachs überhaupt eine „Stunde Null" gibt, dann schlägt sie jetzt. Die halb zerstörte, halb entvölkerte Stadt hat keine eigene Verwaltung mehr und noch keine fremde. Auch Oberstleutnant Kaup, der faktische Ortskommandant, hat Bad Kreuznach verlassen. Er will sich nach Speyer durchschlagen.

Wieder rollen an diesem Morgen Panzer durch die Stadt, wieder durchsuchen GIs die Häuser – diesmal auch auf der Suche nach Gebäuden, die sich als Unterkunft requirieren lassen. Für die Amerikaner ist der Umgang mit der deutschen Bevölkerung inzwischen Routine. Sie sind laut und selbstsicher, doch die meisten begegnen vor allem Frauen und Kindern freundlich. Nur ein oder zwei US-Soldaten werden zudringlich und fangen sich von jungen Frauen Ohrfeigen ein. Ihre Kameraden lachen sie aus, sonst geschieht nichts.

Anders ist es, wenn die GIs auf Vertreter des NS-Regimes treffen. In Häusern mit Hitlerbildern oder Hakenkreuzfahnen wird die Einrichtung zerstört. Männer in den schwarzen SS-Uniformen werden manchmal geschlagen und getreten – wenige Tage zuvor sind Bilder aus dem befreiten KZ Auschwitz um die Welt gegangen.

Es gibt Verständigungsprobleme, Sieger und Besiegte kommunizieren per Zeichensprache. Gegen 10 Uhr ergeben sich im Oranienpark ein paar versprengte deutsche Soldaten. Da die GIs alle uniformierten Deutschen gefangen nehmen, muss ein Reichsbahnbeamter, der zufällig in der Nähe steht, ebenfalls mitkommen. Auch einige Bürger werden abgeführt. Karl Kuhn sieht den Inhaber eines Kaufhauses in einem Jeep sitzen – unterwegs zum Verhör. Später wird herauskommen, dass die US Army von ihrem Geheimdienst Listen mit Nazis und Nazi-Gegnern erhalten hat.

Irmgard Kuhlmann verlässt unter dramatischen Umständen den Kauzenbergstollen: Ein Feuer bedroht das Haus ihrer Eltern. Anwohner und Nachbarn hasten in die Altstadt und bilden eine Eimerkette von der Nahe zum Brandort. Irmgard Kuhlmann sitzt rittlings auf dem hölzernen Dachstuhl. Ursache des Brandes, der neun Gebäude zerstört: Ein GI hatte in einem Geschäft an der Nahebrücke ein Hitlerbild entdeckt und das Haus kurzerhand angesteckt.

Zu Hunderttausenden gehen deutsche Soldaten in amerikanische Gefangenschaft. Wer den GIs in schwarzer SS-Uniform begegnet, muss mit Schlägen rechnen, und in Häusern, in denen sie Hitlerbilder finden, demolieren die Eroberer die Einrichtung. Kinder dagegen behandeln die Soldaten freundlich, beschenken sie. Und in ein paar Monaten werden sie auch das Fraternisierungsverbot gegenüber deutschen Frauen vergessen

Aus den Nachbargemeinden ist Kampflärm zu hören. Alliierte Jagdbomber fliegen über die Stadt. Plötzlich tauchen drei deutsche Flugzeuge auf und werden von der amerikanischen Flak heftig beschossen. Doch in Bad Kreuznach ist alles ruhig und scheinbar friedlich; nachmittags spielen Kinder mit herumliegenden Granatsplittern.

Die Kreuznacher warten auf weitere Durchsuchungen. Bettlaken und Handtücher werden als weiße Fahnen aus den Fenstern gehängt, in vielen Häusern verschwinden Parteiabzeichen, Fotos, Uniformen in Öfen und hastig entfachten Feuern oder in der Nahe.

Mittags fahren Jeeps vor dem Gebäude der Kreissparkasse am Kornmarkt vor, Offiziere steigen aus und richten dort ihre Kommandantur ein. Noch immer ist die Stadt nicht übergeben. Bad Kreuznachs von der NSDAP eingesetzter Bürgermeister ist 1942 an der Front gefallen; der NS-Kreisleiter ist am 16. März geflohen, ebenso der Volkssturmführer und Oberstleutnant Kaup. Wer soll für die Stadt kapitulieren?

Es ist Karl Kuhn, der die Initiative ergreift. Gemeinsam mit dem kommissarischen Bürgermeister und einem Landwirt, der Englisch spricht, geht er zur Kreissparkasse und übergibt die Stadt ohne jedes Zeremoniell an Captain S. M. Brown.

Die drei Deutschen teilen dem Amerikaner kurz mit, dass es in der Stadt keinen Widerstand mehr gebe. Man beschränkt sich auf ein kurzes Treffen mit begrenzter Höflichkeit. Das von der US Army erlassene Fraternisierungsverbot verbietet es dem Captain, den Deutschen die Hand zu geben.

Kuhn wird schon bald beim demokratischen Neuaufbau helfen und wieder in die SPD eintreten; er wird 1948/49 im Parlamentarischen Rat an der Schaffung des Grundgesetzes arbeiten und danach im Landtag von Rheinland-Pfalz sitzen.

Wieder fahren lautsprecherbewehrte Jeeps durch die Straßen, eine deutsch gesprochene Ansage wird ständig wiederholt: Die US Army verhängt eine strikte Ausgangssperre. Lediglich zwischen 8 und 10 sowie 14 und 18 Uhr dürfen Zivilisten die Häuser verlassen, etwa um Lebensmittel zu besorgen. Die verbliebenen Vorräte aus Wehrmachtsdepots lassen die Amerikaner an die Bevölkerung verteilen. Mitunter werden die Lager auch geplündert: Männer und Frauen brechen die Türen auf, es kommt zu Schlägereien. Die Amerikaner mischen sich nicht ein.

Der Krieg ist aus in Bad Kreuznach. Deutlichstes Zeichen vielleicht: Niemand muss mehr abends die Fenster verdunkeln. Alliierte Bombenangriffe drohen nicht mehr.

Montag, 19. März 1945

Für zwei Gruppen von Kreuznachern bedeutet der Einmarsch der Amerikaner weit mehr als das herbeigewünschte Ende der Kämpfe. Viele „Fremdarbeiter" haben in Firmen und bei Bauern

gearbeitet: ein polnischer Lehrer, ukrainische Frauen, französische Kriegsgefangene. Sie feiern ihre Befreiung, dass sie nicht länger Arbeitssklaven sind. Im Gasthof „Zur Traube" war eine junge Russin als Haushaltshilfe beschäftigt. Jetzt führt sie einen Trupp ihrer Landsleute an, die in die Gaststätte eindringen und Wein und Konserven fordern.

Einige Zeit später werden die Ausländer einen oft ungewissen Heimweg antreten. Über zehn Millionen „Displaced Persons", so schätzen die Besatzungsbehörden, gibt es 1945 (siehe Kasten Seite 56). Bis September 1945 sind die meisten Männer und Frauen in ihre Heimat zurückgeführt – und nicht alle werden darüber froh: Viele Osteuropäer, die dem Schrecken der Nazis knapp entronnen sind, werden als angebliche „Verräter" oder „Kollaborateure" in Stalins Lager verschleppt.

Glück haben hingegen in Bad Kreuznach einige Gegner des NS-Regimes. Sie sind am 15. März auf Anordnung des Koblenzer Gestapoleiters im Casino festgesetzt worden. Sie bekamen Aufenthaltsverbot für das linksrheinische Gebiet und sollten tags darauf abtransportiert werden – wahrscheinlich zu ihrer Exekution. Doch die Amerikaner sind schneller. Als vor ihnen die örtlichen Gestapo-Männer am 16. März überstürzt fliehen, können die Gefangenen das nun unbewachte Casino verlassen.

Für andere kommt der Vorstoß der Alliierten zu spät. Im Winter 1944/45 sind Insassen des KZs Sachsenhausen in Bad Kreuznach für Bauarbeiten an der Eisenbahnlinie eingesetzt worden. Im Frühjahr 1945 ermorden SS-Bewacher 36 von ihnen: jeweils sieben Deutsche und Franzosen, sechs Niederländer, drei Polen und je einen Häftling aus Belgien, Ungarn und Italien sowie zehn Unbekannte. Die übrigen werden vor Ankunft der Amerikaner abtransportiert.

Zu spät kommen die Befreier auch für die 600 jüdischen Bürger der Stadt. In der „Reichskristallnacht" am 9. November 1938 ist ihre Synagoge in der Fährgasse verwüstet worden; später wurden alle deportiert. Als nun Wandzeitungen und das von den Alliierten kontrollierte Radio über die Gräuel in den KZs berichten, sagen viele Kreuznacher, sie hätten nur von Sachsenhausen gewusst, nicht aber von Auschwitz und den anderen Vernichtungslagern.

Das Leben normalisiert sich schnell. Karl Kuhn organisiert auf Anweisung der Alliierten die Lebensmittelversorgung. Es werden, wie zuvor, Lebensmittelkarten und Bezugsscheine ausgestellt. Dafür verantwortlich ist ein Mann, der bereits in der alten Verwal-

Der Einmarsch in zerstörte Kleinstädte ist für die Amerikaner bald Routine: Sie verhängen Ausgangssperren und bestimmen Bürgermeister, holen Nazis aus ihren Verstecken und befreien Zwangsarbeiter. Hier im hessischen Bensheim kommt das 180. Infanterieregiment zu spät – nur drei Tage vor ihrer Ankunft hat die Gestapo noch zwölf Häftlinge umgebracht

tung „stellvertretender Kartenstellenleiter" gewesen ist – ein NS-Parteimitglied.

Kuhn improvisiert wie gewohnt. Captain Brown macht ihm die Haltung der Besatzungsmacht klar: „Wir nehmen Ihnen nichts, wir geben aber auch nichts." Am 25. April legt Kuhn eine Liste aller im Kreis vorhandenen Lebensmittel vor. Fleisch ist sehr knapp, Milch wird nur an Kinder verteilt.

In Schulen und anderen nicht zerstörten öffentlichen Gebäuden werden provisorische Amtsstuben eingerichtet. Am 24. Mai übergibt der Stadtbauoberinspektor der Besatzungsmacht eine Denkschrift über die Beseitigung aller Kriegsschäden. Bis zum Herbst sind die meisten großen Straßen und fast alle Wasser- und Gasleitungen geflickt.

Am 2. April hält wieder ein Eisenbahnzug in Bad Kreuznach. Er bringt Nachschub für die Amerikaner, die in den folgenden Wochen rasch nach Süden, Norden und Westen vorrücken: Am 29. März haben sie Frankfurt genommen, am 4. April ziehen sie in Kassel ein, am 30. April in München, am 3. Mai in Salzburg; am 18. April sind sie Herren des „Ruhrkessels" und damit des südlichen Westfalens; am selben Tag stehen sie schon in Magdeburg – und somit an der Elbe, die General Eisenhower aus Rücksicht auf sowjetische Interessen nicht überschreiten lässt. Kaum irgendwo stoßen die Amerikaner jetzt mehr auf größeren deutschen Widerstand, und fast allerorten wehen weiße Fahnen.

Auch die Briten, die am 24. März noch bei Wesel den Rheinübergang erzwingen müssen, werden bei ihrem Vormarsch auf Bremen (Einnahme: 26. April) und Schleswig-Holstein (Einnahme Lübecks: 2. Mai) nur noch in wenige schwere Kämpfe verwickelt.

Anders im Osten: Gegen die sowjetischen Truppen wehren sich die an Menschen und Material hoffnungslos unterlegenen Deutschen vehement. Am 8. Mai* endlich, als die Alliierten längst vollständig Herren der Lage sind, kapituliert das Deutsche Reich.

* Es gibt zwei deutsche Gesamtkapitulationen: eine am 7. Mai 1945 im US-Hauptquartier im französischen Reims und eine zweite auf sowjetischen Wunsch am 8. Mai im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst. Unterschrieben wird die zweite kurz nach Mitternacht, am 9. Mai um 0.16 Uhr. Da ist sie seit 16 Minuten gültig.

Um in den fremden Städten den Überblick zu behalten, improvisieren die Besatzer: Ein Schilderwald mit militärischen Abkürzungen weist den GIs – wie hier am Passauer Ludwigsplatz – den Weg zu ihren Befehlsstellen, Unterkünften oder Lazaretten

In Bad Kreuznach normalisiert sich das Leben, soweit es in jenen Tagen in Deutschland überhaupt normal sein kann. Von Juli an dürfen auch Deutsche wieder die Eisenbahn benutzen, wenn auch zunächst nur in Güterwaggons.

Am 1. September 1945 fährt die erste Straßenbahn. Behelfs- und Pontonbrücken der Amerikaner verbinden die beiden Nahe-Ufer. Am 15. Oktober öffnen die Schulen wieder. Viele der älteren Oberschüler waren Flakhelfer oder im Volkssturm, manche sind gerade aus der Gefangenschaft entlassen.

Der Schwarzmarkt beginnt im Sommer 1945, Zigaretten sind Handelsware und Währung zugleich. Die GIs vergessen ihr Fraternisierungsverbot und treffen sich mit deutschen Mädchen. Schauplätze der ersten Romanzen sind das Freibad und das Kurviertel, in dem sich die Amerikaner einquartiert haben.

Der letzte Akt des Krieges in Bad Kreuznach spielt ein paar Tage nach der Übergabe der Stadt knapp 50 Kilometer südlich. In Ellerstadt meldet sich Oberstleutnant Kaup im Hauptquartier der Heeresgruppe G. Deren Chef, SS-Obergruppenführer Hausser, macht ihm in einem Gespräch unter vier Augen heftige Vorwürfe, weil er Bad Kreuznach nicht bis zum letzten Mann verteidigt habe.

Kaup muss den Raum verlassen und im Vorzimmer warten. Ein Feldrichter wird angefordert, Kaup droht ein Kriegsgerichtsverfahren – für einen Offizier das sichere Todesurteil. Daraufhin reißt Kaup seine Dienstpistole aus dem Halfter, hält sie sich an den Kopf und drückt ab. Das alles geht so schnell, dass mehrere umstehende Soldaten keine Chance haben, es zu verhindern.

Am 19. März 1945 gibt das Oberkommando der Wehrmacht bekannt: „Bad Kreuznach ging nach erbittertem Ringen verloren." □

Cay Rademacher ist Historiker und Textredakteur dieses Heftes. Der 37-Jährige hat in Bad Kreuznach mit Zeitzeugen gesprochen und die Unterlagen des Stadtarchivs studiert.

Berlin, April 1945: Erbittert kämpft das letzte deutsche Aufgebot gegen die vorrückende Sowjetarmee. Längst

VON HAUS ZU HAUS, VON FLUR ZU FLUR

VON ULRIKE MOSER

Es duftet leicht nach Flieder. Und Berlin ist voller Leben. Tausende haben die Keller, Bunker und Schutzräume verlassen. „Plötzlich erinnert man sich, dass es Frühling ist", schreibt eine junge Frau in ihr Tagebuch. Vor den Lebensmittelläden haben sich Schlangen gebildet und vor jedem Hydranten. Es ist lange her, dass so viele Menschen auf den Straßen waren.

Es ist Samstagvormittag, der 21. April 1945. Soeben haben die Amerikaner noch einmal Berlin bombardiert. Durch Dutzende Luftangriffe ist weit über die Hälfte aller Gebäude in der Innenstadt zerstört. Etwa drei Millionen Menschen vegetieren noch in Trümmern und rauchenden Ruinen, zwischen Resignation und Verzweiflung, zwischen Zynismus und der Anstrengung, weiterzuleben.

Noch immer gehen Menschen pünktlich zur Arbeit. Noch immer öffnen Kinos nachmittags die Kassen. Die Berliner Philharmoniker haben am 12. April ihr letztes Konzert gegeben – mit dem Finale aus Wagners „Götterdämmerung". Nach der Vorstellung sollen Hitlerjungen Zyanid an die Besucher verteilt haben.

Seit Tagen rückt das Grollen der Front von Osten her näher. Doch noch immer wird die Post ausgetragen, produziert die Berliner Industrie Kriegsmaterial. Bestattungsunternehmen verkaufen dieselben Särge wieder und wieder, da die Toten herausgenommen und in Massengräbern bestattet werden. Unbekannte finden sich bei anonymem Sex im Tiergarten.

Dieser Frühlingsmorgen scheint ein Moment des Atemholens zu sein – bis plötzlich Granaten aus sowjetischen Ferngeschützen einschlagen. Am Hermannplatz vor Karstadt explodieren sie in der Menge. Blut und Körperteile bedecken das Pflaster. Eine Salve nach der anderen geht im Zentrum nieder. Aus der Ruine des Reichstags schlagen Flammen. Über den Kurfürstendamm galoppieren Pferde mit brennenden Mähnen und trampeln fliehende Menschen nieder.

Der Krieg, der schon lange verloren ist, entfaltet noch einmal all seine Schrecken. Granaten schlagen zu jeder Tages- und Nachtzeit ein. Alarm wird nicht mehr gegeben. Die Menschen können ihre Schutzräume, die Keller und U-Bahn-Schächte nicht mehr verlassen. Strom gibt es oft nur noch für wenige Minuten. Die Wasserversorgung bricht zusammen. Die Menschen in den Bunkern verrichten ihre Notdurft, wo immer es ihnen möglich ist.

Eine knappe Woche zuvor, am frühen Morgen des 16. April, hat die Sowjetarmee an der Oder mit ihrer großen Offensive auf Berlin, die „Höhle der faschistischen Bestie", begonnen. Mit 20 Armeen – 2,5 Millionen Soldaten, mehr als 40 000 Granatwerfern und Feldgeschützen sowie Hunderten von Stalinorgeln – ist sie an drei Fronten gegen die Hauptstadt vorgerückt.

Obwohl General Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der Westalliierten, den Vormarsch der US Army an der Elbe gestoppt hat, fürchtet Josef Stalin, der sowjetische Diktator, noch immer, die Amerikaner könnten Berlin vor seinen Truppen erreichen. Und treibt seine Marschälle zu einem Vormarsch ohne Rücksicht auf Verluste an. In einer gewaltigen Zangenbewegung ist die Sowjetarmee gegen Berlin vorgestoßen. Siegessymbol soll die Einnahme des Reichstags sein. Nun, am Samstag, dem 21. April, dringen abends die ersten Einheiten in die Vororte ein.

Hingerichtete hängen an Bäumen und Laternen

Das NS-Regime taumelt seinem Untergang entgegen. Aber noch in der Agonie nimmt es Rache an seinen Gegnern. In der Nacht zum Montag, dem 23. April, werden 16 Menschen aus ihren Gefängniszellen geholt und in eine Ruine an der Invalidenstraße zur Hinrichtung geführt. Unter ihnen Männer des deutschen Widerstands wie Klaus Bonhoeffer, Rüdi-

Sowjetsoldaten stürmen durch eine Berliner Straße: 2,5 Millionen Rotarmisten kämpfen gegen knapp 90 000 deutsche Verteidiger

haben andere Städte kapituliert, doch in der Hauptstadt lässt Adolf Hitler das nicht zu. Die Rache der Sieger ist fürchterlich

»Unsere Geschütze feuern manchmal 1000 Granaten auf einen kleinen Platz«, notiert ein sowjetischer Kriegsberichterstatter. Als sich die deutschen Truppen ergeben – unter ihnen auch Minderjährige – sind 40 Prozent der Berliner Bausubstanz zerstört, ist der Reichstag nur noch Ruine

ger Schleicher und Albrecht Haushofer. Als man die Leichname drei Wochen später findet, sind Haushofers Finger noch immer um Blätter mit in der Haft verfassten Sonetten geklammert: „Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt, / Dann sinds die besten Köpfe, die man hängt."

Die Scharfrichter im Gefängnis Plötzensee arbeiten bis kurz vor Kriegsende. Feldgendarmerie- und SS-Trupps durchkämmen Keller und Schutzräume auf der Suche nach Deserteuren. Improvisierte Standgerichte fällen Blitzurteile – auch gegen Zivilisten. In manchen Stadtbezirken hängen seit Mitte März Dutzende von Hingerichteten an Bäumen und Laternenmasten; Schätzungen kommen auf annähernd 1000 Exekutierte in den letzten drei Monaten des Krieges.

An diesem 23. April liegen in den Straßen Leichen, denen die SS Pappschilder

umgehängt hat: „Noch haben wir die Macht!" Trotz des Artilleriebeschusses haben sich hungernde Berliner am Morgen in die Lebensmittellager am Osthafen gewagt, um zu plündern, und sind mit Rinderhälften und Butterfässern nach Hause gewankt. Einige sind von SS-Leuten aufgegriffen worden.

Am 16. Januar ist Adolf Hitler aus seinem letzten „Führer"-Hauptquartier, dem „Adlerhorst" bei Bad Nauheim, nach Berlin zurückgekehrt. In dem Wagen, der ihn zur Reichskanzlei brachte, hatte er die Fensterblenden herabgezogen – um die Zerstörung nicht sehen zu müssen. Seither ist der labyrinthische Bunker unter dem Garten der Reichskanzlei sein Domizil.

Aus dieser Schattenwelt dirigiert der immer greisenhafter und hinfälliger werdende Diktator Armeen, die nur noch in seiner Fantasie existieren, eröffnet Entscheidungsschlachten, die nie stattfinden, schickt letzte versprengte Truppen in aussichtslose Gefechte.

Die Kapitulation zu verhindern bedeutet Hitler mehr als das Weiterleben der Deutschen. Die „halbe Welt", hat er einst angekündigt, wolle er mit in den Untergang reißen.

Nun macht er das wahr – zumindest in der ungeliebten Reichshauptstadt. Hitler verachtet alles, was den Ruhm Berlins ausgemacht hat: dessen kosmopolitische Offenheit, die weltbedeutende kulturelle Szene, die Intellektuellen gleich welcher Couleur – insbesondere jüdische.

Während der vergangenen zwölf Jahre hat er sich immer nur kurze Zeit in Berlin aufgehalten und ist der Stadt, wann immer es möglich war, entflohen. Nun harrt er hier aus, zwischen Untergangsfantasien und paranoiden Verschwörungstheorien, zwischen Pathos und Apathie.

Am 25. April ist Berlin von der Außenwelt abgeschlossen. Während die Bevölkerung nicht weiß, wohin sie sich flüchten soll, sind die „Goldfasane" längst verschwunden:

Trotz eines Goebbels-Befehls – „Kein Mann, der eine Waffe tragen kann, verlässt Berlin" – haben sich vor vier Tagen Minister, Regierungsbeamte und Parteiobere in langen Wagenkolonnen aus der Stadt aufgemacht. Vorbei an jenen Laternenpfäh-

Brutalisiert durch einen brutalen Krieg: Sowjetsoldaten missbrauchen, so schätzen Ärzte, etwa 100 000 Berliner

»Frau komm!«: Vor allem nachts, aber auch am Tag werden Frauen und Mädchen von Sowjetsoldaten fortgeschleppt und vergewaltigt

len, an denen „Deserteure" und „Feiglinge" hängen. Berliner verabschieden sich nun sarkastisch voneinander mit: „Bleiben Sie übrig."

Große Teile der Stadt sind bereits von Sowjettruppen besetzt. Sie stehen nur noch gut sechs Kilometer vom Reichstag entfernt. Bomber begleiten den Vormarsch mit Wellen von Angriffen. In den Innenstadtbezirken mischt sich in das Krachen der Einschläge das Heulen der Stalinorgeln. Der Kampf wird umso erbitterter, je näher die sowjetischen Verbände dem Zentrum kommen, während sie in den Randbezirken, vorbei an Villen und durch Schrebergärten, rasch vorgestoßen waren.

Um jeden Meter wird gekämpft

Doch nun beginnt der Häuserkampf um die riesigen Mietskasernen, durch Innenhöfe, Durchgänge und Kellerdurchbrüche. Die sowjetische Taktik für die Innenstadt ist einfach und brutal: Die Artillerie schießt alles, wo sich Widerstand zeigt oder vermutet wird, in Trümmer.

„Unsere Geschütze feuern manchmal 1000 Granaten auf einen kleinen Platz, eine Häusergruppe oder selbst einen Garten", notiert ein sowjetischer Kriegsberichterstatter.

Dann greifen Panzer an, walzen Straßensperren nieder und schießen jedes Gebäude, aus dem noch gefeuert wird, zusammen. Ihnen folgt die Infanterie mit Handgranaten, Maschinenpistolen und Flammenwerfern.

Den sowjetischen Truppen stehen nur knapp 45 000 Soldaten der Wehrmacht und der Waffen-SS gegenüber. Außerdem Hitlerjungen, viele gerade 14 Jahre alt, die den russischen Panzern auf Fahrrädern entgegenfahren. Und mehr als 40 000 Angehörige des „Volkssturms": in letzter Minute rekrutierte, bislang nicht „Kriegsverwendungsfähige", hauptsächlich ältere Männer und Jugendliche.

Dem Volkssturm fehlt es an allem: an Waffen, Munition, Erfahrung. Im Tiergarten üben Einheiten den Feindeinsatz, indem sie auf leere Blechbüchsen schlagen, um Maschinengewehrfeuer zu imitieren. Die Verteidigung ist kaum organisiert, es fehlt an Verbindungen zwischen den kämpfenden Gruppen, es herrscht Verwirrung um Zuständigkeiten. Die Heeresleitung behilft sich zeitweilig mit dem Berliner Telefonbuch, lässt in bestimmten Stadtteilen Nummern anrufen und fragen: „Gnädige Frau, sind die Russen schon bei Ihnen?"

Am 26. April beginnt der Kampf auch in den S- und U-Bahn-Schächten, in denen die deutschen Verteidiger Gefechtsstände errichtet haben. Die Tunnel sind mit Zivilisten und verwundeten Soldaten überfüllt. Während Berlin immer mehr zu einem brennenden Friedhof wird, veranstaltet Hitler in seinem Bunker eine bizarre Zeremonie: Einem übernächtigten Jungen, der allein einen sowjetischen Panzer abgeschossen haben soll, heftet er das Eiserne Kreuz an. Dann schickt er ihn und die anderen wieder hinaus in den aussichtslosen Kampf in den Straßen Berlins.

Am 28. April gelingt Sowjetsoldaten die Überquerung des Landwehrkanals. Um jeden Meter wird gerungen – wie vor gut zwei Jahren in Stalingrad. Nahkämpfe mit Handgranaten und Bajonetten dauern bis zu sechs Stunden. Je näher die sowjetischen Truppen dem Reichstag kommen, desto heftiger wird der Widerstand. Zu den verbissensten Verteidigern gehören die französischen Angehörigen der SS-Division „Charlemagne" und Reste von SS-Verbänden aus ganz Europa. Für sie gibt es keinen Weg zurück. Sie haben nichts zu verlieren.

Während im Zentrum der Kampf tobt, räumen Berliner in Straßen anderer Bezirke schon Schutt – auf Anordnung des gerade ernannten sowjetischen Stadtkommandanten Nikolai E. Bersarin. Nun rückt die zweite Reihe der sowjetischen Truppen in die Stadt ein. Die Straßen sind voll von Männern mit zottigen Pferden und Panjewagen, behängt mit billigem Beutegut: Gießkannen, Akkordeons, Töpfen.

Viele haben seit vier Jahren ihre Familien nicht mehr gesehen. Brennen auf Rache für die Verbrechen der Deutschen an ihren Landsleuten. Sind brutalisiert durch einen brutalen Krieg. „Frau komm!“: Vor allem nachts, aber auch am Tag werden Frauen und Mädchen fortgeschleppt und wieder und wieder vergewaltigt, oft von ganzen Gruppen. Nach Schätzungen von Krankenhausärzten werden in Berlin zwischen 95 000 und 130 000 Frauen missbraucht. Tausende sterben an den Folgen oder nehmen sich das Leben.

In seinem Bunker diktiert Hitler am 29. April, morgens gegen vier, sein persönliches und politisches Testament – ein zynisches Vermächtnis, in dem er die Deutschen ein letztes Mal auffordert, auch zukünftig die „Rassengesetze peinlich einzuhalten“.

Kurz zuvor, um Mitternacht, sind er und Eva Braun getraut worden. Einen Tag später begehen beide Selbstmord. Ihre Leichen werden ins Freie getragen und mit Benzin angezündet. Der Mann, der von einer Begräbnisstätte in einem Glockenturm in Linz geträumt hat, endet in einem Granattrichter zwischen Schutt und Unrat.

Am selben Tag beginnt der Hauptangriff auf den Reichstag. Von Stockwerk zu Stockwerk, von Flur zu Flur kämpfen in seinen Mauern sowjetische Soldaten und SS-Männer. Um 22.50 Uhr gelingt es eigens ausgewählten Soldaten, die Rote Fahne auf dem Dach zu hissen.

Am nächsten Morgen wird die Szene für die Fotografen wiederholt. Während die Kameraverschlüsse klicken, während in den Straßen Russen tanzend den 1. Mai feiern, wird im Reichstag noch immer gekämpft – in den Kellergewölben, im Dunkeln, Mann gegen Mann, mit Messern und Spaten. Bis die Sowjets am Mittag des 2. Mai Flammenwerfer einsetzen.

40 000 Deutsche fallen. Und 300 000 Russen

Einige Stunden zuvor, um sechs Uhr morgens, haben die deutschen Truppen in Berlin kapituliert. Nicht ein Gebäude, nicht eine Straße in der Innenstadt ist unversehrt geblieben, etwa 40 Prozent der Berliner Bausubstanz sind zerstört. 300 000 sowjetische und 40 000 deutsche Soldaten hat die Schlacht um Berlin das Leben gekostet. Über die zivilen Opfer gibt es keine verlässlichen Zahlen.

Auf den Straßen liegen rauchende Trümmer, ausgebrannte Panzer, Tierkadaver und menschliche Leichen. Durch den Gestank ist der Duft von Flieder zu erahnen. □

Ulrike Moser, 32, Historikerin, hat über Literaturpolitik im Nationalsozialismus geforscht.

Qin Shi Huangdi [chinesisch „Erster Göttlich Erhabener von Qin“], erster chinesischer Kaiser (221–210 v. Chr.), * um 259 v. Chr., † 210 v. Chr.; trug als König (seit 246 v. Chr.) des nordwestchinesischen Teilstaates Qin den Namen Zheng und nahm 221 v. Chr. den Titel „Göttlich Erhabener“ (Huangdi) an (von nun an die Selbstbezeichnung der Zentralherrscher von China). Qin Shi Hunagdi unterwarf ...

Der Brockhaus Geschichte.
1024 Seiten. Gebunden. 4 000 Stichwörter, 300 Infokästen, 60 Karten, 1 000 Fotos, 20 Tabellen und Stammtafeln, 24 Sonderartikel
***49,95 € [D]**; 51,40 € [A]*; 86.– sFr.*

**Dieser Preis wurde vom österreichischen Alleinauslieferer als gesetzlicher Letztverkaufspreis für Österreich festgesetzt.*

BROCKHAUS
DAS WISSEN DER WELT

www.brockhaus.de

Flucht und Vertrei

Von Ostpreußen bis zu den Karpaten überschreiten die sowjetischen Truppen im Januar 1945 die Grenzen des Deutschen Reiches – eine einzige Woge aus Panzerketten und Granaten. Millionen von Deutschen flüchten in Trecks des Elends und der Angst in Richtung Westen. Millionen weitere werden aus Haus und Hof vertrieben. Eine Völkerwanderung in eine weithin fremde neue Heimat, die in Trümmern liegt – und in der kaum jemand sie mit offenen Armen aufnimmt

Einer von 14 Millionen Entwurzelten: Mit einem Zug aus Pommern ist dieser Junge in die westdeutsche Fremde gekommen

bung

VON WALTER SALLER

Himmel und Hölle", sagt Anne Partsch. Oft habe sie an das Spiel aus den Tagen der Kindheit denken müssen. Damals, im Frühjahr 1945, als sie am Ende ihrer Flucht aus dem Osten – 19 Jahre alt und Hilfsschwester beim Roten Kreuz – auf einem deutschen Minensuchboot in die Bucht der dänischen Hafenstadt Sonderborg einlief.

Die Hölle, das waren die Tiefflieger, die Phosphorbomben, die Feuerstürme, die Berge von Toten. Und die Menschenströme, die sich unablässig nach Westen wälzten: Flüchtlingstrecks, Truppen und Heeresstäbe in Auflösung, KZ-Häftlinge auf Todesmärschen. Der Himmel – das war die Bucht von Sonderborg. Der Krieg hatte den Sund, den nur ein Streifen Ostsee von der Küste vor Flensburg trennt, vergessen.

Und so, und wie in dem Spiel der Kinder, lag der Himmel der Anne Partsch hart am Rand des Abgrunds.

„Wir kamen aus der Pommerschen See. In Swinemünde hatten die Matrosen unseres Minensuchbootes das Kurhaus geplündert. Lebende Schweine, sogar ein Klavier und Cellos hatten sie an Bord gehievt." Jenseits der Bucht von Sonderborg blockierten bereits englische Kriegsschiffe die Flensburger Förde. Die Sowjetarmee unter Marschall Schukow stürmte Berlin. Amerikanische Soldaten drangen zur Elbe vor. Das „Dritte Reich" fiel endgültig in Scherben.

Doch in den dänischen Gewässern wurde es auch im späten April 1945 einfach nur Frühling. Über dem Minensuchboot hing der Geruch vom Blut frisch geschlachteter und zerlegter Schweine. Klavierakkorde und Matrosenlieder füllten die Luft.

Die Offiziere trennten mit Rasierklingen die Rangstreifen von den Ärmeln ihrer Uniformen und rätselten, ob es im Reich wohl noch Fahrpläne gäbe und Züge in ihre Heimatorte.

So, als sei der Krieg nichts als ein etwas zu lang geratenes Manöver gewesen.

Diese Erinnerungen, die so merkwürdig unangemessen wirken angesichts des Leichenschauhauses Europa zu jener Zeit, haben sich tief in das Gedächtnis von Anne Partsch gegraben. Tiefer als andere, schreckliche, gnadenlose.

Aber vielleicht kann man in Zeiten wie jenen nur überleben, wenn man seine Wahrnehmung und sein Fühlen einschränkt. Denn die Flucht der Anne Partsch nach Dänemark, die eine neun Monate währende Irrfahrt war, führte durch das Entsetzen. Mitten hindurch.

Diese Flucht nahm ihren Anfang in der Stadt Memel, die heute Klaipėda heißt und zur Republik Litauen gehört. Und trotz all ihrer Besonderheiten erzählt die Geschichte der Anne Partsch auch vom Schicksal jener 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen*, die in jenen Monaten Ostpreußen, Pommern und Schlesien, Ungarn, Sudetenland und Siebenbürgen, Bessarabien am Schwarzen Meer, die Bukowina und das Banat in Rumänien sowie die jugoslawische Batschka verlassen mussten.

Es ist die Geschichte des großen Trecks, der sich ab Winter 1944 bis ins Jahr 1948 nach Westen schleppte und Hunderttausende das Leben kostete. Und es ist die Geschichte einer fast unbegreiflichen Integrationsleistung.

Denn am Ende fanden die Flüchtlinge und Vertriebenen westlich von Oder und Neiße eine neue Heimat.

„HIMMEL UND HÖLLE" spielt ein Mädchen von 14 Jahren nicht mehr. Am 1. September 1939, als Hitlers Armeen Polen überfallen, ist Anne Partsch beim „Bund Deutscher Mädel". Und der Krieg ist weit.

In ihrer Erinnerung sind die frühen Kriegsjahre glückliche Jahre. Gymnasium, Abitur, Ausbildung zur Schwesternhelferin beim Roten Kreuz. Aber da ist es schon Sommer 1944 und der Vater bei der Feldpost an der französischen Invasionsküste, der Bruder bei der Marine.

Am 22. Juni 1944 rollt eine Großoffensive der Sowjettruppen an. Am 8. Juli sind 28 deutsche Divisionen vernichtet, sind 350 000 Mann tot oder in Gefangenschaft. In der deutschen Front klafft ein gewaltiges Loch. Der Weg ins Baltikum, nach Memel und nach Ostpreußen ist so gut wie offen.

Am 29. Juli erreichen sowjetische Truppen die Bucht von Riga. Jetzt werden auch

Mit vollgepackten Wagen ziehen Flüchtlinge an der Elbe entlang – auf der Suche nach einer Brücke

* Die Quellenangaben über die Flüchtlings- und Vertriebenenzahlen variieren erheblich. Auch die im Auftrag des Bundesvertriebenenministeriums veröffentlichten Zahlen haben sich als korrekturbedürftig erwiesen (Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, 5 Bände, Bonn 1953–1962). Die hier genannten Schätzungen geben den aktuellen Stand der Forschung wieder, vor allem Resultate, die der Historiker Wolfgang Benz publiziert hat. *Red.*

die Deutschen in Memel nervös. „Plötzlich hieß es, der Russe bricht durch! Memel wird geräumt!" So beginnt im August 1944 die Flucht der Anne Partsch. Sehr viel früher als anderswo im Osten.

„Wir packten, und dann gingen Mutter und ich zum Hafen. Zu den Schiffen, die uns nach Westen bringen sollten." Tausende machen sich auf.

Noch gleicht die Flucht der Anne Partsch einer geplanten und kontrollierten Evakuierung. Noch gibt es keinen Hunger, keinen Frost, kein massenhaftes Sterben. Noch jagen nicht überall am Himmel feindliche Tiefflieger, lauern nicht in jeder Bucht russische U-Boote.

230 Kilometer Ostsee liegen zwischen Memel und Danzig. Dort kommen Anne Partsch und ihre Mutter bei Verwandten unter. Und dort erreicht die beiden eine Nachricht ihres Vaters aus Frankreich. Es ist sein letztes Lebenszeichen – Anne Partsch wird ihren Vater, der später beim Kampf um Berlin fällt, nie wieder sehen.

„In seinem Brief stand, verklausuliert natürlich: Sofort weiter! Nach Westen!"

Doch Mutter und Tochter befolgen den Rat nicht. Sondern kehren Ende September 1944 per Eisenbahn nach Memel zurück. Heute versteht Anne Partsch selber nicht mehr, weshalb. „Es war Leichtsinn", sagt sie. Und dann: „Nein, Wahnsinn."

Denn nur wenige Tage nach ihrer Heimkehr stehen Sowjettruppen vor Memel. Wieder fliehen Mutter und Tochter, es gelingt ihnen, auf einen der letzten Züge nach Westen aufzuspringen. Die Wagen sind überfüllt, Geschützfeuer ist zu hören, und

»Der Russe bricht durch!«, heißt es in Memel im August 1944. Die Flucht der Hilfsschwester Anne Partsch beginnt – sie wird neun Monate dauern

alle beherrscht die Angst, dass bereits Gleise gesprengt sein könnten. Doch es geht noch einmal gut.

Zurück in Danzig findet Anne Partsch Arbeit als Hilfslehrerin. „Wenn mir damals jemand gesagt hätte, Danzig sei nur die erste Station meiner Flucht, ich hätte ihn ausgelacht." Denn die junge Frau hofft noch auf die militärische Wende. Auf ein Wunder.

Etwa zu der Zeit, als Anne Partsch ihren Unterricht aufnimmt, überschreiten Sowjettruppen die Grenzen des Reiches, dringen 50 Kilometer tief ein. Am Morgen des 21. Oktobers 1944 überrollen die Tanks den ostpreußischen Weiler Nemmersdorf, werden aber zwei Tage später von Einheiten der Wehrmacht zurückgeworfen.

Über das, was die Deutschen nach der Rückeroberung in Nemmersdorf vorfinden, wird bis heute erbittert

Schlesien: In Güterzügen werden die Deutschen abtransportiert

gestritten. Denn Augenzeugenberichte und Gerüchte über unvorstellbare Gräuel sind im Laufe der Jahre so miteinander verwirbelt worden, dass sich Tatsachen und Propaganda kaum mehr voneinander trennen lassen. Fest steht nur: Russische Soldaten haben in Nemmersdorf Frauen vergewaltigt und mehrere Dutzend Zivilisten ermordet.

Rasch wird Nemmersdorf zum Symbol des Schreckens für die etwa zehn Millionen Deutschen, die im Herbst 1944 in Ostpreußen, in Ostpommern, im Gebiet von Danzig und in Schlesien leben. Viele tragen sich mit dem Gedanken an Flucht. Aber die NS-Führung hat Bahnreisen über mehr als 100 Kilometer verboten.

Pläne zur Evakuierung betreffen ausschließlich kriegswichtige Güter: Maschinen, Rohstoffe, Nahrungsmittel. Um den Widerstandswillen der deutschen Soldaten zu stärken, wird die Bevölkerung in eine Art Geiselhaft genommen. Und bewusst geopfert.

Am 12. Januar 1945 bricht der Sturm los. Von Ostpreußen bis zu den Karpaten greifen die Sowjettruppen an, eine einzige Welle aus Panzerketten, Eisen, Granaten. Angesichts der zahllosen Berichte über Grausamkeiten brechen in Ostpreußen Panik und Chaos aus unter der Bevölkerung.

Die Menschen versuchen zu fliehen – in den Westen, wo man sich von den amerikanischen und britischen Soldaten eine mildere Behandlung erhofft. Oft brechen die Menschen erst in letzter Sekunde auf, überstürzt und nur mit Handgepäck. Zu Fuß, mit Fahrrädern, auf Planwagen. Ihr Ziel sind zumeist die Ostseehäfen, ihre Hoffnung: ein Platz auf einem Schiff nach Westen.

Quälend langsam schleichen die Trecks des Elends und der Angst auf verstopften, tief verschneiten Landstraßen nach Westen. Immer wieder werden ganze Kolonnen durch flüchtende deutsche Truppen von den Straßen gedrängt. Oder von sowjetischen Einheiten überrollt, buchstäblich niedergewalzt – denn Panzer sind schneller als Fuhrwerke.

Kinder und Alte erfrieren in Nächten, in denen die Temperaturen auf minus 20 Grad fallen. Liegengelassene Koffer, Taschen, Rucksäcke markieren die Ränder der Fluchtwege. Und steif gefro-

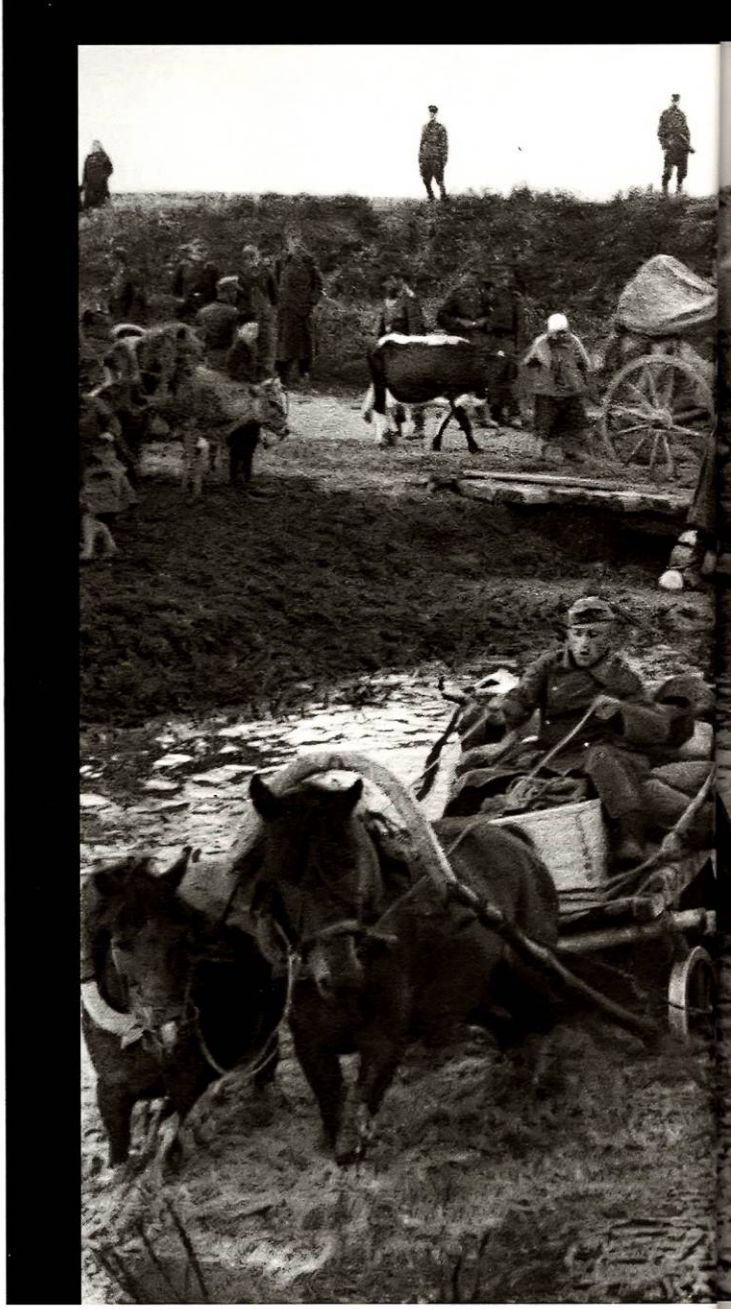
rene Säuglinge, hart und weiß wie Puppen aus Porzellan.

Immer wieder werden die Trecks von russischen Soldaten angehalten und die Frauen und die Mädchen unter den Bewaffneten verteilt. „Der Russe zerrte ein junges Mädchen an den Haaren vom Wagen und warf es in den Straßengraben. Seinen Widerstand brachen die Russen mit Fußtritten", berichtet ein Überlebender.

Auch wer bleibt, muss leiden. „Seit 2 Tagen wird geplündert", notiert ein Pianist aus Sternberg im Sudetenland in seinem Tagebuch. „Vom Hause meiner Mutter können wir beobachten, dass die ganze Nacht die Sparkasse von Russen geplündert wird. Gegen 22 Uhr läuft eine völlig unbekleidete Frau schreiend durch die Straßen, hinter ihr russische Soldaten. Im Nachbarhaus wird eine etwa 40jährige Frau die ganze Nacht mißbraucht und erleidet dabei schwerste innere Verletzungen."

Die russischen Frontzeitungen rufen ihre Soldaten auf, ein „Buch der Rache" zu führen. Und auf einem Flugblatt vom Oktober 1944 soll der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg gefordert haben: „Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen! Nehmt sie als rechtmäßige Beute!" Es gibt Berichte aus Dörfern, in denen jedes Mädchen über 14, jede Frau vergewaltigt worden ist. Untereinander brüsten sich die Soldaten mit Worten wie: „Ich habe mich heute schon dreimal gerächt."

In seiner Versdichtung „Preußische Nächte" beschreibt der Schriftsteller Alexander Solschenizyn, als



Ostpreußen 1945: Oft verlassen die Menschen erst in letzter Minute Städte und Dörfer, überstürzt

und nur mit Handgepäck. Zu Fuß oder auf Planwagen flüchten sie über verstopfte Straßen. Ihr Ziel sind die Ostseehäfen. Ihre Hoffnung: ein Platz auf einem Schiff

Offizier in Ostpreußen, das Geschehene so: *„Noch kein Brand, doch wüst geplündert. / Durch die Wand gedämpft – ein Stöhnen: / Lebend finde ich noch die Mutter. / Waren's viele auf der Matratze? / Kompanie? Ein Zug? Was machte es! / Tochter – Kind noch, gleich getötet. / Alles schlicht nach der Parole: / Nichts vergessen! Nichts verzeih'n! / Blut für Blut! – und Zahn für Zahn. / Wer noch Jungfrau, wird zum Weibe, / und die Weiber – Leichen bald…"*

Wahrscheinlich werden insgesamt mehr als eine Million Frauen vergewaltigt. Die Flüchtlinge trifft die Rache der Sowjetarmee. Kollektiv.

Die Rache für Hitlers Krieg. Für die Leiden im eingeschlossenen Leningrad. Für das Wüten der SS. Für über fünf Millionen ermordete Juden. Für etwa 25 Millionen tote Russen, davon mehr als die Hälfte Zivilisten.

Anfang Februar 1945 sind in Ostpreußen, Ostpommern und Schlesien schätzungsweise fünf Millionen Deutsche auf der Flucht. Weite Gebiete sind von Sowjettruppen eingeschlossen. Es sind erbarmungslose, apokalyptische Szenen, die sich abspielen auf Straßen, an Flussübergängen, auf dem brüchigen Eis der Ostsee, über das Hunderttausende versuchen, die Häfen zu erreichen.

Mindestens eine halbe Million Menschen überleben die Flucht aus ihrer Heimat nicht. Sie erfrieren, ertrinken, sterben im Hagel der Geschosse. Und Tausende begehen Selbstmord.

„K. J. aus Meedl", berichtet ein Sudetendeutscher von den Vorgängen in der Tschechoslowakei, „hat zuerst sein Mädl, dann seine Frau und sich selbst erschossen. Frau A. samt Tochter, beide vergiftet aus Angst. In Pinke haben die Familien M. F. sowie Frau M. O. samt zwei Kindern, die Familie K. und Familie K. F., im ganzen 17 Personen, aus Angst Selbstmord durch Durchschneiden der Handgelenke und des Halses verübt."

Bald nach Beginn der russischen Offensive wird die Schule aufgelöst, in der Anne Partsch unterrichtet. Die Kinder werden evakuiert. „Jetzt wusste auch ich: Wir müssen weg."

Am 21. Januar 1945 setzt Großadmiral Karl Dönitz die „Operation Hannibal" in Gang. Deutsche Schiffe sollen die Zivilbevölkerung vor

DISPLACED PERSONS

Die ungewisse Freiheit der Zwangsarbeiter und Gefangenen

Als die Alliierten im Frühjahr 1945 Deutschland besetzen, fällt ihnen die Verantwortung für mehr als zehn Millionen Menschen zu, die während des Krieges im Nazi-Reich Zwangsarbeit leisten mussten: Kriegsgefangene, Überlebende aus Konzentrationslagern und vor allem diejenigen, die aus von deutschen Truppen besetzten Ländern zur Arbeit nach Deutschland genötigt oder verschleppt worden waren.

Die Besatzer bemühen sich, diese „Displaced Persons", kurz DPs, möglichst schnell in ihre Heimat zurückzuführen. Zwischen Mai und September 1945 treten 3,7 Millionen Menschen aus den drei westlichen Besatzungszonen die Heimreise an. Doch anders als die Westeuropäer haben die DPs aus Osteuropa große Schwierigkeiten, heimzukommen.

Die Rückführung der DPs aus der Sowjetunion, der zahlenmäßig größten Gruppe, ist ein finsteres Kapitel der alliierten Politik. Entsprechend der Konferenz von Jalta im Februar 1945 sollen die Westmächte alle Bürger der Sowjetunion aus ihren Besatzungszonen unverzüglich zurückführen – auch gegen deren Willen.

Doch in Stalins UdSSR werden Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter häufig der Kollaboration mit den Deutschen verdächtigt – und erneut in Arbeitslager oder Gefängnisse eingewiesen, oft sogar hingerichtet. Überdies hat die Verschiebung der Westgrenzen Polens und die Annexion der baltischen Staaten durch die UdSSR viele DPs heimatlos gemacht.

Auch die wenigen jüdischen Überlebenden aus Osteuropa finden oft nicht mehr den Weg zurück: Die jüdischen Gemeinden sind entvölkert und zerstört, Antisemitismus ist weit verbreitet.

Viele sowjetische DPs begehen aus Angst vor der Rückführung Selbstmord. Erst als im Februar 1946 eine UN-Resolution die Freiwilligkeit der Repatriierung fordert und die Distanz zwischen den Westmächten und der Sowjetunion gewachsen ist, wird die Zwangsrückführung gestoppt. 1947 übernimmt die Iro, die „International Refugee Organization" der Uno, die Regie in den 733 DP-Lagern der drei Westzonen. Schulen, Zeitungen, Sportvereine, Kirchen und Synagogen und sogar Universitäten werden gegründet. Bis 1951 finden dank eines Aufnahmeprogramms rund 712 000 DPs eine neue Heimat – vor allem in den USA, in Kanada, Australien und im 1948 gegründeten Staat Israel.

Die Deutschen sehen die DPs als faules Pack und kriminelles Gesindel: Osteuropäer und Juden gelten – eine Nachwirkung der NS-Propaganda – auch nach dem Krieg weithin als „Untermenschen". Und dass die DPs von den Alliierten besser versorgt werden als die Bevölkerung, macht sie nicht beliebter. Trotzdem überlassen die Westmächte im Juni 1950 Bonn die Verantwortung für die verbliebenen DPs – zu einer Zeit, da diese aus politischen Gründen oder weil sie alt oder krank sind, kaum noch heimkehren wollen. Nach und nach weisen ihnen die deutschen Behörden Wohnungen zu. Erst 1957 wird das letzte Lager für „heimatlose Ausländer" in der Bundesrepublik geschlossen. *Susanne Fischer*

Russische und polnische Zwangsarbeiterinnen in Jülich nach ihrer Befreiung. Daheim gelten aber viele als Verräterinnen

der Sowjetarmee in Sicherheit bringen. 1,5 Millionen Flüchtlinge und 500 000 Soldaten gelangen so über die Ostsee nach Westen. Mehr als 30 000 kommen um.

Am 29. Januar machen sich Anne Partsch, ihre Mutter, eine Tante und eine Cousine von Danzig auf nach Gotenhafen, 15 Kilometer entfernt. Auf einem Schlitten haben sie das Nötigste verstaut. Es herrscht bittere Kälte. Schneeverwehungen, steif gefrorene Leichen und krepierte Pferde blockieren den Weg.

Im Hafen: Chaos. Die Menge der Flüchtlinge, Soldaten, Gefangenen unter Bewachung und Kinder mit Kennkarten um den Hals wogt hin und her. Alte Männer weinen, Mütter schreien nach ihren Kindern, und alle versuchen, die Schiffe zu entern. Zu stürmen. Viele brechen dabei im Eis ein.

„An der Kaimauer sahen wir die mächtige ‚Wilhelm Gustloff'. Auf ihr wollten auch wir eine Passage. Aber es war unmöglich. Viel zu viele waren schon auf dem Kasten. Mit Neid sahen wir auf zu jenen, die es geschafft hatten."

Doch die Flüchtlinge auf der „Gustloff" fahren in den Tod. Mehr als 10 000 Menschen drängeln sich auf den Decks, als das Schiff am Abend des 30. Januar auf offener See von dem sowjetischen U-Boot „S 13" torpediert und versenkt wird. Etwa 9000 Passagiere und Besatzungsmitglieder kommen um.

„Als wir vom Schicksal der ‚Gustloff' hörten, hatten wir erst einmal genug von Schiffen. Außerdem wurde mir eine neue Arbeit zugeteilt. Beim Roten Kreuz."

Bis Ende März arbeitet Anne Partsch als Hilfsschwester. Danzig, Gotenhafen und die Halbinsel Hela sind längst überfüllt mit traumatisierten und halb verhungerten Flüchtlingen, die um eine Passage über die Ostsee betteln. Egal wohin. Tag für Tag rückt die Sowjetarmee näher und spült neue Menschenwellen heran. Als die Russen am 13. März vor der Stadt stehen, sind zwei Millionen Menschen eingeschlossen.

Mehr als zwei Wochen dauern die erbitterten Kämpfe. Am 30. März 1945 nehmen die Sowjettruppen Danzig und Gotenhafen ein. Anne Partsch flieht im letzten Moment auf einem Vorpostenboot 20 Kilometer über die Ostsee – nach Hela. Mutter, Tante und Cousine werden vom Einmarsch der Russen überrascht. „Sie saßen in der Falle. Und meine Cousine musste von nun an oft das ‚Frau komm!' hören." Erst 1947 verschlägt es die drei Frauen nach Niedersachsen.

Endlich findet Anne Partsch von Hela aus eine Passage nach Westen. Auf der „Posen". Das Ziel: die dänische Insel Bornholm.

Doch die Reise währt nur kurz. Auf offener See wird der Dampfer von sowjetischen Flugzeugen angegriffen, ein leichtes Ziel.

„Russische Phosphorbomben. Menschen brannten wie Fackeln, die Hitze war unvorstellbar."

Die „Posen" sinkt – und Anne Partsch muss ins Meer springen. Doch ehe die Kälte des Wassers Arme, Beine und den Lebenswillen der Treibenden lähmt, wird sie entdeckt und aufgefischt: von Matrosen eines deutschen U-Boots, das kurz darauf wieder abtaucht.

In Pillau und anderen deutschen Ostseehäfen herrscht Chaos: Verzweifelt versuchen Flüchtlinge, auf rettende Schiffe zu gelangen. zwei Millionen Menschen fliehen mit ihnen in den Westen, mehr als 30 000 kommen nach russischen U-Boot-Attacken um

„So ging ich kurz vor Kriegsende noch auf Feindfahrt – als einzige Frau im ganzen Reich. Wir fuhren Richtung Nordosten, zur Feindattacke. Aber versenkt haben wir natürlich niemanden mehr: Im April 1945 waren wir nicht Jäger, sondern Gejagte."

Eine junge attraktive Flüchtlingsfrau unter lauter Männern – das ist dem Kommandanten nicht geheuer. Als sie auf ein deutsches Schiff treffen, muss Anne Partsch überwechseln.

Es ist ein Torpedoboot mit Kurs Südwest, Ziel Swinemünde. Doch das ist noch nicht die Rettung, denn auch Swinemünde ist bereits von Sowjettruppen eingekesselt.

Im Hafen des Badeorts hofft Anne Partsch auf eine neue Passage – und findet sie auch: auf jenem Minensuchboot, das sie ein paar Tage später in die Bucht von Sonderborg bringen wird. Der Kapitän hat beschlossen, mit seiner Mannschaft das Kriegsende vor der dänischen Küste abzuwarten.

Wieder ist sie die einzige Frau an Bord.

DEUTSCHLAND schrumpft zu einem schmalen Rest. Am 25. April 1945 treffen GIs und Sowjetsoldaten bei Torgau an der Elbe zusammen.

Eine Woche später geben die Verbände der deutschen Wehrmacht in Berlin auf.

Nun fegt ein Sturm aus Hass und Rache durch die befreiten Gebiete in Ost- und Südosteuropa. Ein Beispiel für viele: In der tschechoslowakischen Stadt Meedl wird ein Mann, der seine Tochter vor Massenvergewaltigung schützen will, kurzerhand von Sowjetarmisten und Tschechen erschossen. Als die Mörder in dessen Mund Goldzähne entdecken, schlitzen sie ihm beide Wangen auf, um die Beute leichter herausbrechen zu können.

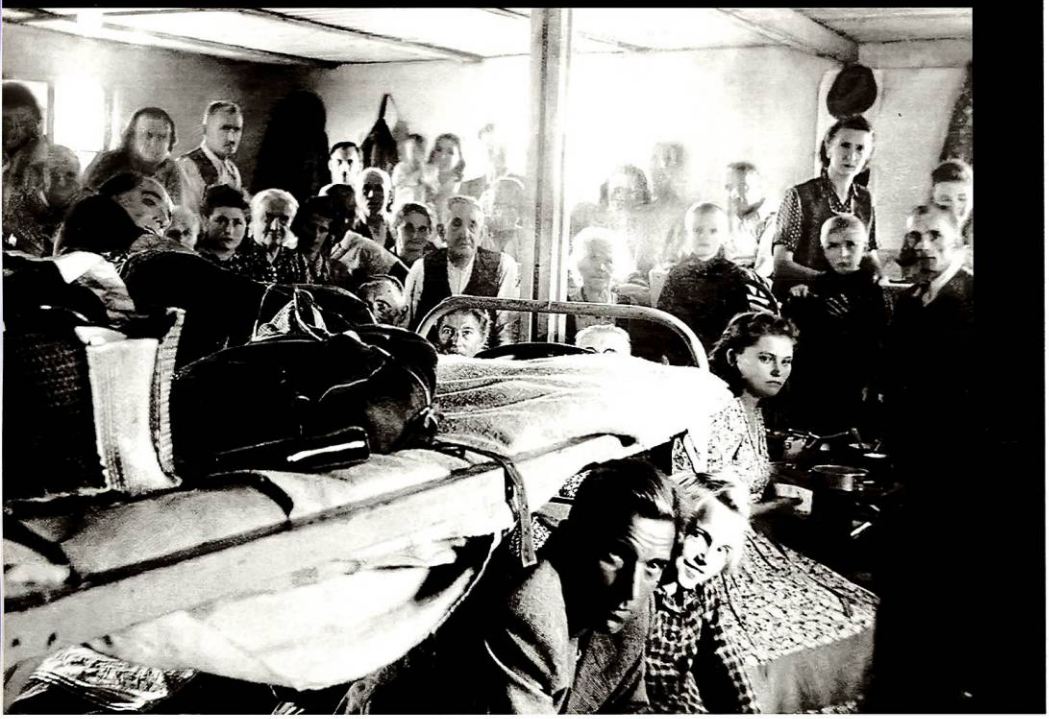
Millionen Deutsche* können nicht mehr im Osten und Südosten Europas bleiben – gleichgültig, seit wie vielen Generationen ihre Familien schon dort leben. Der „Transfer" der deutschen Bevölkerung soll „human" und „ordnungsgemäß" erfolgen: So formulieren es die Siegermächte auf ihrer Konferenz in Potsdam.

Doch als sie am 17. Juli 1945 ihre Beratungen aufnehmen, sind die Vertreibungen längst im Gang. Und geordnet und human verlaufen sie nirgendwo. Kollektiv, pauschal und brutal wird mit den Deutschen für die Barbarei des Dritten Reiches abgerechnet. Bis auf das, was sie tragen können, verlieren sie alles. Und Zehntausende von ihnen werden getötet. Erschlagen, erschossen, aufgehängt.

* Auf die Differenzierung zwischen Flüchtlingen und Vertriebenen mit und ohne deutschen Pass wird, sofern der Zusammenhang dies nicht fordert, im Text verzichtet und stattdessen die Sammelbezeichnung „Deutsche" verwendet. Denn häufig verwendete Begriffe wie „Volksdeutsche" für diejenigen, die außerhalb der Reichsgrenzen in Siedlungsgebieten Ost-, Mittel- und Südosteuropas zu Hause waren, sind seit deren Verwendung durch die Nationalsozialisten politisch stark belastet – oder wie der Begriff „Deutschstämmige" wissenschaftlich unpräzise.

Dezember 1945: In Decken gehüllt hoffen elf Frauen und Kinder in Berlin auf Platz in einem

Zug nach Westen. Gemeinsam mit 140 anderen sind sie vor Monaten in Polen aufgebrochen – und haben den Gewaltmarsch als einzige überlebt



Bis weit in die fünfziger Jahre werden Vertriebene in Notaufnahmelagern, hier in Bayern, versorgt, ehe man ihnen Wohnraum zuweist

Von den einst zehn Millionen Deutschen in Ostpreußen, Pommern, Danzig und Schlesien, von denen schon mehr als die Hälfte geflohen ist, werden noch vor Beginn der Potsdamer Konferenz weitere 200 000 bis 300 000 über Oder und Neiße gejagt.

Von den 3,5 Millionen Sudetendeutschen, von denen fast niemand vor dem 8. Mai seine Heimat verlassen hat, sind bis zum 2. August 1945 – als in Potsdam der Beschluss zur „ordnungsgemäßen Überführung deutscher Bevölkerungsteile" verkündet wird – mehr als 700 000 bereits vertrieben.

Und von den 500 000 Deutschen, die vor dem Krieg in Jugoslawien gelebt haben, ist am 2. August kein einziger mehr in seinem Heimatort.

Am 21. November 1945 verabschiedet der Alliierte Kontrollrat einen Plan, nach dem die über sechs Millionen Deutschen, die sich noch in Ost- und Südosteuropa befinden sollen, in die vier Besatzungszonen zu deportieren sind. Jetzt beginnt der offizielle „Transfer", zumeist per Eisenbahn.

Auf dem Papier ist alles geregelt. Sammelstellen, Abfahrtszeiten, Umfang des erlaubten Handgepäcks, Versorgung mit Proviant, Maßnahmen zur Desinfizierung.

Die Wirklichkeit sieht anders aus. Noch im Dezember 1946 werden Menschen in heillos überfüllten und ungeheizten Zügen aus Osten und Südosten erfrieren.

14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene müssen nach dem Krieg westlich von Oder und Neiße einen Platz zum Leben finden. Doch ihre neue Heimat ist eine Wüste aus Trümmern und Ruinen. Es herrscht Hunger. Lebensmittel kann man fast nur auf Schwarzmärkten erwerben. Und an bezahlte Arbeit ist kaum zu denken. Die Fabriken sind zerstört oder stehen still.

Anfangs nehmen die Menschen im Westen die Ankunft der Flüchtlinge wie betäubt hin. Aber schon bald schlägt den Fremden Ablehnung entgegen. Sie sind nichts als eine weitere Erinnerung an den verlorenen Krieg.

Schmähschriften werden an Bäume geschlagen, anonyme Gedichte wie dieses: „Die Flüchtlinge fressen sich dick und fett / und stehlen uns noch das Letzte weg / Wir Armen, wir haben eine Pein / Herrgott, schick doch das Gesindel heim! / Schick sie zurück zur Polackei / Herrgott im Himmel, mach uns frei! Sie haben keinen Glauben und keinen Namen / die dreimal Verfluchten, Amen!"

Wohnraum treten die Einheimischen nur selten frei-

willig ab. So wachsen an den Rändern der Städte erbärmliche Lager.

Viele der Ankömmlinge kommen zuerst in einen der zentralen Sammelpunkte, etwa nach Friedland, wo die Briten in den Stallungen und Scheunen eines ehemaligen Versuchsgutes der Universität Göttingen ein Lager zur „Durchschleusung" von Flüchtlingen und Vertriebenen eingerichtet haben.

Im Dezember 1945 durchlaufen täglich etwa 5000 Menschen die Notaufnahme in Friedland. Für Vertriebene sieht das so aus: Ankunft im Lager, Registrierung, ärztliche Untersuchung und Aushändigung der Verpflegungskarte. Dann Entlausung mit DDT-Pulver und Entwesung von Kleidung, Wäsche und Gepäck. Anschließend kurzer Aufenthalt mit Ausgabe der Verpflegung für 24 Stunden im Wert von 50 Pfennig: 250 Gramm Brot, 25 Gramm Fett, 100 Gramm Fleisch oder Wurst.

Kinder ohne Angehörige werden in Heime eingewiesen. Für die anderen gibt es Fahrkarten in jene Orte, in denen ihnen, oft durch behördliche Beschlagnahme, Wohnraum zugeteilt worden ist. Manchmal nur ein halbes Zimmer, geteilt durch Striche auf dem Fußboden.

1948, als der Strom der Vertriebenen sich langsam abschwächt, leben in den westlichen Besatzungszonen 6,4 Millionen Neubürger. Das sind etwa 15 Prozent der Gesamtbevölkerung. In der sowjetischen Zone sind es 4,4 Millionen, fast jeder vierte Einwohner.

Die meisten der Vertriebenen landen in den Flächenstaaten. In Bayern leben 1950 fast zwei Millionen Neubürger, in Niedersachsen über 1,8 Millionen, in Schleswig-Holstein 857 000 (ihre Zahl liegt im Westen jetzt bei knapp acht Millionen).

In das niedersächsische Asendorf, wo 300 Menschen leben, werden 600 Vertriebene umgesiedelt. „Mutti und ich kamen zu einem Bauern", berichtet ein junges Mädchen aus Schlesien, „nicht ins Haus, nein, in den frisch geweißelten Ziegenstall (10 qm). 1 Bett, 1 Stuhl, 1 Waserschüssel, 1 Wasserkanne die Einrichtung. Kein Schrank (wir hatten ja eh nichts), keine Türklinke."

Manche Vertriebene werden gar in ehemalige Konzentrationslager eingewiesen, zum Beispiel in Dachau, wo es 1948 wegen der erbärmlichen Wohnverhältnisse und Lebensbedingungen zu einem Aufstand der Flüchtlinge kommt.

Wie aber soll man so viele Menschen in ein vom Krieg zerstörtes Land integrieren – ohne erbitterte Verteilungskämpfe, ohne dauerhafte Kluft zwischen neuen und alten Bürgern?

Oft versuchen die Einheimischen, das „hergelaufene Gesindel", „die Polacken" zu vertreiben. Lebensweise, Konfession, Dialekt trennen die Menschen. In Bayern muss die US-Militärverwaltung eingreifen und den Alteingesessenen mit „empfindlichen Strafen für Diskriminierung oder Agitation gegen Neuankömmlinge" drohen.

Nur langsam bessert sich die Lage. Vor allem, weil die Neubürger häufig nicht bleiben: Zwischen 1949 und 1960 zieht durchschnittlich jeder von ihnen einmal um. Viele müssen sich einen neuen Beruf suchen. Das heißt in der Regel: weniger qualifizierte Arbeit verrichten.

Zwei Faktoren, sagen Historiker und Sozialforscher, sind dafür entscheidend, dass die anfangs so schwierige Integration der Vertriebenen schließlich doch gelingt.

Zum einen befördert der Kalte Krieg den Wiederaufbau und das Wirtschaftswunder. Zum anderen hilft der „Lastenausgleich" dabei, dass sich die Neubürger nicht mehr wie Bettler fühlen müssen. Diese Beihilfe – finanziert aus Vermögensabgaben wenig und gar nicht Geschädigter – sieht monatliche Zahlungen in Höhe von 70 Mark für Vertriebene vor, später auch Entschädigungen für durch Vertreibung und Bombenkrieg verlorenes Eigentum. Insgesamt werden über 140 Milliarden Mark ausgezahlt.

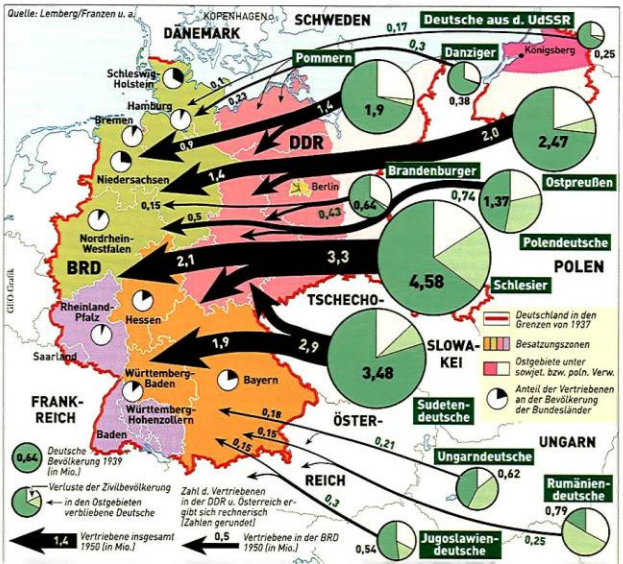
ANNE PARTSCH lebt nach Kriegsende zunächst bei einer Tante in Hannover. 1947 trifft sie ihre Mutter wieder. Vier Jahre später heiratet sie, zieht in die Nähe von Köln, wird Lehrerin. Heute ist sie Rentnerin und leitet gelegentlich Bildungsreisen nach Zypern, Sizilien, Andalusien.

Und manchmal, wenn sie Kreidestriche auf dem Pflaster sieht und hüpfende Kinder, denkt sie noch an die Bucht von Sonderborg und an den Kessel von Danzig. An Himmel und Hölle. □

Walter Saller, 46, lebt als Reporter in Berlin.

Von den vermutlich 14 Millionen Deutschen, die bis 1950 ihre Heimat verlassen müssen, gelangen acht Millionen nach West- und rund vier Millionen nach Ostdeutschland. Eine Million emigriert ins westliche Ausland, ein Teil kehrt wieder zurück. Mindestens 500 000 sterben auf der Flucht

Die Zahlen basieren auf Bevölkerungsstatistiken von 1939 und 1950. Doch diese sind infolge nicht mehr präzise rekonstruierbarer Bevölkerungsbewegungen nur bedingt vergleichbar. Außerdem ist das Schicksal Hunderttausender ungeklärt.



Noch während gekämpft wird, wetteifern Geheimagenten der Alliierten bereits um das Wissen der besten deu

DIE JAGD NACH DEN KLÜGSTEN KÖPFEN

VON LARS ABROMEIT

Kein Wort glauben die GIs den Männern in abgewetzten Ledermänteln, die sich ihnen Anfang Mai 1945 in einem Skihotel bei Oberammergau ergeben. Das sollen die Konstrukteure der V1- und V2-Raketen sein, der berüchtigten „Vergeltungswaffen", die große Teile Londons in Trümmer gelegt haben? Erst ein Technikoffizier erkennt im Wortführer der Deutschen jenen Mann, den die US-Armee seit Monaten verzweifelt sucht: Wernher von Braun.

Der geniale Konstrukteur von Raketentriebwerken und seine Kollegen aus der Heeresversuchsanstalt Peenemünde stehen ganz oben auf der Liste deutscher Forscher, denen die alliierten Geheimdienste nachjagen. Denn die Wissenschaftler und Ingenieure, die das erste Düsenflugzeug entwickelt, den Atomkern gespalten, das Tonband erfunden und synthetischen Kautschuk hergestellt haben, sollen nach Kriegsende ihre Fähigkeiten in den Dienst der Siegermächte stellen.

Bereits im Dezember 1943 haben Amerikaner und Briten in London das Geheimkommando „Alsos" eingerichtet. Da fürchten die Alliierten noch, Hitler könne über eine Atombombe verfügen. Und so durchforstet Alsos deutsche Fachzeitschriften nach Meldungen über den Stand der Kernforschung, katalogisiert Namen, Adressen, Institute und Patente. Auch den Fortschritt im Flugzeug- und Raketenbau sowie die Arbeiten an biologischen und chemischen Kampfstoffen verfolgt man akribisch.

Als die US-Armee 1944 in Paris einmarschiert, umfasst die Alsos-Kartei 26 000 Namen. Dicht hinter den Frontruppen drängen die Agenten nun nach Deutschland. Am 24. April 1945 nehmen sie bei Tübingen die Atomforscher Carl Friedrich von Weizsäcker, Otto Hahn und Max von Laue fest. In einem Acker graben Alsos-Mitarbeiter 1,5 Tonnen Uranwürfel aus, in einer alten Mühle finden sie „schweres Wasser", versteckt in Benzinfässern, und in einer Abortgrube geheime Unterlagen in einem zugelöteten Kanister. Als die Franzosen eintreffen, finden sie nur aufgewühlte Erde.

Im Harz stößt eine amerikanische Panzerbrigade auf das gigantische Tunnellabyrinth der „Mittelwerke". Die Werkstätten, Büros und Laboratorien dieser größten unterirdischen Waffenschmiede der Welt wirken auf die GIs, als wären die hier beschäftigten 40 000 Zwangsarbeiter eben erst abgezogen: In den Gängen lagern Raketen und Kampfflugzeuge, Triebwerke und Ersatzteile. Hastig raffen die Amerikaner 100 fertig montierte V2-Raketen, die zentrale Adressenkartei und tonnenweise Baupläne zusammen. Aus dem nahen Nordhausen evakuieren sie 1000 Techniker – schon in wenigen Wochen soll dieses Gebiet den Sowjets zufallen.

Die renommiertesten der festgesetzten Wissenschaftler werden in Kasernen, Hotels und Schlössern interniert. Den „Uran-Verein" um Werner Heisenberg und Otto Hahn lässt Alsos vorübergehend sogar auf einem Landsitz bei Cambridge unterbringen, um dort die Gespräche der weltberühmten Forscher unbemerkt abhören zu können.

Im „Wittelsbacher Hof" von Bad Kissingen, wo 120 Spezialisten untergebracht sind, gelingt es derweil zwei französischen Nachrichtenoffizieren, von den US-Wachen unbemerkt einige Forscher abzuwerben. Als auch der russische Geheimdienst Witterung aufnimmt und im Sommer 1945 Wernher von Braun ein hoch dotiertes Angebot zuspielt – über das Küchenpersonal –, ist es schon zu spät.

Da haben die US-Sonderermittler das Pentagon bereits von ihrem Plan zur „Verpflanzung der besten deutschen Gehirne" überzeugt: Die Geheimdienstabteilung Jioa (Joint Intelligence Objectives Agency) soll aus der Liste der fest-

Flucht nach vorn: Der von einem Autounfall gezeichnete Wernher von Braun und seine Kollegen stellen sich im Mai 1945 der US Army

schen Wissenschaftler. Hastig sammeln sie Forscher, Patente und Raketen ein – als Trümpfe für den Kalten Krieg

Mit den Deutschen zum Mond: von links die Raketenforscher Ernst Stuhlinger, Hermann Oberth, Wernher von Braun und Robert Lusser sowie US-Oberst Holger Toftoy, einer der Initiatoren der Operation »Paperclip«

gesetzten Wissenschaftler alle NSDAP-Mitglieder und Kriegsverbrecher aussieben und die Karteikarten der anderen mit Büroklammern markieren. Insgesamt 1600 deutsche Forscher kommen über die Operation „Paperclip" in die USA.

Ihre Vergangenheit wird dabei oft großzügig übersehen. Den Luftfahrtmediziner Hubertus Strughold, der in Experimente mit Unterdruckkammern und Eiswasserbecken verstrickt war, bei denen im KZ Dachau etwa 80 Häftlinge qualvoll umgekommen sind, protegiert nun die Air Force. Der Chemiker Otto Ambros, ehemals Direktor der IG-Farben-Fabrik in Auschwitz, berät schon bald die Chemiewaffenabteilung der US Army.

Und die Frage nach der Verantwortung Wernher von Brauns und seiner Leute für jene rund 20000 KZ-Insassen, die während ihrer Arbeit in den „Mittelwerken" an Hunger, Erschöpfung oder Cholera gestorben sind, wischt der leitende US-Major Robert Staver beiseite: Die künftige wissenschaftliche Bedeutung der Raketenforscher übertreffe ihre gegenwärtige Kriegsschuld.

Manche Wissenschaftler mit besonders heikler Vergangenheit oder geringerer Bedeutung werden nach Australien oder Lateinamerika gelotst; so bleiben sie zumindest dem Zugriff der Russen entzogen.

In Deutschland versuchen die Sowjets unterdessen, die „Mittelwerke" wieder in Gang zu setzen. Mit Brot, Butter und Fleisch werben sie Tausende ehemaliger Fachkräfte an. Unter der Leitung eines Ingenieurs aus dem Stabe Wernher von Brauns rekonstruieren sie die V2 und andere Raketen weitgehend aus dem Gedächtnis. Wenige Wochen nach Wiederaufnahme des Betriebes rollt der erste Nachbau vom Band.

In ihren Verträgen ist von „Postraketen", „kosmischer Forschung" und vom „Flug zum Mond" die Rede, tatsächlich aber entwickeln die Techniker Waffen. Der Vorsprung von gut zehn Jahren, den von Brauns Ingenieure in der Raketentechnik vor den Sowjets hatten, ist bereits nach wenigen Monaten aufgeholt.

Am 22. Oktober 1947 verlagern die Russen die Fabriken nach Osten. Soldaten trommeln Tausende von Wissenschaftlern in Bleicherode, Nordhausen, Dessau, Leipzig und Berlin aus dem Schlaf. „Sie werden zum Dienst in der Sowjetunion eingezogen, mit Ihrer ganzen Familie", heißt es. „Ihre Möbel und persönliche Habe werden zu Ihrem neuen Wohnsitz geliefert. Die Dauer des Aufenthaltes wird fünf Jahre nicht überschreiten."

Die Raketenwerke werden demontiert, ebenso die Zeiss-Fabriken und die „Junkers Flugzeugwerke". Nur wenige protestieren, bei Fluchtversuchen wird sofort geschossen. Andere, die nicht auf den Listen stehen, bitten sogar darum, mitkommen zu dürfen: In Deutschland sind Brot und Arbeit knapp.

Die Atomforscher Manfred von Ardenne, Peter-Adolf Thiessen und der Nobelpreisträger Gustav Hertz richten sich mit ihren Geräten Laboratorien am Schwarzen Meer ein. Gemeinsam mit der nach Moskau verlegten Auer-Gesellschaft unter Nikolaus Riehl suchen sie nach einer sowjetischen Antwort auf Hiroshima. Deutsche Flugzeugbauer landen in der russischen Steppe bei Kujbyschew. Und die Raketen-Experten aus dem Harz arbeiten nun auf Gorodomlia, einer umzäunten Insel im Quellgebiet der Wolga.

In den Instituten ist jedes Blatt durchlaufend nummeriert, Briefe unterliegen der Zensur, gearbeitet wird unter enormem Zeitdruck. In einem deutsch-deutschen Duell forschen die Techniker in der UdSSR mit den Peenemünder Ingenieuren in den USA um die Wette – sozusagen über Bande. Eine russische Expertenkommission in Moskau prüft ihre Ergebnisse nach.

Als die meisten Deutschen auf Gorodomlia im Sommer 1952 heimkehren dürfen, hinterlassen sie Baupläne für mehrere Raketentypen – auch für den Vorläufer jener mehrstufigen Rakete, die 1957 den ersten Sputnik-Satelliten und 1961 den ersten Menschen in den Weltraum trägt.

Die Konkurrenz in Huntsville, Alabama, kommt 1969 zu Weltruhm: Da landet „Apollo 11" auf dem Mond – ins All katapultiert von einer Rakete, die Wernher von Braun und seine Ingenieure konstruiert haben. □

Lars Abromeit, 27, ist GEO-Redakteur.

POT

Knapp zehn Wochen nach der deutschen Kapitulation treffen sich Mitte Juli 1945 in Potsdam die Großen Drei. Beraten wollen sie über eine gemeinsame Nachkriegspolitik – vor allem darüber, was mit dem besiegten Deutschland geschehen soll. Doch über entscheidende Probleme können die Staatschefs der USA, der Sowjetunion und Großbritanniens sich nicht einigen. Und statt eines »gerechten und dauerhaften Friedens«, wie geplant, leitet die Potsdamer Konferenz den kommenden Kalten Krieg und das atomare Wettrüsten ein

Der verlorene Frieden

SDAM

Freundschaftlich präsentieren sich Churchill, Truman und Stalin den Fotografen. In Wahrheit misstrauen sie einander zutiefst

VON JÖRG-UWE ALBIG

Noch ehe die Party überhaupt begonnen hat, ist schon der Kater da. Winston Leonard Spencer Churchill erwacht, drei Tage vor seinem Abflug nach Berlin, mit einer Magenverstimmung. Ein Herzanfall zwingt Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili, genannt Stalin, einen Tag später als vorgesehen den Sonderzug nach Potsdam zu nehmen. Harry Spencer Truman steigt in Newport News, Virginia, an Bord des Kreuzers „Augusta" und knirscht mit den Zähnen. „Ich bin jetzt auf dem Weg zu Stalin und Churchill, und es ist eine Plage", hat er seiner Mutter geschrieben. „Am liebsten würde ich überhaupt nicht fahren, aber ich muss; ein Zurück gibt es nicht mehr."

Dabei ist Grund zur Freude, zum Triumph. Der Krieg in Europa ist vorüber, die Deutschen sind von Sowjets, Amerikanern und Briten gemeinsam bezwungen. Die Konferenz im Potsdamer Schloss Cecilienhof soll das Abschlusstreffen der Großen Drei werden, „das letzte große Fest des Krieges".

Doch inzwischen ist Juli, die Hitze dumpf und drückend, die Mücken jagen nach Blut. Das Schloss Cecilienhof ist ein Ort für Wahnideen, für Zwangsvorstellungen, für Phobien. Die Gesichter verblassen in dieser Umgebung; Geheimnisse werden zu Bedrohungen, der Mensch dem Menschen ein Wolf. Mitten im Ersten Weltkrieg ist das düstere Gemäuer für den deutschen Kronprinzen erbaut worden, und es scheint, als gingen hier noch die Geister von Verdun und Langemarck um.

An den Wänden hängen gespenstische Seestücke und Dorfstraßen in Öl; der Konferenzraum ist eine Art Rittersaal, zwölf Meter hoch, bestückt mit Balkendecken und riesigen, bombenförmigen Lampen. Eine Armee von Schornsteinen ragt auf den Dächern; manche spiralförmig gedreht, gen Himmel gezwirbelt wie strangulierte Seelen. Im Hof des Schlosses haben die Sowjets einen roten Stern aus Tausenden von Geranien gepflanzt. Aus dem Wald hinter dem See hallen bisweilen Schüsse. Und manchmal scheint es jetzt fast, als wären die Freunde schrecklicher als der grausamste Feind.

Mittlerweile hat Churchill, bei aller Sympathie („Ich mag diesen Mann"), eine scheußliche Angst vor Stalin. Er fürchtet, die USA könnten Großbritannien „mit dem Bären allein lassen". Überdies hat er erfahren, dass US-Präsident Truman im Vorfeld der Konferenz ein Treffen mit dem sowjetischen Staatschef geplant hat – ohne Churchill! Der britische Premier zeigte sich „erstaunt und verletzt". Das roch nach „einem Handel", dem er „nie, nie zustimmen" könne.

Auch Stalin wittert Unrat. Churchill, glaubt er, betrügt jeden, der Schwäche zeigt. Bis zuletzt hat Stalin gefürchtet, Briten und Amerikaner könnten sich hinter seinem Rücken mit den Deutschen verbünden. Haben sie ihn nicht ausdrücklich ausgeladen, als sie sich Anfang März 1945 in Bern mit SS-Führern trafen, um über die Kapitulation der deutschen Truppen in Italien zu verhandeln? Stalin vermutete ein Geheimabkommen: Womöglich hatte die Wehrmacht den Westalliierten für das Versprechen eines milden Friedens die Westfront geöffnet, um sie so weit wie möglich nach Osten vordringen zu lassen – während die Deutschen mit verstärkter Kraft an der Ostfront kämpften. Und am 11. Mai hat Truman das Ende aller Lieferungen an die Sowjetunion verfügt, die nicht für den Krieg gegen Japan bestimmt waren. Selbst Frachtschiffe, die schon auf See waren, wurden zurückbeordert. Stalin protestierte und sprach von einem unfreundlichen Akt.

Selbst an Truman, dem lächelnden Provinzler aus Independence, Missouri, der zehn Jahre lang Bauer war, seiner Mutter hörig ist und seine Frau „Boss" nennt, der zweifarbige Sommerschuhe trägt wie ein Handelsvertreter, nagt das Misstrauen. Immer wieder ist sein Bundesgenosse Churchill aus dem Ruder gelaufen; wollte die Westarmeen am liebsten bis zur Oder vormarschieren lassen; stützte gar Hitlers Nachfolger Admiral Karl Dönitz, um im Ernstfall dessen Truppen gegen die Sowjetarmee jagen zu können.

Und über den Frieden mit Stalin macht sich der Präsident auch keine Illusionen mehr. „Ein künftiger Krieg mit Sowjetrussland ist so sicher, wie nur irgend etwas in dieser Welt sein kann", hat ihm sein Außenministerium prophezeit. Sein Botschafter in Moskau warnte im April vor der „Invasion Europas durch Barbaren" und nannte es Hitlers größtes Verbrechen, „Asien die Tore Europas geöffnet zu haben".

Während amerikanische und sowjetische Truppen einander in Torgau an der Elbe die Hände schütteln, grenzt das Misstrauen ihrer Führer gegeneinander bereits an Paranoia.

Noch 1943, beim ersten Gipfeltreffen der Großen Drei in Teheran, sind sie als „Freunde in der Tat, im Geist und in den Zielen" zusammengekommen. In Stalingrad hatte Hitlers 6. Armee kapituliert; auch die Schlacht von Kursk, die größte Panzerschlacht des ganzen Krieges, ging an die Sowjetunion. In Teheran setzten die Alliierten die Invasion Frankreichs für Mai 1944 fest, beschlossen, Polen nach Westen zu verschieben, erwogen die Fünfteilung Deutschlands.

Ein Foto zeigt die Staatsmänner in festlicher Runde zu Churchills 69. Geburtstag; die Kerzen flackern auf der Torte, der Brite fabuliert lebhaft auf den schmunzelnden Georgier ein; nur Trumans Vorgänger Franklin D. Roosevelt starrt sinnend ins Nichts. Churchill brachte einen Toast auf „den großen Stalin" aus, und Stalin nannte Churchill seinen „großen Freund". „Wir glaubten im Herzen wirklich, ein neuer Tag sei angebrochen", erinnert sich Jahre später Roose-

velts langjähriger Berater Harry Hopkins.

In Potsdam ist alles anders. Hier vertritt nicht der vor drei Monaten verstorbene Roosevelt die USA, sondern dessen einstiger Vizepräsident Harry S. Truman. Und anders als Roosevelt glaubt Truman nicht an Kompromisse, sondern an Stärke.

Truman ist neu in der Weltpolitik; als er Roosevelt im Amt folgte, meinte er, „der Mond, die Sterne und alle Planeten wären auf mich gefallen". Am 16. Juli hat er in seinem Chrysler-Cabriolet die Ruinen von Berlin besichtigt, „die lange, nicht endende Prozession alter Männer, Frauen und Kinder, die ziellos umherwanderten"; zwischen den Trümmern roch es nach Leichen und Brand.

Truman denkt nicht mehr daran, Deutschland zu „kastrieren", wie es sein Vorgänger Roosevelt gefordert hat, oder in ein „geplantes Chaos" zu verwandeln, einen steinzeitlichen Agrarstaat, wie es der damalige Finanzminister Henry Morgenthau 1944 empfohlen hat.

Truman glaubt nicht an Kompromisse, sondern an Stärke

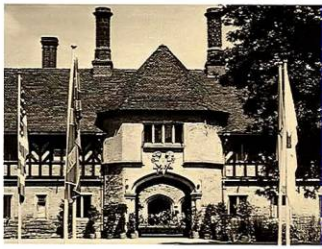
Längst haben die Westalliierten nicht mehr, wie noch in Jalta, das Ziel, das Reich in einen Scherbenhaufen aus Kleinstaaten zu zerschlagen. Besetzen wollen sie es und erziehen. Ihr Argwohn richtet sich jetzt weniger gegen das Volk, das 55 Millionen Tote auf dem Gewissen hat, sondern mehr und mehr gegen den russischen Verbündeten.

Als Schulkind, als Brillenträger, Muttersöhnchen und viel gehänselter Streber hat Harry S. Truman gelernt, dass man „um alles kämpfen" muss. Besessen las er Heldenbiografien; das Klavierspiel gab er auf, weil es ihm unmännlich vorkam; die ersehnte Offizierskarriere scheiterte an seiner Sehschwäche. „Man muss über denen stehen, die einem Spitznamen anhängen", beharrt er unverdrossen. Und hier in Potsdam hat er einen Trumpf in der Tasche, den keiner der Anwesenden stechen kann. Es ist ein Telegramm. „Heute morgen operiert", steht darin. „Resultate scheinen befriedigend und übertreffen Erwartungen."

Die „Operation" in der Wüste von New Mexico hat unter rasendem Donner und dem Licht von tausend Sonnen die erste Atombombe der Geschichte in die Welt gebracht; und Truman ist erleichtert wie ein frisch gebackener Vater. Es ist ihm gelungen, die Potsdamer Konferenz – gegen das Veto Churchills – so lange hinauszuschieben, bis die Bombe einsatzbereit war.

Wenige Stunden vor Konferenzbeginn hat auch Churchill von dem Triumph erfahren und ist entzückt. „Eine gnädige Abkürzung des Schlachtens im Osten", wo der alliierte Krieg gegen Japan noch immer lodert, sieht er kommen – „und noch glücklichere Aussichten in Europa".

Seine eigenen Aussichten sind weniger strahlend. Das britische Empire bricht auseinander. In Indien ist ein kleiner, bebrillter Rechtsanwalt dabei, „halb nackt" und „als Fakir aufgemacht", sein



In Schloss Cecilienhof, einst Residenz des deutschen Kronprinzen, tagt die Konferenz der Großen Drei. Die Verhandlungen bei den Plenarsitzungen kommen nur zäh voran. Oft führen erst Einzelgespräche zwischen den Staatschefs oder den Außenministern zu Ergebnissen

Land in die Unabhängigkeit zu führen – und andere Kolonien werden folgen. Großbritanniens Auslandsschulden übersteigen die des gesamten übrigen Westeuropas. Und noch immer bangt der Premier um den Ausgang der Unterhauswahl, weil die Stimmen der weltweit stationierten Soldaten nicht ausgezählt sind: „Es hängt wie ein Geier der Ungewissheit über mir." Doch jetzt hat auch er die Bombe auf seiner Seite.

Am 17. Juli, dem ersten Tag des Treffens der drei mächtigsten Männer der Welt, liegt über dem rot befilzten Konferenztisch gespanntes Schweigen. Papiere rascheln, der Rauch von Stalins Zigaretten und Churchills Zigarre steigt in die warme Luft; hier und da stirbt eine Mücke unter der Hand eines geplagten Diplomaten.

Stalin trägt die helle Uniform mit der Auszeichnung „Held der Sowjetunion", Churchill sein Kriegskleid aus der Schlacht von Omdurman im Jahr 1898, Truman einen blassen Schlips. Stalin schlägt vor, dass Truman den Vorsitz der Konferenz übernimmt, und der hält sich nicht mit Höflichkeiten auf.

Straff macht er Vorschläge zur Tagesordnung: Errichtung eines Rats der Außenminister, Forcierung des Alliierten Kontrollrats für Deutschland, die Frage des besiegten und befreiten Italiens.

Dann aber rügt Truman die UdSSR. Sie habe das Abkommen von Jalta nicht eingehalten. Sind nicht die Sowjets dabei, in ganz Osteuropa Satellitenstaaten zu errichten, die, so geht die amerikanische „Domino-Theorie", bald ganz Europa zum Kippen bringen könnten?

Bei ihrem zweiten Treffen in Jalta haben die Großen Drei im Februar 1945 vereinbart, den „von der Herrschaft des nazistischen Deutschlands befreiten Völkern" zu helfen, „alle demokratischen Kräfte der Bevölkerung" am Neuaufbau zu beteiligen, „die letzten Spuren des Nazismus und Faschismus zu beseitigen" und „so schnell wie möglich auf dem Wege freier Wahlen Regierungen zu schaffen, die dem Willen des Volkes entsprechen".

Doch was sind demokratische Kräfte? Wo verbergen sich Spuren des Nazismus? Was ist der Wille des Volkes? Die Sowjets interpretieren die Begriffe auf ihre Weise – entlang den Umrissen ihrer Angst.

Vielleicht ist Stalins Angst älter und tiefer als Churchills Müdigkeit oder Trumans Minderwertigkeitsgefühle. „Seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts", schreibt der amerikanische Historiker Louis Halle, „war und ist die eigentliche Triebkraft in Russland die Angst. Angst, mehr als Ehrgeiz, ist die hauptsächliche Ursache für die Gestaltung und Ausbreitung der russischen Gesellschaft."

Die weiten, offenen Grenzen des Landes haben seit Jahrhunderten Eindringlinge eingeladen – Hunnen, Bulgaren, Awaren, Chasaren, Magyaren. Die Mongolen brachen im 13. Jahrhundert ein und blieben 200 Jahre. 1812 stand Napoleon im verlassenen Moskau. Und im 20. Jahrhundert, daran hat Stalin den US-Sonderbeauftragten Hopkins im Vorfeld der Konferenz erinnert, haben die Deutschen das Land zweimal überfallen – auf dem Weg über Polen.

Seit dem Verrat durch seinen Genossen Roman Malinowskij, einen Spitzel der zaristischen Geheimpolizei, der ihm 1913 vier Jahre Verbannung ins subpolare Nirgendwo eintrug, kennt Stalin keine Freunde mehr. „Ich traue niemandem, nicht einmal mir selbst", wird er kurz vor seinem Tode sagen. „Ihr seid blind wie junge Katzen", wird er seine Funktionäre abkanzeln, „was werdet ihr ohne mich machen? Unser Land wird zugrunde gehen, weil ihr es nicht versteht, Feinde zu erkennen."

Die Interessengegensätze zwischen den Potsdamer Kontrahenten sind enorm: Churchill (ganz oben zwischen beiden: ein US-Offizier) fürchtet die wachsende Präsenz von Stalins Sowjetmacht in Europa, und Truman lässt den britischen Premier die Überlegenheit der USA deutlich spüren. Stalin fühlt sich von Washington bedroht, umgekehrt verkörpert der Sowjetführer für Truman die rote Gefahr

So haben die Sowjets jetzt diejenigen „demokratischen Elemente" um sich geschart, die ihnen nicht schaden. In Polen haben sie eine Regierung aus kommunistischen Kräften gebildet und nicht auf die prowestliche Londoner Exilregierung gesetzt. In der Tschechoslowakei unterstützen sie den Ex-Präsidenten Eduard Benesch, der die Sowjetunion als alleinige Schutzmacht akzeptiert. In Rumänien erzwingen sie ein Kabinett, das sich ebenso orientiert. Das alles dient Stalins Sehnsucht nach einer Pufferzone gen Westen, die einen neuen Überfall unmöglich machen soll.

Aber Truman ist Roosevelts Konzept der „Einen Welt" verpflichtet – einer utopischen Welt der „offenen Türen", einer Welt ohne Marktschranken und Handelshindernisse. Die Vorstellung, ein Fleck auf dem Erdball könnte dem befruchtenden Zugriff der USA entzogen bleiben, deren Warenströmen, ist ihm unerträglich.

Deutschland – ein Begriff, den jeder anders versteht

Jetzt, in Potsdam, greift Truman Stalin direkt an: „Seit dem Treffen von Jalta", sagt er, seien die sowjetischen Verpflichtungen „unerfüllt geblieben". Stalin schweigt.

Erst als Truman fertig ist, fällt ihm auf, dass er vergessen hat, seine Gesprächspartner zu begrüßen. „Ich freue mich sehr", legt er hastig nach, „Sie hier zu treffen, Generalissimus, und Sie, Herr Premierminister."

Als die Tagesordnung festgelegt ist, steht Stille im Raum. Die Delegierten starren einander an und schweigen. Stalin schlägt vor, über den Rat der Außenminister zu sprechen. „Soll der Rat Fragen der zukünftigen internationalen Friedenskonferenz vorbereiten?"

„Ja", sagt Truman.

Das ist eine diplomatische Finte. In Wahrheit hat sich Truman längst notiert, „die Einberufung einer endgültigen Friedenskonferenz zu vermeiden". Für die USA, die als mächtigster Staat der Welt aus dem Krieg hervorgegangen sind, kommt es darauf an, keine vollendeten Tatsachen zu schaffen – Tatsachen, die ihre Macht fesseln könnten.

Truman nutzt die Fama von der Friedenskonferenz nur, um heikle Probleme zu vertagen. Wann immer in Potsdam ungelöste Fragen auf den Tisch kommen, sagt er, „dafür" werde es „einen anderen Ort" geben: „die Friedenskonferenz".

„Da alle Fragen von den Außenministern geregelt werden sollen", sagt Stalin nun bei ihrer ersten Begegnung, „werden wir nichts mehr zu tun haben." Das Protokoll vermerkt Gelächter, und so endet der Abend doch noch in heiterer Stimmung.

Ein kaltes Büfett ist vorbereitet; es gibt Kaviar und Champagner. Stalin raucht eine Zigarre, was, wie Churchill sich neckisch brüstet, „auf meinen Einfluss zurückzuführen ist".

Am nächsten Morgen geht über dem Jungfernsee die Sonne auf. Hinter dem See liegt Deutschland in Trümmern. Was aber ist „Deutschland" überhaupt noch?

„Vorkriegsdeutschland", meint Churchill.

„Die Grenzen von 1937", präzisiert Truman.

Deutschland sei das, was 1945 davon übrig sei, erklärt Stalin.

Faktisch, erwidert Truman, existiere Deutschland im Sommer 1945 überhaupt nicht mehr.

Schließlich einigt sich die Runde auf Deutschland in den Grenzen von 1937: als „Ausgangspunkt", wie Stalin betont, der nichts mit den militärischen Fakten im Sommer 1945 zu tun habe. Wenn etwa in Königsberg,

Über ihre Besatzungszonen einigen die Sieger sich rasch, die Okkupation der deutschen Ostprovinzen durch Polen und die UdSSR indes nehmen die Westmächte nur hin und behalten sich deren endgültige Anerkennung als politisches Faustpfand vor. Stalin dagegen setzt auf die Macht vollendeter Tatsachen – und gewinnt

das bereits 1943 in Teheran den Sowjets versprochen worden ist, eine deutsche Verwaltung auftauche, sagt Stalin, werde man sie fortjagen.

Truman und Churchill wissen ebenso gut wie Stalin, dass die Wirklichkeit über die alten deutschen Ostprovinzen hinweggerollt ist. Als die Sowjetarmee nach Berlin marschierte, sind die Polen gefolgt, haben Pommern, halb Ostpreußen und Schlesien besetzt. Zwar haben die Großen Drei bereits in Jalta beschlossen, Polen im Westen für den Verlust jener Gebiete zu entschädigen, die es im Osten an die UdSSR abtreten musste; wo aber diese neue Westgrenze verlaufen werde, blieb damals offen.

Nach Trumans Auffassung soll die Grenze auf einer Friedenskonferenz festgesetzt werden – also nie.

Stalin hingegen baut auf vollendete Tatsachen. Wenn die Polen einmal da sind – wer wollte sie hinauswerfen?

Stalin versucht es mit Konzilianz. Ausgerechnet den britischen Premier, der den Vormarsch der Kommunisten fürchtet „wie die Heuschrecken", lädt er am Abend zum Dinner, sagt Artigkeiten über die Monarchie, wünscht Churchill Glück für die Unterhauswahlen und entlässt ihn erst morgens um halb zwei, nach zahllosen Drinks und Trinksprüchen – und nicht ohne die Versicherung, er, Stalin, sei gegen die – innere – Sowjetisierung der osteuropäischen Länder, die er inzwischen seinem Machtbereich eingefügt hat.

Das ist nicht einfach der Versuch, den alten, müden Mann zu umgarnen. Seit Stalins Machtantritt sind die Kremlchefs mehr auf die eigene Sicherheit bedacht als auf die Weltrevolution. Die bulgarischen Genossen in Sofia haben sie angewiesen, die Revolution zurückzustellen; die ungarischen Kommunisten ermahnt, sich die Diktatur des Proletariats aus dem Kopf zu schlagen; und an den jugoslawischen Partisanenführer Tito die strikte Weisung gegeben: „Die Sowjetisierung ist nicht geplant."

Erst in den Jahren nach Kriegsende, als Stalins Angst vor „konterrevolutionären" Aktionen ins Monströse wächst und zusätzliche Nahrung aus den Propaganda-Abteilungen der US-Regierung erhält, setzen sich auch im Kreml die Dogmatiker durch.

Doch in Potsdam geht es längst nicht mehr um Demokratie, um Roosevelts „Vier Freiheiten" – Freiheit der Rede, Freiheit der Religion, Freiheit von Not und Freiheit von Furcht –, sondern immer deutlicher um Einflusssphären.

Schon am 9. Oktober 1944 hat Churchill bei einem Besuch in Moskau hastig, auf einem halben Blatt Papier, die Welt geteilt: Rumänien soll zu 90 Prozent russischem Einfluss folgen, Griechenland zu 90 Prozent britischem und amerikanischem. Jugoslawien und Ungarn: 50 zu 50.

„Ich schob dieses Papier Stalin zu", erinnert sich Churchill. „Es entstand eine kurze Pause. Dann nahm er

seinen blauen Bleistift, machte einen großen Haken und gab es uns zurück. Die Regelung dieser Frage nahm nicht mehr Zeit in Anspruch als deren Niederschrift."

Doch geteilte Welt ist halbe Welt. So fordern Amerikaner und Briten mehr Einfluss in Osteuropa, beklagen die Sowjets die Selbstherrlichkeit der Atlantikmächte in Griechenland und Italien.

Als Stalin am dritten Sitzungstag von Potsdam „den Abbruch aller Beziehungen" mit dem Spanien des Diktators Franco fordert, argumentiert Churchill, das Land versorge die Briten schließlich „mit Orangen, Wein und anderen Produkten im Austausch gegen unsere Waren". Der einstige Feindstaat Italien, findet Truman, solle sogar der Uno beitreten dürfen – schließlich haben die USA mehrere hundert Millionen Dollar in das Land gepumpt, um es sich geneigt zu machen.

Churchill, der ebenfalls um Italien gebuhlt hat, stellt sich quer: Italien habe 1940 England angegriffen, London bombardiert und der britischen Armee schwere Verluste zugefügt. „Ich stelle außerdem fest, dass die augenblickliche italienische Regierung keine demokratische Grundlage hat und nicht auf freien und unabhängigen Wahlen basiert."

Stalin hingegen hat nichts gegen einen Beitritt Italiens einzuwenden – nur sollten „in Zusammenhang mit der Frage Italien auch die Fragen Rumänien, Bulgarien und Finnland" besprochen werden – also die Anerkennung gerade errungener sowjetischer Einflusssphären. „Ich versichere Ihnen", fügt er hinzu, „dass die Regierung Bulgariens demokratischer ist als die Italiens."

Energisch kämpft Stalin für möglichst hohe Reparationen

Die Großen Drei retten sich in diplomatische Floskeln, die niemanden verpflichten. „Das Resultat war ein vollständiges Patt", resümiert Trumans Stabschef William D. Leahy später. „Und man kann sagen, es war der Anfang des Kalten Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion."

Am Samstag, dem 21. Juli, dem fünften Konferenztag, trifft um 11.30 Uhr der ausführliche Bericht vom Test der Atombombe ein. „Der Testerfolg überstieg die optimistischsten Erwartungen", liest Kriegsminister Henry Stimson mit stolpernder Stimme vor. „Es war die Schönheit, von der die großen Dichter träumen, die sie aber bloß unzureichend und armselig zu beschreiben imstande sind."

Trumans schwankendes Ich bläht sich auf. Die ständige Sorge, das Amt sei zu groß für ihn, verblasst. Der Zwang, die Nervosität zu überspielen und Entscheidungskraft zu zeigen – vorbei.

„Der Präsident war unerhört stimuliert", notiert Stimson. „Es gebe ihm ein ganz neues Selbstvertrauen, sagte er, und er dankte mir, dass ich zur Konferenz gekommen sei, um ihn auf diese Weise zu unterstützen." Von nun an können die Amerikaner die Verhandlungen „mit der Bombe in der Tasche" führen: „einer großen Waffe, um die Sache durchzubekommen".

Am selben Abend geht Truman erfrischt zum Angriff über. Nie sei über die künftige Westgrenze Polens ein offizieller Beschluss gefasst worden. Wenn jetzt die Polen im Windschatten der Sowjetarmee ihre Verwaltung in den deutschen Ostgebieten aufbauten, sei das eine Besatzung, für die es keinerlei Grundlage gebe.

„Und", fügt er listig hinzu, „es wird äußerst schwierig sein, sich über die Frage von Reparationen zu einigen, wenn wichtige Teile Deutschlands von einer Macht besetzt sind, die den vier Großmächten nicht angehört."*

Die Frage der Reparationen ist Stalins wunder Punkt. In Jalta hat Roosevelt die Verpflichtungen des besiegten Deutschlands vorläufig auf 20 Milliarden Dollar beziffert und die Hälfte davon der UdSSR in Aussicht gestellt.

Das war nicht einmal viel, angesichts von 35,7 Milliarden Dollar Kriegsschäden in Russland (nach amerikanischen Schätzungen; nach sowjetischer Berechnung belaufen sich die Schäden im eigenen Land auf 128 Milliarden Dollar plus 357 Milliarden Folgeschäden). 25 Millionen Sowjetbürger sind obdachlos, 1710 Städte und 70 000 Dörfer in Schutt und Asche, 65 000 Kilometer Eisenbahnschienen zerstört.

Seither jedoch ist der Köder, mit dem die Westmächte Stalins Zusammenarbeit sichern wollten, zusehends geschrumpft. Schon bei der Tagung der Alliierten Reparationskommission Ende Juni in Moskau plädierten die Amerikaner nicht mehr für feste Dollarsummen, sondern für prozentuale Anteile am deutschen Volksvermögen – abzüglich Besatzungskosten, Verbrauch der Bevölkerung und nötiger Importe nach Deutschland.

Es ist also nicht ausgeschlossen, dass unterm Strich für die Sowjets 50 Prozent von *Null* übrig bleiben.

Die Außenminister James Francis Byrnes und Wjatscheslaw Molotow treffen sich separat, um die Frage noch einmal zu erörtern. Byrnes schlägt vor, um des lieben Friedens willen das Reparationsgebiet zu teilen – jeder könne sich dann aus seiner Zone nehmen, was ihm beliebt. Molotow räumt ein, die Sowjetunion könne sich sogar mit acht Milliarden Dollar zufrieden geben, bestünde aber in diesem Fall auf ein festes Reparationsvolumen aus dem Ruhrgebiet. Die Sitzung wird vertagt.

Es ist nicht purer Großmut, der die USA davon abhält, das besiegte Deutschland nach Herzenslust zu plündern. Es ist Einsicht in die Notwendigkeit, die Kuh, die Milch geben soll, auch zu

* Frankreich hat am 10. Juli eine eigene Besatzungszone zugeteilt bekommen.

25. Juli 1945: das letzte Foto mit Churchill. Der Kriegspremier reist am selben Tag nach London und kommt nicht wieder. Er hat die Parlamentswahl verloren

füttern; die Zündkerze für den Wirtschaftsmotor Nachkriegseuropa, wie der Generaldirektor von General Motors es ausdrückt, nicht abzuwürgen. Es ist die Furcht, ein ausgelaugtes Deutschland mit Hilfsgütern wieder hochpäppeln zu müssen und so die Reparationslast aus eigener Tasche zu zahlen.

Und es ist die Angst vor der roten Gefahr: Im nächsten Winter könnten „in Mitteleuropa Pest und Hunger herrschen", hat US-Kriegsminister Stimson seinen Präsidenten gewarnt. „Politische Revolution und kommunistische Infiltration" könnten dann folgen.

Kommunismus? Truman hat inzwischen die Atombombe. „Er war ein anderer Mann, als er nach der Lektüre dieses Berichtes zu unserem Treffen kam", erinnert Churchill sich später. „Er dirigierte die Russen hin und her und hatte die ganze Versammlung in der Hand."

Nach einem Staatsbankett bei Stalin („Es war eine Wucht", schreibt der Präsident seiner Mutter), nach Fisch, Wild, Huhn, Ente, Kaviar und Wodka, Wassermelonen und Champagner und unzähligen Trinksprüchen, lässt Truman es sogar großmütig zu, dass der Georgier ihn in seinem Steckenpferd übertrumpft – der Musik.

Vier Tage zuvor hat Truman seinen braven Sergeanten Eugene List präsentiert, der bei einem Essen, zu dem die Amerikaner eingeladen hatten, die Gänseleberpastete und den 1937er Niersteiner am Klavier mit dem „Missouri-Walzer" untermalte.

Daraufhin lässt Stalin nun bei seinem Bankett am 21. Juli gleich zwei Pianisten und zwei Geigerinnen aus Moskau auffahren, die mit Chopin, Liszt und Tschaikowski das Gleichgewicht der Kräfte ins Wanken bringen – zumal die Violinistinnen, wie Trumans Stabschef William D. Leahy säuerlich anmerkt, „je 200 Pfund" wiegen.

Um ein Uhr morgens hält Churchill es nicht länger aus: „Ich langweile mich zu Tode. Ich mag diese Musik nicht, ich gehe nach Hause."

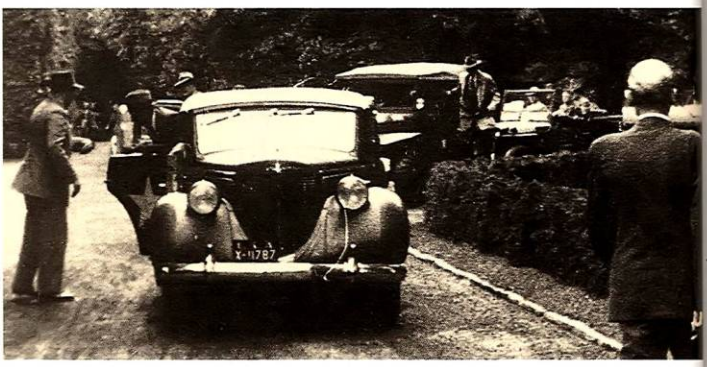
Doch erst um halb zwei, als unbestreitbar ist, dass das russische Abendessen eine halbe Stunde länger gedauert hat als das amerikanische, entlässt Stalin die Gesellschaft in die Nacht.

Churchills Rache ist fürchterlich. Drei Tage später lässt er das volle Orchester der Royal Air Force während des gesamten Essens in höchster Lautstärke schmettern, trommeln und blasen. Er lässt nicht locker, bis er um zwei Uhr Stalins Rekord um eine weitere halbe Stunde überboten hat.

Von Zeit zu Zeit fragt Stalin nach, ob die Kapelle nicht etwas „Leichteres" spielen könne, nähert sich dem Dirigenten und bittet um eine ruhige Melodie. Dann trinkt er auf den gemeinsamen Kampf der Großen Drei gegen Japan.

Churchill und Truman heben die Gläser und verziehen keine Miene. Sie lassen sich nicht anmerken, dass keiner von ihnen ein Interesse am Kriegseintritt der Sowjets im Fernen Osten hat. Truman will die Macht am Pazifik nicht teilen, und so soll Japan vor den USA kapitulieren, ehe die Sowjetarmee eingreifen kann. Dazu hilft ihm die Bombe. Er hüllt sie in Schweigen, in kostbares Schweigen, an dem sich Stalins Argwohn entzünden muss.

In der Zwischenzeit hat sich auch Churchill komplett mit der Bombe identifiziert, wie sein Stabschef bemerkt. Denn der Engländer, der einst per Sturzgeburt in einer Damengarderobe von Schloss Blenheim zur Welt kam, ist ein Mann des Krieges, ein Süchtiger. Seit seiner Jugend schmuggelt er sich an die Front, wo immer es kracht. Er drängelte sich in den Sudan-Feldzug, in den Burenkrieg, an die Nordwestgrenze Indiens. Auf den Ersten Weltkrieg hatte er sich



Der Wagentross der US-Delegation bei der Ankunft vor Schloss Cecilienhof im sowjetisch besetzten Potsdam, wo russische Militärpolizistinnen den Verkehr dirigieren. Alle drei Delegationen suchen einander zu imponieren und sich – etwa bei den gegenseitigen Empfängen – an Repräsentationsaufwand zu übertreffen

seit 1911 gefreut. „Da ich ein Feigling war", schrieb er aus Indien, „wünsche ich nichts so sehr, als den Ruf persönlichen Mutes zu erwerben."

Die Bombe ist auf seiner Seite; er ist die Bombe. Und jetzt spricht Churchill, der Apokalyptiker, vom „Jüngsten Gericht".

Doch für den Einsatz der Bombe braucht es Forderungen, welche die Japaner nicht erfüllen können: bedingungslose Kapitulation und Abdankung des Kaisers. Japans Außenminister versucht noch während der Potsdamer Konferenz, auf dem Umweg über Moskau anzubieten, „die Feindseligkeiten zu sehr vernünftigen Bedingungen zu beenden – Bedingungen, die die Existenz unseres Staates sicherstellen, sein Weiterleben ermöglichen und unsere Ehre wahren".

Während die Japaner noch versuchen, nach Potsdam vorzudringen, sitzt Truman bereits über einer Asien-Karte, ausgeschnitten aus dem „National Geographic Magazine", und entwirft den Befehl für den Abwurf der Bombe – einer Bombe, die militärisch längst überflüssig geworden ist.

Keine „große Entscheidung", wird er später beteuern, „keine Entscheidung, die einen beunruhigt hätte".

Die Proklamation, die Japan zur „bedingungslosen Kapitulation" auffordert, trägt die Unterschriften Trumans und Churchills; der chinesische Staatschef Chiang Kai-shek hat seine Zustimmung per Telegramm gegeben. Doch in Wahrheit ist Japans Aufgabe vor dem Abwurf der Bombe längst nicht mehr erwünscht.

London findet sich damit ab, dass es nur noch Juniorpartner ist

Mit Churchill hat Truman verabredet, Stalin erst in letzter Minute über die Existenz der Bombe zu informieren, und zwar möglichst beiläufig, um dessen Misstrauen nicht zu verstärken. Die Gelegenheit findet sich am 24. Juli gegen 19.30 Uhr.

Am Ende der Sitzung lässt Truman seinen Dolmetscher sitzen, schlendert wie nebenbei zu Stalin hinüber und raunt ihm zu, er besäße „eine neue Waffe von ungewöhnlicher Zerstörungskraft".

Stalins Gesicht bleibt freundlich und heiter. „Der russische Premier zeigte kein besonderes Interesse", erinnert sich Truman später. „Er sagte nur, dass er darüber erfreut sei und hoffe, dass wir guten Gebrauch davon im Kampf gegen die Japaner machen würden."

Am selben Abend aber bespricht der Generalissimus mit seinem Außenminister Molotow die Chancen, den Bau der eigenen Atombombe zu beschleunigen.

Das ist die Nacht, in der das nukleare Wettrüsten beginnt.

DOCH ES IST auch die Nacht, in der die kurzzeitige Stärkung, die Churchill durch die Bombe erfahren hat, vollends zusammenbricht. Er träumt, seine Leiche liege auf einem Tisch in einem leeren Raum, von einem Tuch bedeckt. „Ich erkannte meine bloßen Füße, die unter dem Tuch hervorragten", erinnert er sich. „Vielleicht ist das das Ende."

Als der Premier am 25. Juli ein Flugzeug besteigt, um zur Verkündung der Wahlergebnisse kurz nach London zu reisen, weiß er noch nicht, dass seine Potsdamer Mission vorüber ist. Er hat sich eigentlich noch vorgenommen, zum Ende der Konferenz „eine entscheidende Auseinandersetzung" vom Zaun zu brechen.

Am nächsten Morgen aber – „ich fühlte einen scharfen Stich, einen fast physischen Schmerz" – beginnt die vorausgesagte Mehrheit für die Konservativen zu bröckeln; mittags ist der Wahlsieg für die oppositionelle Labour Party besiegelt. Depressiv schleppt sich Churchill durch die folgenden Tage, sitzt im Schlafrock auf der Bettkante, hört den ganzen Tag ein seltsames Klopfen in der Luft.

Clement R. Attlee trifft am frühen Abend des 28. Juli als neuer Premierminister Großbritanniens in Potsdam ein – klein, grau und mit hoher Stimme: „ein Schaf im Schafspelz", wie Churchill zu sagen pflegt.

Attlee kämpft nicht für das Empire, sondern nur noch für die Insel. Im Plenum führt sein Außenminister das Wort, der grobschlächtige Arbeiterführer Ernest Bevin, während Attlee nur chronisch den Kopf schüttelt und an seiner Pfeife saugt. Er findet sich damit ab, dass sein Land nur noch ein Juniorpartner ist, der allenfalls informiert wird, aber nicht mitspricht; dass Sowjets wie Amerikaner allmählich das Interesse an den Sitzungen verlieren und untereinander feilschen.

Truman hat die Konferenz nach elf Tagen längst satt; er will abreisen. Doch noch immer sind alle Fragen offen.

Am 29. Juli sucht Außenminister Molotow den US-Präsidenten auf, und am 30.

Seit dem 28. Juli offiziell am Verhandlungstisch: der neue britische Premier Clement Attlee (rechts) und sein Außenminister Ernest Bevin

Juli ist der Handel perfekt: Die USA bieten diplomatische Anerkennung der Regierungen in Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Finnland an sowie die Zustimmung zu einer polnischen Westgrenze entlang der westlichen Neiße.

Im Gegenzug soll die Sowjetunion auf feste Reparationssummen verzichten – und auf die Einheit Deutschlands, die Stalin immer vorgeschwebt hat: Die UdSSR soll ihre Ansprüche aus der eigenen Besatzungszone befriedigen und aus den deutschen Guthaben in den Ländern Osteuropas; überdies bietet Amerika der UdSSR 10 Prozent der nicht lebenswichtigen Industriegüter aus den Westzonen gratis an; außerdem weitere 15 Prozent gegen die Lieferung von Rohstoffen und Agrarprodukten.

Die Trümpfe der Sowjets sind aufgebraucht. Vergebens hat Stalin die polnische Regierung zum Verzicht auf die Neiße-Grenzlinie zu bewegen versucht, um dafür mehr Reparationen erhandeln zu können. Nun macht US-Außenminister Byrnes dem Kollegen Molotow unmissverständlich klar, dass die USA eine Einigung „entweder in allen Punkten oder überhaupt nicht akzeptieren" werden „und dass der Präsident und ich am nächsten Tag in die Vereinigten Staaten abreisen" werden.

Wahrscheinlich ist keinem Beteiligten klar, dass damit die Teilung Deutschlands faktisch eingeleitet ist. Nun gibt es eine westliche und eine östliche Reparationszone. Es gibt eine westliche und eine östliche Interessenssphäre. Und vier Jahre später wird es auch einen westlichen und einen östlichen Staat geben. Am 31. Juli segnet das Plenum den Handel mit geringen Korrekturen ab.

> Man redet vom nächsten Treffen der Großen Drei. Es wird nie eines geben

Der Rest der Konferenz verläuft in gelöster Atmosphäre. Um 22.40 Uhr am folgenden Tag trifft man sich zur letzten Plenarsitzung und beugt sich ein letztes Mal über die „Potsdamer Deklaration", das Abschlussprotokoll der Konferenz. „Die höchste Regierungsgewalt in Deutschland" soll durch die Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte ausgeübt werden und zwar jeweils „in der eigenen Besatzungszone".

Die „völlige Abrüstung und Demilitarisierung Deutschlands" soll vorangetrieben, „die endgültige Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage" begonnen, „das deutsche Wirtschaftsleben dezentralisiert" und von „Kartellen, Syndikaten, Trusts" befreit werden.

„Die Reparationszahlungen sollen dem deutschen Volk genügend Mittel belassen, um ohne Hilfe von außen zu existieren." Und die „Überführung der deutschen Bevölkerung oder Teile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind", soll „in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen".

US-Außenminister Byrnes liest noch einmal Abschnitt III vor: „Das deutsche Volk beginnt für die furchtbaren Verbrechen zu büßen, begangen unter der Führung der Männer, ..." Byrnes bemängelt den Schluss des Satzes: „... denen es laut Beifall geflichtet hat."

„Sagen wir: ‚offen zugestimmt'", schlägt Stalin vor.

„‚Blind gehorcht'", ergänzt der britische Außenminister Bevin, „das heißt: auf stupide Weise gehorcht."

„Ich schlage vor, wir formulieren es so", sagt Stalin: „Denen es zur Zeit ihrer Erfolge offen zugestimmt und denen es blind gehorcht hat".

Der Vorschlag wird angenommen. Die Potsdamer Deklaration ist ja kein völkerrechtlich bindender Vertrag, sondern nur ein Protokoll. Während die Unterschriften auf dem Papier trocknen, beendet Präsident Truman die Konferenz: „Bis zu unserem nächsten Treffen, das, wie ich hoffe, in Washington stattfinden wird."

„Wenn Gott will", antwortet Stalin und lächelt.

Es wird kein Treffen der Staatschefs mehr geben. Im September und Oktober, beim Gipfel der Außenminister in London, werden die Sowjets Friedensverträge mit Rumänien, Bulgarien und Ungarn vorschlagen, die den Status quo fortschreiben. Die amerikanische Delegation wird, unter starkem Druck aus der Heimat, die Konferenz abbrechen, ohne ein gemeinsames Abschlussprotokoll zu unterzeichnen.

Der darauf folgende Gipfel zum Jahresende, im weihnachtlichen Moskau, wird versöhnlicher verlaufen – doch er wird das Schicksal des US-Außenministers Byrnes besiegeln: Vier Monate später wird er, von Truman wegen schlapper Haltung gegenüber den Sowjets gerügt, von seinem Amt zurücktreten. „Ich bin nicht der Meinung, dass wir noch länger Kompromisse spielen sollten", wird der Präsident sagen. „I'm tired of babying the Soviets."

Doch schon in Potsdam hat der Kalte Krieg begonnen, ohne dass jemand ihn beim Namen nennt.

Am 6. August 1945, auf seiner Heimfahrt von der Konferenz an Bord der „Augusta", erfährt Präsident Truman, der Abwurf der Atombombe auf Hiroshima sei „in jeder Beziehung ein glatter Erfolg" gewesen.

Es ist ein klarer Tag, die See mäßig bewegt; Gischt schlägt an den Schiffsrumpf. Der Präsident wirkt seltsam erregt und befriedigt. „Das größte Ding der Geschichte", verkündet er.

In Hiroshima sind 100 000 Menschen durch die Bombe gestorben, weitere 100 000 warten mit Verbrennungen, Strahlenschäden und anderen Verletzungen auf den Tod.

Auf dem Oberdeck der „Augusta" ist für den Nachmittag ein Orchesterkonzert mit Boxkampf geplant. □

Jörg-Uwe Albig, 42, lebt als Reporter und Schriftsteller („Velo") in Berlin.

Jetzt im Handel

Unsichtbar, schmerzfrei, gefahrlos? Neue Medizin.

Mensch und Maschine: Neue Techniken, neue Hoffnungen. **Mutter und Kind:** Operationen an Ungeborenen. **Alt und jung:** Hormone, die den körperlichen Verfall stoppen sollen. **Wissenschaft und Moral:** Theoretische Möglichkeiten, ethische Grenzen. **Chancen und Risiken:** Neue Therapien gegen Krebs und andere Krankheiten.

NEU UND NOCH BESSER: WWW.GEO.DE

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

Alltag in

Arbeiterviertel wie Eilbeck waren bevorzugte Ziele der britischen Luftangriffe. Nach Kriegsende ziehen viele Ausgebombte in »Nissenhütten« – Baracken aus Wellblech, die in England für die Armee entworfen worden sind

Trümmern

Die Hamburger Polizei sucht 1946 den Mörder einer unbekannten Frau. Kein großer Fall in einer Stadt, die ein Ruinenfeld ist und 50 000 Einwohner im Bombenhagel verloren hat. Dafür wird die Ermittlung zur Erkundung einer Trümmergesellschaft, in der die Not und die Sehnsucht nach besseren Zeiten Menschen immer wieder an den Rand der Illegalität führt. Und manchen ins kriminelle Schieber-Milieu

VON CAY RADEMACHER

Die Mörder wussten nichts von Ebbe und Flut. Sonst hätten sie ihr Opfer nicht mit so viel Mühe und doch so dilettantisch versteckt. Gegen 7.25 Uhr wird am 28. März 1946 im Herrengrabenfleet, mitten in der Hamburger Innenstadt, die Leiche einer Frau entdeckt: zwischen 40 und 50 Jahre alt, gefesselt, erdrosselt mit einem Leinengurt der US Army, geknebelt mit einem Taschentuch und einem braunen Handschuh, der ihr aus dem Mund quillt; und festgebunden an ein Trümmerstück, das fast halb so groß ist wie sie.

Doch die Täter – es kann nicht nur einer gewesen sein, denn der Block, an den die Tote gefesselt ist, wiegt rund zwei Zentner – haben ihr Opfer bei Flut in den Fleet geworfen. Nun, bei Ebbe, liegt die Tote mit dem Gesicht nach unten auf dem schlammigen Grund. Ein lebloser Körper im Schatten rissiger Kaimauern und fensterloser Gebäudeskelette, die einmal ein Kontor waren und das Alte Waisenhaus.

Die Männer der Spurensicherung untersuchen das Grundstück zwischen Kaimauer und einer Hausruine, wo das Verbrechen vermutlich geschehen ist: Kratz- und Schleifspuren im erdigen Boden, Schuhabdrücke, eine Gardinenkordel, eine Zigarettendose, verstreuter Zucker, der Abdruck jenes Steins, mit dem die Tote beschwert wurde. Keine Papiere bei der Leiche, kein Schmuck, kein Mantel, nicht einmal Schuhe. Nur eine Einkaufstasche aus Bast, leer bis auf die Steinbrocken, mit denen sie versenkt wurde.

„Mord an einer unbekannten Frau", vermerkt Polizeiinspektor Stave von der Kripo im Protokoll.

Eine namenlose Tote in Trümmern – keine Sensation in einer Stadt, die zur Hälfte aus Ruinen besteht, in der ganze Wohnviertel einfach verschwunden, in der während der letzten drei Jahre Zehntausende gewaltsam gestorben sind. In der manchmal selbst Lebende gefunden werden, die keinen Namen mehr haben.

Hamburg, fast elf Monate nach Kriegsende: eine Stadt zwischen Apokalypse und Idyll, Unmoral und Mitgefühl, Ausgangssperre und Anarchie. In einer Zeit, die Krieg nicht mehr ist, aber Frieden noch lange nicht.

Der Zweite Weltkrieg endete für Hamburg am 3. Mai 1945 um 18.25 Uhr, als britische Soldaten das Rathaus besetzten. Ihre Panzer- und Lastwagenkolonnen waren kampflos in die zweitgrößte Stadt des Deutschen Reiches eingerückt, denn drei Tage nach Hitlers Selbstmord wollte kaum jemand mehr, zumindest im Westen, gegen die Alliierten zur Waffe greifen.

Doch obwohl nun britische Offiziere die Macht in der Stadt haben und alliierte Gesetze und Anordnungen gelten; obwohl britische Schnellgerichte Deutsche bei Verstößen zu Gefängnisstrafen verurteilen; obwohl eine strenge Ausgangssperre gilt; obwohl Hamburger nicht nur alle Arten von Waffen abgeben müssen, sondern zum Beispiel auch Brieftauben; obwohl für den Besitz eines Fahrrades oder bei einem Wohnungswechsel ein Erlaubnisschein der Militärverwaltung eingeholt werden muss; und obwohl unverzüglich der Gauleiter, der NS-Bürgermeister sowie alle Senatoren bis auf zwei verhaftet und in der Folge 60 Prozent der höheren Polizeibeamten, 16 Prozent der Lehrer und 30 Prozent der Universitätsdozenten entlassen worden sind: Die Hamburger regieren sich auch unter der Besatzung weitgehend selber.

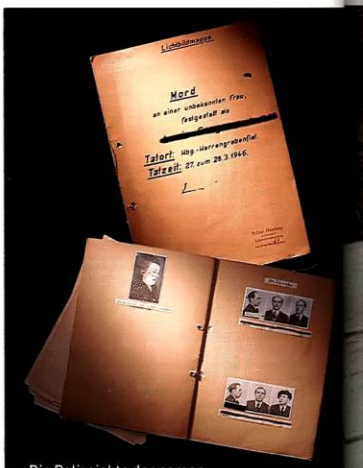
Post, Strom-, Gas- und Kohlenversorgung, Eisen- und Straßenbahnen, die Lebensmittelverwaltung, das Wohnungsamt – alle behalten deutsche Leiter, selbst die Schutz- und die Kriminalpolizei. Statt des NS-Bürgermeisters setzen die Briten den Kaufmann Rudolf Petersen ein. Petersens erste Amtshandlung: Er lässt alle nach Nazi-Größen benannten Straßen umwidmen. Eine symbolische Geste, wenn auch nicht ohne bittere Ironie. Denn der Bürgermeister regiert eine Stadt, in der viele Straßen gar nicht mehr erkennbar sind.

Alliierte Bomber haben 213 Angriffe gegen Hamburg geflogen, die verheerendsten 1943: Im „Feuersturm" vom Juli 1943 sind in einer einzigen Woche große Teile der Metropole in Schutt versunken. Süßlicher Leichengeruch und bitterer Brandqualm hingen wochenlang in der Luft. Ganze Viertel gleichen nun Wüsten aus Trümmerhügeln. Manche Straßen werden von der Stadtverwaltung durch Behelfsmauern abgesperrt, denn schon die Schritte eines einzigen Fußgängers könnten eine der haushohen Ruinen einstürzen lassen.

1,68 Millionen Einwohner hatte Hamburg 1938. Fast eine Million sind nun ausgebombt, Hunderttausende haben die Stadt verlassen. Gut die Hälfte des Wohnraums ist zerstört: über 250 000 Wohnungen sind zersprengt, verbrannt. Dazu die Gebäude von 3500 Gewerbebetrieben und Kontoren. Sowie 277 Schulen, 24 Krankenhäuser und 58 Kirchen. Im Hafen liegen 540 Wracks.

Rund 50 000 Hamburger sind im Bombenhagel gestorben, 66 000 haben ihr Leben an der Front oder im KZ gelassen. Hunderttausende sind geflohen oder aufs Land evakuiert worden. 1945 hausen noch etwa eine Million Menschen in der verwüsteten Stadt, genaue Zahlen kennt niemand.

Aber was besagen Zahlen schon? Wenn Polizeiinspektor Stave und seine Kollegen im Frühjahr 1946 zum Einsatz gehen – Benzin für Dienstfahrten ist streng rationiert –, passieren sie unförmige Hügel aus Ziegelschutt, Beton-



Die Polizeiakte der namenlosen Toten: Die Leiche der Frau wird am Morgen des 28. März 1946 bei Ebbe in einem Fleet entdeckt

Schlangen überall, Anstehen für Kartoffe
Suppe, Wasser. Glücklich, wer einen Eimer h

platten, Kabelgewirr, verbogenen Stahlträgern, aus verkohltem Holz und Tapetenfetzen. Sie gehen vorbei an Fassaden von ausgeweideten Kontorhäusern und Mietskasernen, ohne Dach, ohne Seitenwände, ohne Fenster. Manchmal steckt ein Holzkreuz im Schutt, wie in der Idastraße in Hammerbrook: „Unserer Mutter Meta Wiechmann", steht darauf. Und: „27./28. 7. 1943".

Sechs, acht, zehn, sechzehn Menschen sind in den Parterrewohnungen und Kellern ausgebombter Mietshäuser untergekrochen. Andere haben sich in Ruinen Verschläge gebaut, jemand hat sich sogar in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt eingerichtet.

In der Lerchenstraße 23 lebt die neunköpfige Familie Krause* in einem schmalen Hauswrack, dem einzigen Gebäude in der Straße, das noch steht.

Die Mutter – die 30 Wochen im Krankenhaus gelegen hat – und ihr 16 Jahre alter Sohn – Verwundung, Kriegsgefangenschaft, herausoperierte Milz – halten sich und die anderen mit Mühe am Leben. Fast täglich werden die Risse im morschen Gemäuer größer; sie haben Lehm darüber geschmiert und Stofffetzen hineingestopft. Oft stinkt es ekelhaft aus dem Abfluss, manchmal ist der Steinstaub in der Luft so erstickend, dass sie sich feuchte Tücher vor Mund und Nase halten. Wenn der Sturm heult, schlagen Türen plötzlich auf oder zu – wie früher im Druck der Bombenexplosionen. Und wie einst hasten die Krauses dann panisch aus ihrer Wohnung, auch nachts, in Straßenkleidung und mit Handgepäck. Nur eilen sie jetzt ins Freie, nicht mehr in den Keller, denn sie fürchten sich vor den Ratten.

* Die Namen wurden geändert.

Hat die Tote irgendwo in den Ruinen gelebt?

Doch Zehntausenden bieten die Ruinen nicht genug Platz. Sie müssen in Behelfsheimen unterkriechen: Ausgebombte, heimgekehrte Kriegsgefangene, Flüchtlinge aus dem Osten.

Ende November 1945 liefert die britische Militärverwaltung – die Massenerfrierungen befürchtet – die ersten von 2200 „Nissen huts" nach Hamburg. „Nissenhütten" sind Baracken, die der britische Offizier Peter Nissen vor Jahren entworfen hat: Sie ähneln großen, der Länge nach halbierten Wellblechtonnen, die auf den Boden gelegt worden sind; Fenster und Türen an der Stirnseite, ein Ofenrohr nach oben, der Boden aus Beton oder Holz.

Je zwei Familien oder, wie die Briten verlauten lassen, „Einzelpersonen, die sich schon seit längerer Zeit kennen", sollen sich die je 50 Quadratmeter großen Nissenhütten teilen.

Zwischenwände, separierte Bäder, Küchen gibt es nicht. Die kleinen kanadischen Öfen in der Mitte sind nicht nur mit Holz und nicht mit Kohle zu befeuern. Im Winter sinkt die Temperatur innen unter Null Grad, und manchmal tragen die Menschen morgens einen Mitbewohner heraus, der nachts auf seiner Liege erfroren ist.

Wer nicht in einer Nissenhütte unterkommt, der wird zum „Bunkermenschen". 83 Hochbunker stehen in Hamburg: schwarzgraue Klötze, bis zu 50

Meter hoch, die Betonwände bis zu sechs Meter dick, im Krieg errichtet und während der Bombenangriffe von 400 000 Menschen aufgesucht. Jetzt haben Arbeiter mühsam einige Fenster in die Wälle gesprengt. Drei bis sechs Personen teilen sich sechs Quadratmeter große Wohnkabinen, gemauerte Verschläge ohne Licht.

Manche der hier Gestrandeten werden jahrelang im Bunker leben, andere an Krankheiten oder Erschöpfung sterben oder einfach an Hoffnungslosigkeit. Im Leihsarg werden sie zu Grabe getragen – einem Sarg mit falltürartigem Boden. Den schleppen die Leichenträger auf dem Friedhof zur offenen Grube und lassen den Toten hineinfallen. Der Sarg geht an den Verleiher zurück, das kostet nur eine geringe Gebühr.

Wenn die unbekannte Tote, deren Mörder Inspektor Stave sucht, irgendwo in den Ruinen gelebt hat oder in den Bunkern: Wer sollte sie kennen – dort, wo sich jeder allein durchschlägt, wo allenfalls Familien zusammenhalten? Wo Menschen aus allen Stadtteilen, aus allen Regionen der britischen Besatzungszone, aus allen Ostgebieten des Reiches zusammengewürfelt sind?

Die Davongekommenen verachten die Bedürftigen

Wenn die Polizisten ihre Streifen westlich der Alster ausdehnen, betreten sie eine ganz andere Welt. In den bürgerlichen Wohnblocks und Büros verraten nur die Rohre der kleinen Kanonenöfen, die aus vielen Fenstern ragen, dass die Zentralheizungen nicht mehr funktionieren. Manche der Villenviertel an Alster und Elbe sehen aus, als hätte der Zweite Weltkrieg nie stattgefunden. Denn die Bombenangriffe sollten vor allem die Industriearbeiter demoralisieren – und umbringen.

20 000 Hamburgern allerdings, Wohlhabenden nördlich und westlich der Außenalster, nützt ihr Kriegsglück nichts: Die Briten requirieren deren Villen als Quartiere für ihre Soldaten, als Clubs und Casinos. Die Eigentümer dürfen ihre Häuser jahrelang nicht nutzen.

Durch die Ruinengebirge rumpeln Lastwagen und Jeeps der Briten – zumindest dort, wo die Straßen schon wieder von Trümmern befreit worden sind. Einige Schupos regeln den Verkehr, am Ausgang der Mönckebergstraße und am Stephansplatz wird diese Arbeit bereits wieder von Lichtzeichen erledigt: Die dort installierten Verkehrsampeln blinken seit Ende Mai 1945 und gehören damit zu den ersten öffentlichen Einrichtungen überhaupt, die in der Hansestadt wieder instand gesetzt worden sind.

Selten nur sitzen Deutsche am Steuer von Lastwagen und Autos, und jeder hat ein Fahrtenbuch zu führen: Alle Touren, deren Ziel mehr als 80 Kilometer vom eingetragenen Heimatort entfernt ist, müssen von der Militärverwaltung erlaubt werden, denn Benzin ist knapp. Von Samstag, 18 Uhr, bis Montag, 6 Uhr, sind Deutschen alle Fahrten untersagt. Es gibt nur wenige Ausnahmegenehmigungen, etwa für Ärzte im Einsatz und für die Polizei.

Wer unterwegs ist, der geht deshalb meist zu Fuß. Stundenlang und kilometerweit. Wer aufmerksam hinsieht, dem wird der hohe Anteil alter Männer und Frauen auffallen – und dass es viel mehr Frauen gibt als Männer. Und viele, die in verwaschen wirkenden Mänteln herumspazieren: in Wehrmachtsmänteln.

Das Tragen deutscher Militäruniformen ist zwar von den Alliierten verboten worden, doch die Briten haben ein Einsehen und verteilen in ihrer Zone 150 Tonnen Farbe in sechs Tönen, damit das Feldgrau der Uniformen umgefärbt werden kann. Allerdings sind Knöpfe, Koppel und Litzen der Wehrmacht zu entfernen.

Nicht alle abgemagerten Gestalten sind ehemalige Kriegsgefangene, sondern manche können auch von einem ganz anders gearteten Freiheitsentzug erlöst worden sein: einem Konzentrationslager. Im September 1945 bildet sich die jüdische Gemeinde Hamburgs neu, und auch die politisch Verfolgten der Nazizeit richten sich an der Elbe wieder ein – im Sommer 1945 gründen alte Genossen erneut die SPD und KPD.

Ehemalige KZ-Häftlinge müssen sich bei der Kripo melden – für viele eine Erniedrigung, denn die Kriminalpolizei war während der NS-Zeit zum Handlanger der Gestapo degradiert. Die zweite Demütigung: Die Kripobeamten, beraten von Vertretern des „Komitees ehemaliger politischer Häftlinge" und der „Arbeitsgemeinschaft für Juden und Halbjuden", teilen die ehemaligen Häftlinge in drei Klassen ein – I A („Überzeugungstäter"), I B („übrige politische Täter"), I C („Kriminelle und Asoziale") –, obwohl die meisten der jüdischen Häftlinge zu keiner der drei Kategorien zählen.

Die Registrierten erhalten vom Deutschen Roten Kreuz Lebensmittel-Sonderzuteilungen: ein Brot, eine Dose Fleisch und fünf Marken für Mittagessen in öffentlichen Küchen. Anschließend werden ihnen noch acht Wochen lang höhere Rationen zugebilligt. Für eine Versorgung, die darüber hinaus geht, brauchen die ehemaligen Häftlinge ein ärztliches Attest.

Weil Dr. Üxküll, der Betreuungsarzt der DRK-Stelle Frauental, fast allen von ihm behandelten KZ-Insassen Sonderrationen verschreibt, wird seiner Untersuchungsstelle Anfang 1946 die Befugnis zu diesen Attesten entzogen. Denn schon rund acht Wochen nach Kriegsende hat die Hamburger Ärztekammer in einer offiziellen Stellungnahme befunden, „dass im allgemeinen der Gesundheits- und Ernährungszustand der KZ-Häftlinge ein durchaus befriedigender ist und nicht unter dem Ernährungszustand der Bevölkerung liegt".

Seit Mitte Mai 1945 sind die Gleise der wichtigsten Straßenbahnlinien wieder vom Schutt befreit. Die wenigen noch fahrbereiten Züge sind nun Allzwecktransportmittel: Bis zu fünf Zentner schwere Postpakete und Frachtsendungen stapeln sich in den Wagen.

Angestellte der Straßenbahn laden die Fracht von Linie zu Linie um; als Umschlagstellen dienen alte Schuppen, ausgediente Möbelwagen oder der Rathausmarkt, der Knotenpunkt der meisten Linien. Andere Wagen fahren am frühen Morgen mit Leergut (und vielen Gemüsehändlern, die sich zwischen die Kisten drängeln) aus den Stadtteilen zum Gemüsegroßmarkt in den Deichtorhallen; anschließend geht es beladen mit Kohl und Rüben wieder zurück. Gut 200 Tonnen Gemüse werden so täglich mit der Straßenbahn verfrachtet. Selbst der

Äcker im Stadtzentrum: Grünanlagen wie die Moorweide am Hamburger Dammtor-Bahnhof werden für den Gemüseanbau umgepflügt

Kohlen für Zimmeröfen sind nicht zu bekommen. Und die wenigen Nahrungsmittel, die über Lebensmittelkarten zugeteilt werden, reichen kaum zum Überleben. Was fehlt, wird organisiert, notfalls auch illegal: Holz zum Kochen und Heizen im Hafen, ein Kohlkopf vom Wagen eines Spediteurs

Hamburger Innenstadt: Wo früher Gäste auf zwei Etagen Platz fanden, wird nun Kaltes Büffet und Hühnerbrühe unter freiem Himmel serviert

Obdachlose im Sammelquartier: Ostflüchtlinge strömen nach Norddeutschland; in manchen Nachbargemeinden Hamburgs verdreifacht sich die Bevölkerung

Müll wird per Straßenbahn abtransportiert: in eine Kiesgrube im Stadtteil Bahrenfeld.

Die wichtigste Fracht der Straßenbahnen aber ist der Schutt.

43 Millionen Kubikmeter Trümmer bedecken die Stadt, blockieren Straßen, Schienen, Grundstücke. Frauen, die sich mit Kopftüchern gegen den beißenden Mörtel- und Ziegelstaub schützen, holen in langen Menschenschlangen alle noch einigermaßen gut erhaltenen Steine aus den Ruinen und „picken" den anhaftenden Mörtel mit Hämmern ab. Die Leistung dieser „Trümmerfrauen" wird später zu den Gründungsmythen der Bundesrepublik gehören (siehe Kasten Seite 86). Allein in den ersten zwei Nachkriegsjahren werden in Hamburg 182 Millionen Ziegelsteine gesammelt.

Bauarbeiter graben sich derweil durch den Schutt und bergen, was sich sonst noch wieder verwenden ließe: Stahlträger, Heizkessel, Türen, Herde, selbst Stromzähler. Nicht immer ist für die Polizisten auf Streife klar, ob die Männer ihren gefährlichen Job (jederzeit können Mauern einstürzen oder Trümmerberge abrutschen) im städtischen Auftrag erledigen oder Plünderer sind, die sich holen, was sie benötigen, vom Kohlenofen bis zum zersplitterten Holzbalken, den man in einer Winternacht verfeuern kann.

bahn. Ein Teil der Fracht wird in die Binnenalster gekippt, die Straße Ballindamm wird so um mehrere Meter verbreitert. Der meiste Schutt aber landet in drei „Steinbrecheranlagen", in denen ihn riesige Maschinenhämmer zermahlen. Dann wird das Steinmehl mit Zement angerührt und in Formen zu Hohlblock-Steinen gepresst.

Nur langsam erwächst Hamburg so aus seinen Trümmern. Bei Kriegsende waren noch 285 851 Wohnungen benutzbar; 17 Monate später sind es rund 2850 mehr – obwohl kaum Baumaterial in die Stadt geliefert worden ist.

Die Wohnungen sind kalt und düster. Die Hamburgischen Elektricitäts-Werke haben seit Mai 1945 zunächst die letzten Ölreserven der deutschen Kriegsmarine in ihren Kraftwerken verfeuert, doch vom Herbst an müssen sie sich mit Kohle begnügen – und die ist knapp, denn es fehlt an Zügen, an Waggons, an intakten Schienenverbindungen zwischen dem Ruhrgebiet und der Elbmetropole.

Kohlen für die Wohnungsöfen werden nicht mehr zugeteilt. Und seit 15. Oktober 1945 ist auch der Strom streng rationiert. So darf ein Vier-Personen-Haushalt nur 2,7 Kilowatt verbrauchen – pro Monat. Mit dieser geringen Menge Strom werden selbst bescheidenste Mahlzeiten auf dem Elektrokocher nicht gar. Das von der Militärverwaltung her-

Viele leben in den Bunkern, oft jahrelang

Häufig stoßen die Männer in den Trümmern auf Blindgänger: auf Brand- und Sprengbomben, deren Zünder klemmt, aber bei der kleinsten Erschütterung hochgehen kann; auf Granaten aus Artillerie- und Flugabwehrgeschützen; auf Panzerfäuste, Handgranaten, MG-Munition. Täglich sind Sprengmeister im Einsatz, in den Ruinen von Häusern und Lagerhallen, in Kratern auf der Straße, in Seitenarmen der Elbe im Hafen. In den 400 Tagen zwischen April 1946 und Mai 1947 entschärfen sie 960 Bomben, 86 Minen, 6895 Geschosse, 250 Panzerfäuste und über 1000 Handgranaten und sammeln mehr als 60 000 Schuss Munition ein.

Sind die Ruinengebirge von allem Brauchbaren und Gefährlichen gesäubert, laden Arbeiter den Schutt auf „Trümmerbahnen" – kleine Loren, die auf Behelfsgleisen durch die Stadt rollen – und anschließend auf die Straßen-

ausgegebene „Hamburger Nachrichten Blatt" rät, nachts die Sicherung der elektrischen Türklingel herauszudrehen, um ein paar Milliwatt zu sparen.

„Die meisten Menschen laufen mit geschwollenen Fingern und offenen Wunden umher, und es lähmt alle Tätigkeit", notiert der Kaffeekaufmann und Schriftsteller Hans Erich Nossack am 30. November 1945. „Unser Tag beginnt um halb sechs. Von 8 bis 3 Uhr halte ich im Geschäft aus – erst ab 3 Uhr gehen die Verkehrsmittel wieder –, bin dann aber auch so erfroren, zumal ich nur zwei Scheiben trockenen Brotes mitnehmen kann, dass ich kaum mehr gehen kann. Und dann beginnt ein harter Kampf um die U-Bahn. Inzwischen hat meine Frau morgens Stunden gegeben,

eilt mittags eine Stunde weit, um das Essen aus der Volksküche zu holen, worauf wir mangels Gas, Elektrizität und Kochgelegenheit angewiesen sind. Gegen 3 Uhr macht sie auf der Brennhexe unser Essen warm, dadurch wird das Zimmer ein wenig verschlagen. Zwischen 5 und 6 Uhr versuche ich zu schlafen, um einen Vorhang vor den bisherigen Tag zu ziehen und die fehlenden Kalorien gleichzeitig zu ersetzen. Später nehmen wir noch etwas Teeartiges und einen kleinen Imbiss zu uns und sitzen uns dann arbeitend bei einer 15-Watt-Kerze gegenüber. Ich selbst sitze in Decken gehüllt noch bis 1 Uhr auf, um dann erfroren ins Bett zu kriechen."

Kälte und Dunkelheit zermürben doppelt, weil der Hunger hinzukommt.

Eine klassische Methode der Kriegswirtschaft ist, alle Nahrungsmittel zu rationieren, sie staatlich zu erfassen und nur gegen Lebensmittelkarten auszugeben. So ist auch die NS-Regierung vorgegangen und hat bereits im August 1939 Lebensmittelkarten eingeführt.

1945 übernehmen die Briten einfach die bereits seit sechs Jahren existierenden regionalen Organisationen des Reichsernährungsministeriums, nennen sie Regional Food Office (RFO) und belassen im Umland sogar alle NS-Kreisbauernvorsteher im Amt. Über Kartenausgabestellen erhält jeder Hamburger Lebensmittelkarten und Bezugsscheine ausgehändigt. Bestimmte Bevölkerungsgruppen, Kinder oder „Schwerarbeiter" zum Beispiel, erhalten aufs Gramm genau beschriebene Zulagen.

Im August 1945 teilen die Briten mit, jeder „Normalverbraucher" – ein Erwachsener also, der keine Schwerarbeit zu leisten hat – solle Lebensmittel mit einem Nährwert von 1550 Kalorien pro Tag zugeteilt bekommen. Ein „sachlicher und psychologischer Fehler", werden deutsche Beamte später monieren: Da es unmöglich sei, der Bevölkerung so hohe Rationen zu beschaffen, belaste eine solche Voraussage die Besatzungsmacht mit dem „Odium nicht eingehaltener Versprechen".

Im Sommer 1945 erhält ein Normalverbraucher pro Woche nur 1,7 Kilogramm Brot, 7/8 Liter Milch, 2,5 Kilo-

Leben in Ruinen: Mauern drohen einzustürzen, überall der Steinstaub, unter den Schuttbergen liegen Blindgänger. Doch selbst solche Behausungen sind besser als gar nichts: Mehr als die Hälfte aller Wohnungen in Hamburg sind völlig zerstört

Erste Läden werden in Kellern, ausgebrannten Bussen, in Hauseingängen und an zusammengezimmerten Tresen eröffnet

gramm Kartoffeln, 15 Gramm Käse, 150 Gramm Fleisch, 100 Gramm Fett, 200 Gramm Zucker, 100 Gramm Marmelade und 125 Gramm Nährmittel (zum Beispiel Sojaflocken). Das aber ergibt nur 1206 Kalorien täglich. Und bald sind selbst diese Mengen nicht mehr zuzuteilen. Milch fehlt ab November, im Dezember 1945 werden statt der Kartoffeln Steckrüben ausgegeben, Obst und Gemüse gibt es sowieso nicht immer.

Die Ursachen des Mangels kennt jeder Beamte des RFO – beheben kann er sie auf Jahre hinaus nicht. In der britischen Zone werden kaum Kunstdünger und Insektenschutzmittel hergestellt oder importiert – die Ernte-Erträge gehen deshalb dramatisch zurück. Zudem sind die dünn besiedelten ländlichen Regionen, die Ballungsräume wie Hamburg versorgen, inzwischen mit

Eine Million Hamburger sind ausgebombt

Hunderttausenden von Flüchtlingen belegt.

Und wie soll die Ernte nach Hamburg kommen? Die Bahngleise sind verwüstet, die Lokomotiven zerschossen und nur wenige Lastwagen einsatzfähig: Im Juni 1945 transportieren gerade mal 15 Lkws Kartoffeln nach Hamburg – dabei hätte man für die Anlieferung ausreichender Mengen 50 Lastwagen gebraucht.

Anfangs ist den Deutschen auch jegliche Seeschifffahrt verboten; außerdem ist die Nordsee vermint. Als im Juli 1945 endlich Fischdampfer den verwüsteten Hamburger Hafen verlassen dürfen, fehlt es an Kohlen für die Maschinen. Schließlich laufen acht Dampfer aus, die im September 1945 mit gut 945 Tonnen Hering zurückkehren.

ES SIND FAST IMMER die Frauen, die in den düsteren, kalten Wohnungen, ohne viel Strom und Brennmaterial, auf lächerlich kleinen Kochstellen mit erbärmlichen Rationen die Familien am Leben erhalten – und oft ist der Ehemann gefallen, vermisst oder invalide. Wer eine große Familie hat oder noch nebenbei arbeitet, etwa in einer Behörde, der schuftet 18 Stunden täglich.

In den Krankenhäusern werden Babys geboren, die ausgezehrt sind wie Greise. Die Säuglingssterblichkeit erhöht sich um das Dreifache. Am 6. August 1945 werden die Schulen wieder eröffnet – jene rund 150 Schulen zumindest, die nicht zerstört sind. Die Kinder teilen sich die erhaltenen Gebäude im Zwei-Schichten-Unterricht, eine Woche vormittags, eine Woche nachmittags. Lehrbücher gibt es zunächst kaum, weil neue nicht gedruckt werden können und die alten voller Nazi-Propaganda sind.

Per Dekret hat Bürgermeister Petersen alle Schüler ab 16 Jahren angewiesen, bis zur Wiedereröffnung ihrer zerstörten Schulen täglich vier Stunden lang Trümmer zu räumen. Viele Kinder helfen so mit, ihre Lehranstalt wieder aufzubauen.

Welche Erleichterung, als die britische Armee vom 1. Februar 1946 an aus ihren Vorräten eine „Schulspeisung" organisiert. Fortan erhält jeder Schüler täglich eine warme Suppe mit rund 300 Kalorien: fünfmal die Woche eine salzige Brühe, zum Beispiel aus Sojagrütze und Fleischextrakt, und zweimal eine süße, etwa aus Grieß und Zucker.

Gekocht wird in einer Großküche des Deutschen Roten Kreuzes, in der 200 Kessel stehen, von denen jeder 300 Liter fasst. 10 bis 50 Pfennig müssen die Eltern pro Mahlzeit zahlen – das ist wenig, aber immer noch zu viel für jene, die alles verloren haben. Dennoch nehmen vier Monate nach dem Beginn des Programms bereits 170 000 Kinder an der Schulspeisung teil. (Im darauf folgenden Winter werden es wieder weniger werden, denn manche, die barfuß gehen müssen, kommen in der Kälte nicht mehr zur Schule.)

Rezepte der Not machen die Runde. Etwa für „falsche Bratwürste": einen Kopf Weißkohl weich kochen und mit einem halben Kilogramm gekochter Kartoffeln durch den Fleischwolf drehen; eine Tasse geriebenes Brot dazugeben (was einfach ist, denn wegen des hohen Maismehlgehalts zerfällt das Brot oft schon auf dem Rückweg vom Bäcker); dann, so vorhanden, mit Salz, Pfeffer und Kümmel würzen; die Masse zu langen Laiben kneten und in der Pfanne mit wenig Fett anbraten – fertig.

Andere trocknen Eicheln im Ofen, zerstoßen und rösten sie und würzen da-

mit den faden Kaffeeersatz. Die Blätter von Ahorn, Brombeere, Eiche oder Kirsche geben „Tabakersatz" ab. Wem das nicht schmeckt, der legt sich zwischen den Ruinen eigene kleine Tabakpflanzungen an (aus den Samen lässt sich auch ein Speiseöl pressen).

Glücklich, wer irgendwo eine Kleingartenparzelle ergattert hat und fortan Kartoffeln oder Äpfel zieht. Glücklich auch, wer Hilfspakete aus den USA, Schweden oder der Schweiz erhält. (Die hernach so berühmt gewordenen Care-Pakete im Wert von zehn Dollar werden erst ab August 1946 geliefert und machen nur einen vergleichsweise geringen Anteil aller Hilfslieferungen aus.) Allerdings muss ein Hamburger, der aus Schweden ein Hilfspaket im Wert von 23,65 Reichsmark erhält, dafür an der Postausgabestelle 44,25 Reichsmark Zoll- und Frachtgebühren zahlen.

Wer seinen Stolz vergisst, der wandert durch die ruhigen Straßen in den wenig zerstörten Vierteln. Kriegsinvalide, alte Männer, Kinder gehen durch die Parkallee – wo die Briten Stadthäuser requiriert haben – und durchstöbern die schweren, blechernen Mülltonnen: Auch aus weggeworfenen Kartoffelschalen lässt sich noch eine Suppe kochen. Und vor den Clubs und Kasernen der Briten schlendern die „Kippensammler", die weggeworfene Zigarettenstummel aufklauben – aus sieben Resten wird eine neue Zigarette gedreht.

Weniger entwürdigend, dafür aber gefährlich sind die „Hamsterfahrten" – im Behördendeutsch „Erzeuger-Verbraucher-Verkehr". Schon 20 Tage nach Kriegsende fährt der erste Güterzug von Hamburg aus ins Ruhrgebiet, bald dürfen auch Reisende in leeren Güterwagen mitfahren. Im September 1945 führt die Reichsbahn „Stehwagen" ein: alte Personenwaggons, aus denen alle Sitze und Trennwände herausgerissen worden sind. Wo früher höchstens 80 Reisende Platz gefunden haben, zwängen sich jetzt 250 zusammen.

Hauptsache: raus aus Hamburg – dorthin, wo Bauern Obst, Gemüse, Kartoffeln anbauen. Die Leute aus der Stadt ziehen von Hof zu Hof und bieten ein paar Reichsmark für ein Pfund Kartoffeln oder fragen, wenn sie nichts mehr zu tauschen haben, nach einer milden Gabe. Manche Bauern haben aus Mitleid eine Kartoffelmiete für die Hamsterer angelegt, andere dagegen lassen den Hofhund von der Leine.

Die Hamsterfahrten, die Zehntausende unternehmen, sind illegal, denn hierbei werden Lebensmittel gehandelt, die der Zwangsbewirtschaftung unterliegen. Die Militärverwaltung erklärt deshalb die Obst- und Gemüseanbauregionen rund um Hamburg sowie den Fischmarkt zu Sperrgebieten: Nur Anwohner und Inhaber einer Sondergenehmigung dürfen hinein.

Die deutsche Polizei organisiert immer wieder Razzien. Bereits im Juni 1945 sperrt sie alle Elbbrücken – und beschlagnahmt 2800 Zentner Kartoffeln. Bei einer späteren Razzia auf dem Hauptbahnhof werden binnen einer Stunde 36 Menschen mit insgesamt 744 Kilogramm Kartoffeln erwischt.

Alle, die sich rationierte Waren illegal beschaffen, werden von britischen Schnellgerichten hart bestraft. Eine junge Frau, die mit 40 britischen Zigaretten erwischt wird, bekommt 21 Tage Haft. Ein Arbeiter, der im Union-Kühlhaus drei eigentlich als Abfall weggeworfene Schweinepfoten hinausschmuggeln wollte, muss für 30 Tage ins Gefängnis.

30 Tage Haft für drei entwendete Schweinepfoten

Um den Mangel etwas zu lindern (im Juli 1946 liegen 1189 Patienten mit Hungerödemen in den Krankenhäusern), öffnet die Stadtverwaltung öffentliche Grünflächen für die Landwirtschaft. In Planten un Blomen, einem der schönsten Parks Hamburgs, ziehen Ochsengespanne den Pflug durch den einst sorgfältig gestutzten Rasen, um den Boden für Kartoffeläcker aufzubrechen.

Doch daneben blühen noch immer die Rosensträucher, die 1944 gepflanzt worden sind. Und die Hamburger kommen, um sie zu bewundern, zahlen die 30 Pfennig Eintritt, zeigen sich im Sonntagsstaat. Ob in Planten un Blomen, am Elbufer bei Blankenese oder in Hagenbecks Tierpark – Spaziergänger und Ausflügler schlendern über die Wege. Welche Freiheit, durch die Stadt zu flanieren ohne Angst vor einem Bombenangriff! 43 000 Besucher registriert

Städter auf »Hamsterfahrt« ins Umland, wo si

versuchen, irgendwie an Lebensmittel zu kommen. Doch die sind rationiert, und der Handel mit ihnen ist illegal. Überall kontrolliert Polizei

der Kassierer des Zoos – und zwar im Mai 1945, dem Monat der Kapitulation und des totalen Zusammenbruchs.

Dabei ist Hagenbecks Tierpark nur noch ein trauriges Relikt seiner selbst. Viele Tiere sind im Bombenhagel verendet, andere irrten danach durch die Ruinen. Da es an Frischfleisch für die Raubkatzen fehlt und an Fischen für die Robben, haben viele Tiere erschossen werden müssen. Von den 200 Flamingos haben nur 13 den Krieg überlebt (und von denen sind 1947 zehn als Leihgabe für drei Jahre an den Londoner Zoo zu schicken). Die Elefanten helfen zumindest beim Wiederaufbau: Sie zerren schwere Trümmer aus den Ruinen.

Immerhin steht der Tierpark noch. Sechs der neun Theater dagegen sind ausgebombt. Die Hamburger Kammerspiele ziehen ins „Savoy-Kino". Erste Nachkriegspremiere, am 10. Dezember 1945: „Leuchtfeuer", ein Stück des Amerikaners Robert Ardrey über die moralische Pflicht des Menschen, sich politisch zu engagieren.

Seit dem 1. Juli 1945 gibt das Philharmonische Staatsorchester wieder Konzerte. Karten werden ab 10 Uhr verkauft, bereits um 7 Uhr morgens bilden sich große Menschenschlangen vor den Ausgabestellen. Ebenso vor den Kinos.

Ein Pfund Butter kostet sechs Wochenlöhne

Ende Juli dürfen zehn Lichtspielhäuser wieder öffnen. Im „Atlantik" läuft „Ich vertraue dir meine Frau an", im „Capitol" „Gefährtin meines Sommers", in der „Filmburg" „Das Bad auf der Tenne" – seichte, politisch unbedenkliche Filme aus der NS-Zeit. Selbst in die 16-Uhr-Vorstellungen drängen Tausende; die Polizei muss Ordnung schaffen.

Auch manche Museen öffnen sich noch 1945 wieder dem Publikum. Die Sammlungen sind fast unbeschädigt durch den Krieg gekommen: Die Kunsthalle und das Museum für Kunst und Gewerbe haben ihre Objekte vor den Bombenangriffen in die unterirdischen Tresorräume der Banken geschafft, viele Bilder sind im Hochbunker auf dem Heiligengeistfeld deponiert worden.

Anderswo verfügen die Besatzer manchmal schwer nachvollziehbare Einschränkungen. Zwar findet schon am 23. September 1945 Hamburgs erster Kampftag im Profiboxen statt, doch das Training von Judo, Jiu-Jitsu und anderen asiatischen Kampfsportarten ist von der Militärverwaltung untersagt. Sehr zum Leidwesen von Eugen Hölzel. Der 40-Jährige ist mehrfacher deutscher Judomeister – ein Meister allerdings, der nun keinen Gegner mehr findet. Immerhin darf er ein paar Anfänger in die waffenlose Kunst einweisen, darunter Polizisten und Außendienstler der Hamburgischen Elektricitäts-Werke, die Stromrationierung und -bezahlung überwachen und zur Not die Leitung kappen.

Wer bei den Elektricitätswerken angestellt ist oder in einem der anderen Betriebe, die mühsam wieder in Gang kommen, der arbeitet 48 Stunden in der Woche. (Inspektor Stave hat eine 55-Stunden-Woche.) Schon Anfang 1946 gibt es Branchen, in denen die Unternehmer nach Arbeitern suchen.

Männer in „Mangelberufen" bekommen vom Wohnungsamt eine Zuzugsgenehmigung. (Denn niemand darf einfach nach Hamburg kommen. Jeder Neubürger muss sich seinen Umzug genehmigen lassen.) Dazu gehören Maurer und Automechaniker – sowie Schiffbauer, obwohl der Hafen zu 80 Prozent zerstört ist und die Besatzungsmacht zunächst gar keinen Schiffbau erlaubt.

Im zerbombten Hafen, wo fast kein Schuppen mehr steht und die meisten Krähne abgeknickt sind und wo 8000 bronzene Glocken auf dem „Glockenfriedhof" liegen, zusammengeraubt aus den Kirchen Europas, befestigen Taucher Bergeseile an den halb versunkenen Wracks. Was an Barkassen und Dampfern wieder in Fahrt zu bringen ist, darf, das haben die Briten erlaubt, auf den Werften repariert werden.

Am 1. Juni 1945 ist der Hafen so weit freigeräumt, dass die Versorgungsschiffe der Alliierten anlanden können. Vier Monate später dampft die alte „Jan Molsen" bereits von den Landungsbrücken die Elbe hinunter bis Cuxhaven und zurück, 1000 Plätze für Hamsterfahrer, dreimal wöchentlich – und allemal bequemer als auf dem Dach eines überfüllten Eisenbahnwaggons zu hocken.

Und während sich die arbeitslosen Kapitäne und Seeoffiziere noch als

Der »Kippensammler« ist ein vertrauter Anblick auf den Straßen. Sieben Stummel ergeben eine Zigarette

Weil viele Waren legal kaum zu haben sind, entstehen überall Schwarzmärkte, auf denen alles gehandelt wird, was rar und begehrt ist – selbst Medikamente oder falsche Pässe sind zu haben. Wer die Preise der Schattenhändler nicht zahlen kann, tauscht seine letzten Wertsachen ein

Die meisten hungern, aber nicht alle. Schieber, Schwarzhändler, Kriegs- und Friedensgewinnler treffen sich in den Bars von St. Pauli zum »Bikini-Angeln«

Nachtwächter in den Hotels der Briten durchschlagen oder als Streckenwärter der Eisenbahn oder gar als Buddelschiffmacher, sind die Arbeiter auf den Werften schon bald wieder selbstbewusst genug für den Protest.

Im Frühjahr 1946 fordern sie auf zahlreichen Betriebsversammlungen von der britischen Verwaltung höhere Lebensmittelzuteilungen, allerdings erfolglos. Kurz darauf, am 1. Mai, marschieren zum ersten Mal seit 1933 wieder SPD und KPD – getrennt – unter roten Fahnen und Parolen („Wir fordern! Säuberung der Ämter von Faschisten!"). Über 100 000 Teilnehmer drängen sich in Planten un Blomen.

Die Demonstration bleibt friedlich. Abends beeilen sich die Männer und Frauen, nach Hause zu kommen. Zum einen gilt noch immer die Ausgangssperre während der Nacht, zum anderen sind Hamburgs Straßen düstere Schluchten, erhellt nur von wenigen Laternen und dem schwachen Licht aus Fenstern, hinter denen frierende Bewohner unter 25-Watt-Glühbirnen oder bei Kerzenschein sitzen.

Wer es nicht bis Mitternacht heimschafft und einer Polizeistreife in die Hände fällt, der landet vor dem Schnellrichter. Routine.

Routine sind auch Morde und Diebstähle – die „Kriminalität des Elends", wie ein Jurist es nennt. 629 Raubüberfälle, 21 696 schwere sowie 61 033 einfache Diebstähle wird die Kriminalstatistik allein für das Jahr 1946 ausweisen. Und 29 Morde.

700 Mitarbeiter hat die Kripo. Ihre Zentrale liegt am Karl-Muck-Platz und nutzt moderne Labors und andere technische Hilfsmittel, denn die Ausrüstung des Berliner Reichskriminalpolizeiamtes ist nach dem Krieg teilweise nach Hamburg geschafft worden.

Doch es ist nicht die Technik, die Polizeiinspektor Stave schließlich auf die entscheidende Spur im Mordfall vom Herrengrabenfleet führt. Die Umstände, unter denen dies geschieht, lassen sich heute nicht mehr aus den Polizeiakten rekonstruieren, doch so viel ist klar: Am 10. April 1946 identifiziert eine ältere Dame aus Behringstedt bei Rendsburg

Neue Rollen, alte Klischees

Prof. Dr. Merith Niehuss hat sich 1993 mit dem Thema »Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945–1960« habilitiert. Frau Niehuss lehrt an der Münchener Bundeswehruniversität Neuere Geschichte

GEO EPOCHE: Frau Professor Niehuss, hatten Frauen nach 1945 nicht eine gute Chance, die Gleichberechtigung zu erreichen? Sie waren in der Überzahl und hatten oft die Männerrolle des „Ernährers" übernommen.

NIEHUSS: Das stimmt, es gab 1945/46 einen extremen Männermangel. Frauen mussten nicht nur die Tätigkeiten der Männer übernehmen, sondern auch bei „Hamsterfahrten" oder auf dem Schwarzmarkt Lebensnotwendiges auftreiben. Doch dann kamen die Männer aus dem Krieg zurück, und im Juni 1948 brach die Währungsreform herein. Spätestens mit der neuen D-Mark stellte sich wieder das traditionelle Wertegefüge ein. Der Mann, der jetzt einen Arbeitsplatz fand, konnte von seinem Lohn seine Familie ernähren. Und die Frau zog sich zurück.

Freiwillig?

Nicht unbedingt. Natürlich gab es Frauen, die Kinder durchbringen, die ihre Eltern oder kriegsversehrte Männer versorgen mussten – diese Frauen waren körperlich ausgelaugt. Andere dagegen, die ihre Unabhängigkeit erlebt hatten und gesund geblieben waren, versuchten weiterhin, Arbeit zu bekommen. Doch jetzt stießen sie auf die Konkurrenz der Männer.

Konnten sie denn den Vorteil ihrer Überzahl ausspielen?

Das war eher ein Problem, jedenfalls für die Mehrheit der Frauen. Noch in den fünfziger Jahren hatten viele die Sorge: „Ich kriege keinen mehr ab." 1946 kamen auf 100 Frauen im „heiratsfähigen" Alter zwischen 25 und 45 Jahren nur 77 Männer. Junge Frauen mussten „ausweichen", auf ältere Männer, auf Kriegsversehrte.

Hat es nicht dennoch viele allein stehende Frauen gegeben, die in diesem Mangel eine Chance gesehen haben?

Nein, der Druck auf sie war erheblich. Man war eine „Überständige", wie man in Bayern sagt. Selbst im Beruf erfolgreiche Frauen – etwa eine ledige Staatssekretärin – mussten sich der Anrede „Fräulein", die einen abwertenden Unterton hatte, ausdrücklich erwehren.

Versuchten Frauen solchem Druck zu entkommen – etwa durch Umzug?

Nein, sie blieben meist in ihrer Heimat. Zwar haben bis zu 80 Prozent der ledigen Frauen gearbeitet, aber man muss berücksichtigen, welche Chance sie überhaupt hatten, einen Beruf zu erlernen. Wer beispielsweise 1933 geboren wurde, hat 1947 mit 14 Jahren die Volksschule verlassen – eine ganz schlechte Zeit. Für ein Mädchen gab es damals keine Lehrstelle, also wurde es Hilfsarbeiterin. Nehmen Sie hingegen eine Frau vom Jahrgang 1940. Die war 1954, also mitten im Wirtschaftswunder, 14 Jahre alt. Da konnten es sich Familien bereits leisten, Mädchen in eine Lehre zu schicken. Und viele haben dann sogar Abitur gemacht und studiert.

Wie sind Frauen mit den damaligen Diskriminierungen zurechtgekommen? Etwa der „Zölibatsklausel", die bis 1950 galt: Wenn eine Frau und ein Mann – beide im Beamtendienst – heirateten, musste einer von beiden den Dienst quittieren. Und das war in der Regel die Frau.

Die Gleichberechtigung war seit 1949 im Grundgesetz verankert. Doch es dauerte Jahre, bis sie auch im Bürgerlichen Gesetzbuch oder im Verwaltungsrecht umgesetzt wurde. So erhielt bis 1953 ein Mann bei der Heirat den Zugriff auf das Konto seiner Frau. Und der Ehemann konnte bis 1957 die Arbeitsstelle seiner Frau kündigen.

Wurde davon wirklich Gebrauch gemacht?

So radikal waren Ehemänner nur selten. Aber es galt als unehrenhaft, als Mutter arbeiten zu gehen; man hatte dann „Schlüsselkinder". Man durfte als Ledige erwerbstätig sein, aber nicht mehr, sobald man verheiratet war. Daran haben auch die Gewerkschaften mitgewirkt: Die haben die Interessen der Facharbeiter gegen Arbeitsplatzkonkurrenten, also die Frauen, vertreten. Eisenbahnschaffnerin zum Beispiel – da hat man gesagt, das dürfen Frauen nicht machen, weil sie zu Krampfadern neigen. Ein moralischer Druck lastete auch auf dem Ehemann, der sich in seinem Betrieb sagen lassen musste: „Deine Frau muss arbeiten? Verdienst du nicht genug?" Diese Diskriminierungen hörten erst ab 1954 auf, als die Wirtschaft die Frauen einfach brauchte.

Hatten Frauen weibliche Vorbilder?

So etwas wie ein Vorbild war damals die Sekretärin, die ja im Film immer den Chef heiratete. Erst im Laufe der fünfziger Jahre haben sich die Frauen ihre Vorbilder selber geschaffen. Sie haben Vorteile darin gesehen, erwerbstätig zu sein – und das auch allmählich gegenüber ihren Männern durchgesetzt.

Spielte dabei nicht der Wunsch nach einem höheren Lebensstandard eine Rolle?

Das auch. Nehmen wir eine Arbeiterfamilie: Nach dem Krieg musste die Frau mitarbeiten, weil man kaum Möbel hatte, keine Gardinen, nichts Schönes. Dann kam die Technisierung des Haushalts – die Waschmaschine, der Kühlschrank, das Goggomobil. Dafür ging die Frau arbeiten, und damit war ihr Mann einverstanden. Doch irgendwann besaß die Familie alles Notwendige – und die Frau arbeitete dennoch weiter: Weil sie es wollte. Und erst damit änderte sich langsam die Rolle der Frau, zehn Jahre nach den letzten „Trümmerfrauen".

Das Interview führten Josef Schmid und Cay Rademacher

Da Bauarbeiter fehlen, müssen »Trümmerfrauen« den Schutt beseitigen

die „unbekannte Frau" als ihre Tochter Sophie Maager*, verheiratet, geboren am 24. Oktober 1900 in Berlin-Pankow. Nach Kriegsende ist Sophie Maager aus der Sowjetzone nach Hamburg gekommen und in der Welt der Ruinen und Behelfsheime untergetaucht.

Tags darauf, am 11. April 1946, geschieht etwas Merkwürdiges: Ein Mann namens Karl Wilhelm* meldet sich bei der Kripo und sagt aus, er sei von Sophie Maagers Mutter über den Mord informiert worden. Er habe Sophie Maager gekannt und ihr eine Stelle in einem Fuhrunternehmen versprochen, das er bald gründen wolle.

Und: Falls er irgendwie bei der Aufklärung des Falles behilflich sein könne, solle man ihn gern befragen. Am Mordabend sei er, da könne er sich aber nicht mehr genau erinnern, wahrscheinlich wie üblich in der Gastwirtschaft „Lenz"

In mancher »Lucky Strike« steckt nur Sägemehl

am Hansaplatz eingekehrt. Zeugen, die dieses Alibi bestätigen könnten, gebe es leider nicht.

Stave und seine Männer wundern sich, weshalb sich jemand ungefragt bei ihnen meldet. Sie forschen nach. Karl Wilhelm, 31 Jahre alt, aus Wattenscheid, war während des Krieges in amerikanischer Gefangenschaft, ist danach nach Hamburg gekommen und wohnt jetzt im Hotel „Würzburger Hof" in der Brennerstraße 21.

Stave lässt Wilhelm gehen, auch wenn ihm ein Detail durch den Kopf geht: der Gürtel aus Beständen der US Army, der um den Hals des Opfers geschlungen worden war. Und er denkt an den Hansaplatz, der in der ganzen Stadt berüchtigt ist: für seinen Schwarzmarkt.

SCHWARZMARKT, so definieren es die Juristen, ist jeglicher „Handel, der entgegen den Bewirtschaftungs-, Versorgungs- und Preisbestimmungen vor sich geht" und deshalb ein Verstoß gegen das weiter geltende Kriegswirtschaftsgesetz ist. Schwarzmarkt, das ist der Markt des Mangels, wo angeboten wird, was die Militärverwaltung rationiert, was nicht mehr importiert, was im eigenen Land nicht mehr oder zu wenig produziert wird.

Schwarzmarkt, das ist die Reeperbahn in Höhe der Eckkneipe „Bunte Kuh" oder der Goldbekplatz oder die Gegend um den Hauptbahnhof. Das sind Männer in langen Mänteln und mit Schlägermützen und alte Frauen mit Einkaufstaschen aus Bast, einbeinige Kriegsheimkehrer, Jugendliche mit Zigarette im Mundwinkel und ganz normale Arbeiter und Angestellte (durchschnittlich fehlen in den Betrieben 20 bis 30 Prozent der Belegschaft, viele treiben sich hier herum).

Das sind Hausfrauen, die ziellos auf und ab wandern oder auf irgendetwas zu warten scheinen. Das sind geflüsterte Worte, sind Manteltaschen oder Koffer, die sich plötzlich öffnen, sind Zigaretten, die von Hand zu Hand gehen, sind eilige Schritte, wenn ein uniformierter Streifenpolizist auftaucht.

Schwarzmarkt, das ist der Sperrbezirk der Marktwirtschaft, wo der Bürger schwankt zwischen Verachtung und Faszination, wenn er auf Schieber trifft: den Großhändler mit geheimnisvollen Verbindungen zur britischen Besatzungsmacht; den Schmuggler, der in Schuhcremekisten begehrte Zigaretten über die Grenze bringt; den flüsternden Mann, der irgendwie an ganze Bündel von 1000-Reichsmark-Scheinen gekommen ist.

Schwarzmarkt, das ist dort, wo früher oder später fast jeder zweite Hamburger irgendwelche Waren eintauscht oder für enorme Reichsmark-Beträge kauft.

Der Markt ist illegal, aber die Preise sind einigermaßen stabil. Ein Elektrostecker kostet 6 Reichsmark, eine Rolle Garn 18 RM. Für 22,50 Mark ist ein Wehrmachtsbesteck, rostfrei, vierteilig („sehr geeignet für Flüchtlinge") zu haben, für 20 Mark ein drei Pfund schweres Brot, für 60 Mark ein Pfund Fleisch, für 80 ein Pfund Zucker und für 250 ein Pfund Butter.

Ein Arbeiter verdient durchschnittlich 42,21 Reichsmark brutto. Pro Woche.

Selbst wer seine Ersparnisse durch die Bombennächte gerettet hat, ist bei diesen Preisen bald arm. Schlimmer noch: Wer eine reguläre Arbeit hat, bekommt durch den Schwarzmarkt täglich vorgeführt, dass sie nichts mehr wert ist.

Der Schwarzmarkt ist deshalb vor allem ein Tauschmarkt; Leitwährung ist

Panzerketten, Bunker und Bombentrichter: Für die Jüngsten ist die verwüstete Stadt ein riesiger, aber lebensgefährlicher Abenteuerspielplatz. Fast jede Woche wird in Hamburg ein Kind von Ruinen erschlagen oder von Blindgängern zerrissen

die „Ami-Zigarette", die für sieben Mark das Stück gehandelt wird.

Einer der beliebtesten Schwarzmärkte blüht am Hansaplatz. Hier, im kleinbürgerlichen, vom Bombenhagel großenteils verschonten Stadtviertel St. Georg, treffen sich die Kaufleute der neuen Zeit. Der Hauptbahnhof liegt nur ein paar Hundert Meter entfernt – Kuriere und Schmuggler von jenseits der Grenze oder aus der übrigen britischen Besatzungszone haben es nicht weit.

Hier handelt man mit Lebensmittelkarten aus anderen Städten unter britischer Verwaltung (in Hamburgs Geschäften werden 40 Prozent mehr Karten eingelöst, als ausgegeben worden sind); wird Zucker angeboten, den Obsthändler unterschlagen haben; sind

40 000 Kinder haben ihre Eltern verloren

Zinkregenrohre zu kaufen, die am hellichten Tag von intakten Häusern abmontiert worden sind. Die Schieber wohnen in den Hotels der umliegenden Straßen, manche Zimmer sind zu Warenlagern umfunktioniert worden.

Auch das Hotel „Würzburger Hof", in dem Karl Wilhelm logiert, liegt in der Nähe des Hansaplatzes.

Wer über den Platz schlendert, wer sich in das Geschiebe mischt, wer den schnellen, den abschätzenden Blicken standhält und sich treiben lässt, der lernt das Wispern und Raunen zu unterscheiden, das Flüsterkonzert des Schwarzen Marktes, die gehauchten Worte, die der eine unablässig vor sich hinmurmelt und ein anderer plötzlich erwidert, einmal nur.

„Tausche Herrenrad gegen Klavier – Radio gegen 220-Volt-Heizofen – Zahnprothesen gegen Kochplatte". Damenstrümpfe gesucht? Fangfrische Forellen? Penicillin aus alliierten Beständen? Gemälde? Teppiche? Schmuck? Feuersteine? Lederkoffer? Autoreifen?

Kein Problem auch an falsche Reisepässe oder Urkunden über Doktortitel zu kommen, oder an gefälschte „Persilscheine", also positive Leumundszeugnisse für anstehende Entnazifizierungsverfahren.

Aber Vorsicht: Vielleicht steckt in der Stange „Lucky Strike" nur Sägemehl. Vielleicht schwappt in der Flasche „Doppelkümmel" für 500 Reichsmark Methylalkohol, abgezapft aus einem lecken Kesselwagen der Bahn und so giftig, dass dessen Genuss das Augenlicht oder gar das Leben kostet.

Vorsicht auch vor den „Spritzern", den gut gekleideten Herren, die sich an großen Geschäften interessiert zeigen. Da hält der Schieber, der zu unerfahren oder zu gierig ist, dann seine ganze Ware hin – und ist plötzlich umringt von weiteren, sehr handfest wirkenden Männern, die ihm alles abnehmen und wie zum Hohn 20 Reichsmark in der Faust offerieren. Bei der Polizei beschweren kann sich ja niemand.

Erst recht nicht, wenn sie plötzlich tatsächlich da ist.

„Polizei!" ruft jemand, und auf einmal sind überall Uniformierte mit grünen Tschakos zu sehen, sie treiben die Menge auf eine Sackgasse zu. Uhren, Kaffee, Lebensmittelkarten fallen zu Boden – weggeworfene Vermögen, in letzter Sekunde preisgegeben, damit die heiße Ware nicht am Mann gefunden wird.

Im Verlauf des Jahres 1946 wird die Hamburger Polizei über 1000 Tonnen Lebensmittel beschlagnahmen, dazu 172 Kilogramm Süßstoff, mehr als 187 000 Zigaretten, fast 32 000 Liter Wein, 4828 Ampullen Rauschgift, 40 Millionen Einheiten Penicillin, 5623 Meter Stoff sowie 26 Autos, 28 Rinder und 25 Pferde.

5000 uniformierte Polizisten, außerdem Einheiten der britischen Militärpolizei, jagen die Händler und Schieber. Seit 1. Januar 1946 hat die Bekämpfung des Schwarzmarktes höchste Priorität. Vergebens. Allein von dem Obst und

Gemüse, das in den Sperrbezirken vor der Stadt angebaut und vermeintlich gut kontrolliert wird, gelangt mindestens ein Viertel auf den Schwarzen Markt, vielleicht sogar die Hälfte. Anfangs ist der Polizei nicht einmal erlaubt, ihre Spitzel in der Szene ordentlich zu bezahlen. Einem Informanten wird die Belohnung für einen Tipp auf 17 Fass Butter verweigert: zwei Pfund der sichergestellten Butter. (Was lächerlich klingt, aber nicht ist: Zwei Pfund Butter entsprechen immerhin ungefähr dem, was ein Arbeiter in einem Vierteljahr als Lohn nach Hause trägt.)

Illegales geht nicht nur auf dem Schwarzmarkt vor sich. Brave Ladenbesitzer verdienen an „UT-Verkäufen" („Unter der Theke"), Postbeamte beschädigen oder stehlen jedes siebte Paket, Kinder und Jugendliche springen an Steigungen auf langsam rollende Kohlenzüge und kippen das Brennmaterial gleich zentnerweise hinab.

Die Kinder. Mehr als 1000 Vagabunden zwischen 14 und 18 Jahren ziehen durch Hamburg: Bombenwaisen oder Flüchtlinge, die nichts mehr gehört haben von ihren Familien im Osten. Verlaust sind sie, mit Krätze auf der Haut und Wasser in den Gelenken; und wenn sie aufgegriffen und in die „Durchgangsbaracke" nach Harburg verfrachtet werden, oft so unterernährt, dass sie nicht einmal mehr feste Nahrung zu sich nehmen können. Selbst ihre Spiele sind lebensgefährlich: Fast jede Woche wird irgendwo in den Ruinen ein Kind von Trümmern erschlagen oder von Blindgängern zerrissen.

Mädchen mischen sich am Hauptbahnhof unter die Reisenden und bieten ihren Körper an für eine warme Nacht unter einem festen Dach. Kinder sind die besten Kuriere der Schwarzhändler. Viele Schieber sind kaum 20 Jahre alt, ohne Arbeit, aber mit Kriegserfahrungen, die sie hart gemacht haben.

Reich werden dabei nur wenige. Für die meisten reicht es vielleicht für einen sauren Hering, zwei dünne Gurkenscheiben und einen Löffel Gemüsesalat, wie es eine Imbisshalle am Eppendorfer Baum bereits wieder für eine Reichsmark anbietet.

Wer mehr ausgeben will, kann über die Reeperbahn schlendern. Zwar existiert das „Panoptikum" nicht mehr, und die „Volksoper", das „Café Menke" und viele andere Etablissements sind zerbombt. Doch das „Zillertal" besteht noch, „Onkel Hugos Speiserestaurant", das „Alkazar-Varieté" und „Kamsing", das Chinarestaurant. (Und auch, aber das wird hier vielleicht weniger begrüßt, die Davidswache der Polizei.) In die Trümmer zwischen den Etablissements haben Kneipiers aus Restziegeln und Sperrholz Schießbuden gebaut – mit Armbrüsten, denn selbst Kirmesgewehre sind von der Militärverwaltung untersagt.

In einem Lokal am Nobistor treffen sich die Großschieber. Hier spielen junge Männer nächtelang Poker, gehen die Tausender von Hand zu Hand, in Bündel gewickelt und in Zeitungspapier eingeschlagen. Hier zünden manche ihre Zigaretten mit brennenden 100-Reichsmark-Scheinen an und tragen goldene Schweizer Armbanduhren – das „Ritterkreuz des Schwarzhändlers".

Kultivierte Schieber reisen zur Erholung nach Sylt oder an die Ostseeküste. Dort ist es, als hätte der Krieg nie stattgefunden. Die Vollpension kostet im Hotel mit Meerblick 500 Reichsmark, zum Frühstück werden Bohnenkaffee und Marmelade gereicht, abends gibt es Sekt oder eine Flasche Whiskey für 800 Reichsmark – fast fünf Monatsgehälter eines Arbeiters.

Auf der Suche nach den Mördern vom Herrengrabenfleet taucht Polizeiinspektor Stave mit einigen Kollegen ein in die Halbwelt des Hansaplatzes. Karl Wilhelm ist auf dem Schwarzmarkt als Händler bekannt, ebenso sein sieben Jahre jüngerer Bruder Franz, der seit wenigen Wochen in Hamburg lebt. Bekannte der Toten berichten der Polizei, Karl Wilhelm habe Sophie Maager versprochen, ihr ein möbliertes Zimmer zu besorgen. Manche Zeugen behaupten, die beiden hätten miteinander ein Verhältnis gehabt.

Am 17. April 1946 werden die Gebrüder Wilhelm verhaftet. Sie leugnen alles. Doch Stave lässt nicht locker. Ein Zimmermädchen im „Würzburger Hof" kann sich erinnern, den amerikanischen Militärgürtel in Karl Wilhelms Raum gesehen zu haben. Ein Schwarzhändler verpfeift Karls Bruder: Der habe kurz

Erst die Straßen, dann die Wohnungen

Zur Hälfte zerstört, steckt Hamburg bei Kriegsende wie die meisten deutschen Großstädte in einem doppelten Dilemma: Zum einen muss wieder aufgebaut werden, während viele Menschen weiterhin in den Ruinen und demolierten Wohnungen leben; zum anderen herrscht ein ungeheurer Mangel an Baumaterial, Baugeräten und Werkzeugen sowie an sachkundigen Arbeitskräften.

Alle Aktivitäten werden vom Aufräumungsamt unter Bausenator Paul Nevermann koordiniert. Zwar drängen auch die britischen Besatzer auf eine rasche Wiederherstellung der städtischen Strukturen – schon damit die Kontrolle der Stadt und die eigene Versorgung verbessert wird –, doch der Wiederaufbau selbst liegt in deutscher Hand.

Schon bald erhalten Spezialisten wie etwa Maurer oder Zimmerleute die begehrten Zuzugsgenehmigungen und Lebensmittelzulagen. Viel Arbeit wird jedoch nicht von Fachleuten erledigt, sondern von Bürgern, die den Schutt wegräumen – und von Schülern, Studenten, Schauspielern und Angestellten, die ihre Bildungsstätten, Theater, Büros und Fabriken weithin selber wieder aufbauen.

Die erste Priorität gilt zunächst nicht den Wohnungen, sondern den Straßen und Bahnen – damit Lebensmittel, Medikamente und Material in die Stadt kommen und der Schutt fortgeschafft wird. Bereits im Juli 1945 ist jene Straße geräumt, an der sich die Straßenbahnlinien 16, 18 und 22 treffen. Bald sind auch die anderen Durchfahrtsstraßen der Innenstadt freigelegt, sodass die Straßenbahnen zumindest im Zentrum wieder regelmäßig verkehren.

Zugleich werden die Ausfallstraßen in die Außenbezirke passierbar gemacht und mehrere S-Bahnlinien freigegeben. Vom 12. August an pendeln S-Bahnen wieder in die Außenbezirke. Am 6. Mai 1946 hält der „Nordexpress" aus Ostende in Hamburg – die erste internationale Verbindung seit Kriegsende.

Mitte September 1945 wird beschlossen, systematisch mit der Wiederherstellung von Wohnraum zu beginnen. Die Hansestadt tritt als Bauherr auf und übernimmt die Kosten. Allerdings verkündet das Wiederaufbauamt: „Auf Dauerhaftigkeit und Fachgerechtigkeit, ja selbst auf bescheidene Ansprüche an die Wohnkultur muss verzichtet werden."

Gefördert wird insbesondere:

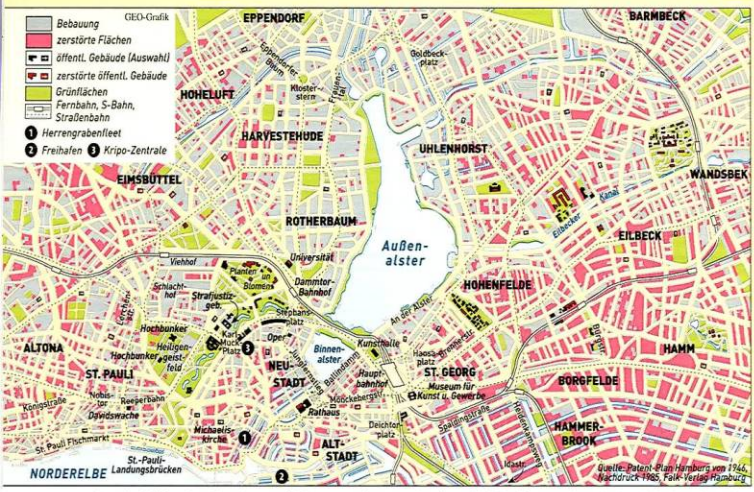
- die Erhaltung bestehenden Wohnraums, beispielsweise die Reparatur von Fenstern und Türen, von Decken- und Wandputz;
- die Instandsetzung „leicht- oder mittelbeschädigter Wohnungen", wenn etwa nur eine Außenwand wieder hochgezogen werden muss;
- die Schaffung neuen Wohnraums in sonst intakten Gebäuden, also der Ausbau von Dachböden oder die Aufteilung großer Wohnungen in mehrere kleinere.

Bis 1949 werden 53000 Wohnungen instand gesetzt oder neu errichtet – 20 Prozent des im Krieg zerstörten Bestands – und gleichzeitig viele Kilometer Strom-, Wasser- und Abwasserleitungen repariert. Die meisten öffentlichen Einrichtungen sind, wenn auch oft provisorisch, bereits im Herbst 1945 wieder in Betrieb. So beginnt an der Universität am 6. November 1945 das Wintersemester: 12000 Bewerber, vielfach Kriegsheimkehrer, bemühen sich um 3600 Studienplätze. Etwa zur gleichen Zeit nimmt das zerbombte Tropeninstitut oberhalb der Landungsbrücken den Betrieb wieder auf – hergerichtet auch von Ärzten und Krankenschwestern.

Der Hafen ist zwar zu mehr als drei Vierteln verwüstet, doch bereits am 1. Juni 1945 ankern dort wieder Schiffe, und 1947 laufen Frachter aus 21 Nationen wieder Hamburg an. 5,9 Millionen Tonnen Waren werden umgeschlagen – ein Viertel der Vorkriegsmenge.

Von 1949 an, als der schlimmste Wohnraummangel beseitigt ist, die Industrie wieder funktioniert und die Verkehrswege repariert sind, folgt der Wiederaufbau einem Masterplan. Viele ihrer Konzepte holen die Architekten, Bauingenieure und Städtebauer einfach aus den Schubladen – sie stammen noch aus den dreißiger Jahren. Und so werden unter anderem neue Schnellstraßen als „autogerecht" verkauft, die bereits 15 Jahre zuvor projektiert worden waren – als Aufmarschachsen für NS-Paraden.

1955 ist Hamburgs Wiederaufbau weitgehend abgeschlossen. Manche Spuren jener Tage lassen sich allerdings noch immer ausmachen, etwa an Dachkonstruktionen, die in der Nachkriegszeit improvisiert wurden. Und: Bis heute werden, bei Bauarbeiten unter Straßen, Häusern und im Hafen, Blindgänger entdeckt. *Cay Rademacher*



Gut die Hälfte des Hamburger Wohnraums ist zerstört (rote Flächen) – vor allem in den Arbeitervierteln

nach dem Mord ein Paar Damenschuhe losgeschlagen. Die Schuhe der Sophie Maager, vermutet Stave.

Indizien, aber keine Beweise. Doch nach vierwöchiger Untersuchungshaft und, wie es in der Akte der Kripo heißt, „nachdem sie 5 Tage vernommen worden waren", brechen die Brüder zusammen und gestehen alles.

Karl Wilhelm hat Sophie Maager mit dem Versprechen auf ein möbliertes Zimmer am Tatabend gegen 19.30 Uhr auf das zuvor ausgespähte Trümmergrundstück gelockt. Dort hat er sie erwürgt und dann, so mühevoll wie dilettantisch, gemeinsam mit seinem Bruder beschwert und in das Fleet geworfen. Das Motiv: Sophie Maager soll 5000 Mark Schulden nicht zurückgezahlt haben. Schwarzmarktgeschäfte.

Am 19. Februar 1947 wird Karl Wilhelm von der Strafkammer II in Hamburg zum Tode verurteilt, sein Bruder als Mittäter zu zehn Jahren Zuchthaus.

Karl Wilhelm ist zum Zeitpunkt der Tat 31 Jahre alt: Geboren kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges, als Kleinkind im vorletzten Kriegsjahr hat er den „Steckrübenwinter" 1916/17 erlebt, in dem entsetzlich gehungert wurde, dann Revolution und Konterrevolution, Kapp-Putsch, Hyperinflation, Weltwirtschaftskrise und das Chaos der untergehenden Weimarer Republik, die Straßenkämpfe zwischen SA und Rotfront, „Machtergreifung" und Militarisierung, einen neuen Weltkrieg und Kriegsgefangenschaft. So etwas wie „Normalität" hat er nie erfahren.

Aber das gilt für die gesamte Generation der Dreißigjährigen. (Zwei Jahrzehnte später wird man die Spießigkeit und Erstarrung der Adenauerzeit verachten und dabei übersehen, dass die zur Perfektion getriebene bürgerliche Normalität jener Ära die Utopie der Väter war, das ebenso schmerzlich vermisste wie ersehnte Ideal.)

In der Revisionsverhandlung 1948 wird das Todesurteil gegen Karl Wilhelm in lebenslänglich umgewandelt.

1948. Da hat Hamburg bereits das Schlimmste hinter sich. Den „Schreckenswinter" 1946/1947 etwa, als die Temperaturen auf minus 20 Grad fallen, als 85 Hamburger erfrieren und 18 600 an Tuberkulose erkranken. Oder die Prozesse gegen 14 SS-Männer vom Konzentrationslager Neuengamme in den Hamburger Vierlanden, in dem rund 50 000 Häftlinge umgekommen sind (elf Todesurteile und drei langjährige Haftstrafen). Oder die turbulenten Tage nach der Währungsreform, als plötzlich die Schaufenster wieder gefüllt sind.

Und auch die „Entnazifizierung", bei der 327 157 Hamburger überprüft werden – und kaum ein „Belasteter" ermittelt wird. In einer Zeit, da die Gerichte jemanden, der Schweineabfälle stiehlt, zu einem Monat Haft verurteilen, wird das Verfahren gegen den früheren Gauleiter Karl Kaufmann wegen eines Autounfalls eingestellt.

Nazi-Bürgermeister Carl Vincent Krogmann kommt mit 10 000 DM Geldstrafe davon – die durch die Internierungshaft als verbüßt gilt.

Polizeiinspektor Stave hat durch seine Arbeit nicht nur einen Raubmord aufgeklärt, sondern einer anonymen Toten ihren Namen wiedergegeben – und damit so etwas wie Würde. Denn einen Namen zu haben, selbst das ist keine Selbstverständlichkeit in diesen Tagen.

Im Frühjahr 1946, noch während Stave auf dem Hansaplatz ermittelt, kleben Plakate an den wenigen noch erhaltenen Litfaßsäulen: „Wie suche und finde ich meine Angehörigen?" Millionenfach haben Menschen einander im Krieg und auf der Flucht verloren, Eltern, Kinder, Ehepartner. Das Deutsche Rote Kreuz und die Hilfsdienste der Kirchen haben sich zu einem „Suchdienst" zusammengeschlossen, um zersprengte Familien wieder zusammenzuführen.

Auch andere Plakate kleben an den Wänden: „Verlorene Kinder suchen ihre Eltern". Rund 40 000 elternlose Kinder hat allein die für die britische Besatzungszone zuständige Suchdienst-Zonen-Zentrale bis zum Mai 1947 in Hamburg registriert: Kinder, die irgendwo aufgegriffen worden sind, allein und verloren. Manche kennen ihre Vornamen. Andere nicht einmal den. Diese Namenlosen werden unter dem Ort geführt, an dem man sie gefunden hat.

Viele können dennoch mit ihren Eltern zusammengeführt werden. Doch es bleiben auch Kinder in den Heimen; Kinder, die niemand findet, die niemand will. Ihre Zahl allein beim Suchdienst Hamburg: 21 000. □

„Gerettet!"

In einem UNO-Flüchtlingslager können die Menschen nach Wochen voller Angst und Hunger wieder aufatmen. Doch jetzt brauchen sie Unterkunft, Nahrung und Wasser, um wieder nach vorne schauen zu können. Deshalb bitte ich Sie: Helfen Sie mit, dass für Millionen Flüchtlinge aus Rettung neue Hoffnung wird.

Ihre Rita Süßmuth

Deutsche Stiftung für UNO-Flüchtlingshilfe e.V.

Rheinallee 4 a, 53173 Bonn
Telefon 02 28 - 35 50 57
www.dsuf.de

Spendenkonto 20 00 20 02
Sparkasse Bonn, BLZ 380 500 00

Bitte schicken Sie mir Informationen über die Deutsche Stiftung für UNO-Flüchtlingshilfen

Name

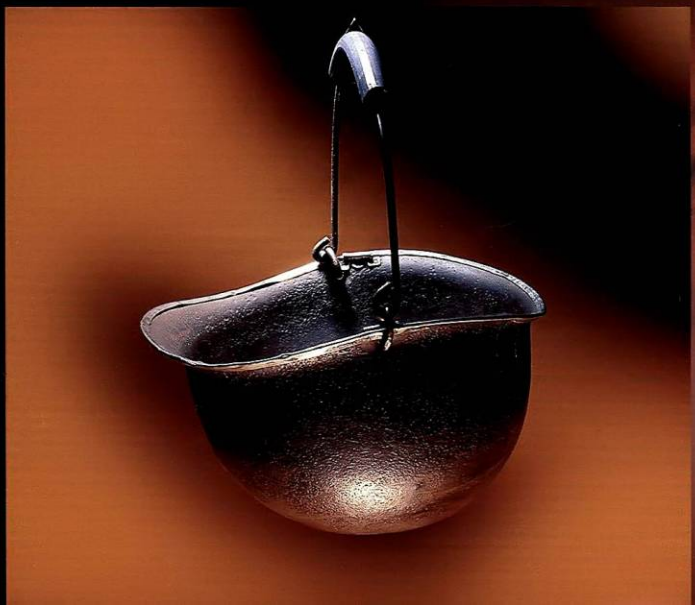
Straße

PLZ / Ort

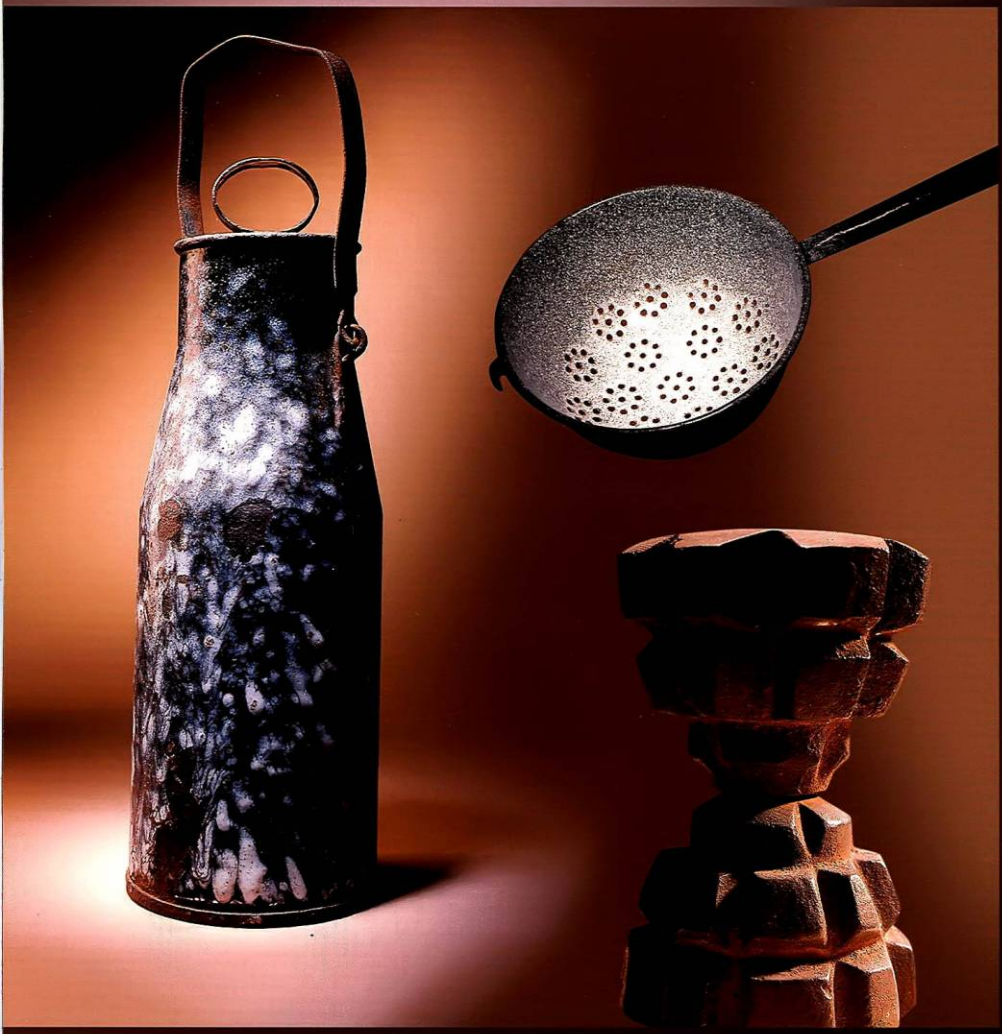
Not Lösungen

Das Kriegsende hat die Angst verdrängt, aber den Mangel nicht behoben. Fabriken und Werkstätten sind zerbombt, Hausrat und Kleidung, Spielzeug und Geräte unter den Trümmern geblieben. Die Not macht erfinderisch: Auf Schutthalden, in verlassenen Schützengräben oder Wehrmachtsdepots finden die Menschen Rohstoffe für neue Produkte, fertigen aus Waffen Werkzeuge, aus Fallschirmseide Abendkleider, aus Helmen Küchengeräte – und montieren die Kurbeln alter Feldtelefone auf alles, was sich drehen soll

TEXTE: JENS SCHRÖDER
FOTOS: HEINER MÜLLER-ELSNER



Mit einem Griff wird aus dem Stahlhelm eine Kohlenschütte. Und aus dem Filter einer »Volks-Gasmaske« konstruiert ein Bastler Fuß und Dach dieses Spielzeug-Karussells



In Nähzimmern und an Werkbänken verwerten die Deutschen die Restposten des Krieges und stellen her, was sie nicht kaufen können. Der gelochte Stahlhelm wird zum Sieb, die Granatenkartusche zur Milchkanne, die Handgranate zum Eierbecher. Und aus einem Gewehrlauf und den Teilen einer Kabeltrommel entsteht – ein Handbohrer

Mithilfe eines Benzinkanisters und einer Kühlschlange aus irgendwo geborgenem Kupferrohr destillieren Schwarzbrenner Hochprozentiges aus Kartoffeln, Obst oder Zuckerrüben. Die Kohlefilter von Gasmasken dienen nun als Petroleumlampen, Christbäume finden Halt in Granatenspitzen, befestigt auf dem Rost eines Feldkochers. Und die Hülsen jener Granaten, die einst russische Panzer aufhalten sollten, stehen nun als Blumenvasen verziert auf deutschen Fensterbänken

Um Brennholz zu sparen, lässt man sein – nur kurz angekochtes Essen – über Stunden in isolierten Munitionskisten (links) fertig garen. Aus der leeren Konservendose eines alliierten Soldaten ist nun eine Reibe geworden, aus dem Fallschirm, mit dem vermutlich ein Engländer über Arnheim abgesprungen ist, ein Seidenkleid. Und die Optik des Vergrößerungsgerätes aus Buchensperrholz, das sich ein Fotograf für sein Labor gebaut hat, wird mit der Kurbel eines Feldtelefons justiert

Die hier gezeigten Objekte entstammen den Sammlungen Haus der Geschichte, Bonn; Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück; Museum der Technik, Berlin; Westfälisches Freilichtmuseum Detmold

VON HANS-ULRICH TREICHEL

DAS SCHWEIGEN

Bombenkrieg, Angstnächte, Vertreibung, Vergewaltigung: Was Hunderttausende von Deutschen – vor allem Frauen – im Frühjahr und Sommer 1945 erlebten und erlitten, darüber haben die Betroffenen später meist geschwiegen: wohl aus Scham und um den Verdacht zu vermeiden, sie wollten die deutschen Verbrechen relativieren. Aber auch, weil manche Erlebnisse so traumatisch waren, dass sie für immer weggesperrt wurden

Es war in den frühen Morgenstunden und zumeist noch dunkel, wenn im Rundfunk die Suchmeldungen des Deutschen Roten Kreuzes verlesen wurden. Ich habe die Stimme des Sprechers als Kind sehr oft hören müssen, über viele Jahre hinweg, und ich bilde mir ein, sie noch immer im Ohr zu haben: „Heute hören Sie Namen von Kindern, die im Krieg verschollen sind und von ihren Eltern oder Angehörigen noch immer gesucht werden: Gesucht wird…". Und dann folgten Lebensgeschichten von Kindern, die während der Flucht aus dem Osten verloren gegangen waren und nun von ihren Angehörigen gesucht wurden.

Ich muss allerdings gestehen, dass mich die morgendlichen Suchmeldungen damals nicht sonderlich interessierten. Auch über den Osten und alles, was mit Flucht und Vertreibung zusammenhing, wollte ich im Grunde nichts wissen. Weder als Kind und Jugendlicher, und auch als Student nicht. Zumal ich mich, obwohl ich ein paar Jahre zu jung war, um ein echter Achtundsechziger zu sein, den rebellierenden Studenten doch recht nahe fühlte und wie diese gegen die Elterngeneration einen Generalverdacht hegte und darum hinter allem, was mit Flucht, Vertreibung und dem so genannten Osten zusammenhing, vor allem revanchistische Interessen von ewig unbelehrbaren Politikern und Verbandsfunktionären vermutete.

Dabei hätte ich mich für nichts brennender interessieren müssen als für die morgendlichen Suchmeldungen, vor allem dann, wenn es um verlorene Kinder ging. Schließlich waren auch meine Eltern Vertriebene, und auch sie hatten auf der Flucht einen Sohn verloren: meinen ältesten Bruder Günter. Und wer weiß, ob nicht auch die Suchmeldung meiner Eltern eines Morgens über den Äther gegangen ist. Wenn es so war, dann haben sie es mir allerdings verschwiegen.

Denn obwohl ich Dutzende, wenn nicht sogar Hunderte von Suchmeldungen während der Nachkriegsjahrzehnte im Radio gehört habe (immerhin sendete der Suchdienst von Dezember 1945 an bis in die späten neunziger Jahre) – diese eine, meinen Bruder betreffende, war nicht darunter. Und ich hätte sie wohl auch nicht hören dürfen, denn die Eltern haben mir den Verlust meines ältesten Bruders jahrzehntelang verschwiegen und ihn, dessen einziges und in den Westen herübergerettetes Babyfoto ganz vorn im Familienalbum klebte, stattdessen für tot erklärt: Verhungert sei er; auf der Flucht vor dem Russen verhungert.

Erst in den neunziger Jahren habe ich im Nachlass meiner Eltern mehrere Dokumente gefunden, aus denen hervorging, dass der damals 16 Monate alte Günter nicht verhungert, sondern im Januar 1945 verloren gegangen ist. Aus denselben Dokumenten erfuhr ich ebenfalls, dass die

Eltern Ende der fünfziger Jahre erneut die Suche nach dem Kind aufgenommen hatten und von meinem Vater hierzu folgende Erklärung vor dem zuständigen Stadtoberinspektor und Amtsvormund meiner westfälischen Heimatgemeinde zu Protokoll gegeben worden war.

„Ich stamme aus Ostpreußen und übernahm während des Krieges als Schwerbeschädigter die Bewirtschaftung eines landwirtschaftlichen Hofes in Rakowiec. Dort lernte ich meine Ehefrau, die Erschienene zu 2, kennen. Wir heirateten 1942. Aus unserer Ehe ging das genannte Kind Günter Treichel, geb. 24. 9. 1943, hervor. Beim Heranrücken der Roten Armee im Januar 1945 mussten wir unseren Hof verlassen und schlossen uns mit anderen Deutschen zu einem Treck zusammen. Wir hatten die Flucht jedoch erst so spät antreten können, dass wir von der vorrückenden Armee praktisch überrollt wurden. Die Situationen, in die wir dann kamen, lassen sich im einzelnen kaum schildern. Unser Leben war wiederholt bedroht, nur mit Mühe und Not entrannen wir dem Tod durch Erschießen. Aus einer solchen Situation heraus waren wir dann gezwungen, unter Zurücklassung unserer gesamten Habe und unseres Kindes, das auf einem Pferdewagen verblieb, zu flüchten, um uns vor dem Erschossenwerden zu retten ..."

Soweit die Aussage meines Vaters vor den Behörden. Die Suche nach Günter, die dann eingeleitet wurde, blieb jedoch erfolglos. Wohl fand sich ein Findelkind, das „Findelkind 2307", von dem die Eltern glaubten, dass es ihres sei. Doch konnte der Nachweis einer leiblichen Verwandtschaft trotz zahlreicher erbbiologischer und anthropologischer Gutachten nicht erbracht werden. Günter blieb verschwunden, bis heute, und es wäre vielleicht an der Zeit, eine weitere Suche nach ihm aufzunehmen. Denn der Suchdienst arbeitet noch immer. Noch immer gehen dort jedes Jahr 1000 bis 4000 neue Anfragen nach Vermissten jener Jahre ein.

Es gibt in der Aussage meines Vaters eine Schlüsselstelle, die meines Erachtens weit über den Einzelfall hinausweist. Die Stelle lautet: „Die Situationen, in die wir dann kamen, lassen sich im einzelnen kaum schildern." Damit ist ausgesprochen, was wohl das Dilemma einer ganzen Generation war: dass man vom Krieg und vom erlittenen – und gegebenenfalls auch verursachten – Schrecken möglicherweise pauschal, aber „im einzelnen" kaum zu erzählen vermochte.

Und in der Tat weiß ich bis heute nicht, was genau meinen Eltern an jenem Januartag 1945 zugestoßen ist, dass sie sich gezwungen sahen, ihr Kind im Stich zu lassen. Sicher ist: Sie waren vom Tod bedroht. Und wahrscheinlich ist es zu einer Vergewaltigung gekommen.

Die Unfähigkeit, das Erlebte und Erlittene zu schildern und mitzuteilen, haben meine Eltern ihr ganzes Leben lang nicht überwunden. Und diese Unfähigkeit verdankt sich ohne Zweifel dem, was die Psychologie eine traumatische Erfahrung nennt und welche in der Psychotraumatologie definiert wird als „ein vitales Diskrepanz-Erlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt".

Wenn wir das traumatische Erleben demzufolge als ein Zuviel, als eine Überforderung verstehen, dann haben die Eltern ohne Zweifel „Zuviel" erlebt. Sie haben dieses Zuviel nicht in eine – wenn auch schreckliche – vergangene Lebenserfahrung verwandelt, von der man erzählen, über die man sprechen und die man auf diese Weise vielleicht auch überwinden oder wenigstens ertragbar machen kann. Sie haben vielmehr mit chronischen Gefühlen von Schuld und Scham auf ihr eigenes Schicksal reagiert und es damit gleichsam in sich konserviert und erstarren lassen.

Diese Schuld und diese Scham betraf sowohl die Untaten, die ihnen angetan worden waren, als auch die Tatsache, dass sie sich hatten retten können um den Preis des Verlustes ihres Kindes. Und sie speiste sich, so ist zu vermuten, auch aus der Ahnung, dass sie als Angehörige des Tätervolkes kein moralisches Anrecht darauf hatten, ihr persönliches Schicksal als Opferschicksal zu betrachten.

Sie haben jedenfalls niemals – von den Anträgen an das Lastenausgleichsamt abgesehen – irgendeine Art von Opferstatus für sich reklamiert. Sie haben viel geschwiegen und noch mehr gearbeitet, es zu Wohlstand, einem eigenen Haus und einem schwarzen Opel Kapitän gebracht – und sie haben, ohne es zu wissen, ihren Teil zu dem beigetragen, was seit einigen Jahren unter den Stichworten Tabuisierung und Verleugnung der Opfererfahrungen der Deutschen verstärkt diskutiert wird.

Zu den Auslösern dieser Diskussion hat der lange in England lebende und lehrende Schriftsteller Winfried Georg Sebald gehört, der in einer Vorlesung über „Luftkrieg und Literatur" vor allem der deutschen Nachkriegsliteratur, aber auch der Geschichtsschreibung den Vorwurf gemacht hat, dass es bisher nicht gelungen sei, „die Schrecken des Luftkriegs durch historische oder literarische Darstellungen ins öffentliche Bewusstsein zu heben", dass eine angemessene Auseinandersetzung mit der Erfahrung der Bombardierung deutscher Städte versäumt worden sei.

Bald fanden sich Stimmen, die gleiches auch für den Umgang mit Flucht und Vertreibung geltend machten. So hieß es beispielsweise im Jahr 1999 in der „Zeit": „Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung unterliegt hierzulande einer Art Tabu, ähnlich den Bombennächten der vierziger Jahre." Und nicht zuletzt erneuerte jüngst das Erscheinen von Günter Grass' Novelle „Im Krebsgang", die sich der Torpedierung und dem Untergang des Flüchtlingsschiffes „Wilhelm Gustloff" widmet, die These von der – dank Grass nun endlich literarisch überwundenen – Tabuisierung der Vertreibung und deren Opfer.

Die These sollte nicht unwidersprochen bleiben – und dies von verschiedenster Seite und mit gewichtigen

Argumenten: Schließlich gab es seit 1945 sehr wohl zahlreiche Autoren, die sich dem Thema Flucht und Vertreibung zugewandt haben.

Was die Bombardierungen angeht, so hat Sebald schon auf einige Titel hingewiesen und seiner Argumentation damit auch ein wenig den Boden entzogen. Hans Erich Nossacks „Der Untergang" (1976), der von der Zerstörung Hamburgs erzählt, wäre da zu nennen sowie Heinrich Bölls nachgelassener Roman „Der Engel schwieg" (1992) oder Gerd Ledigs rasch vergessener und dank Sebalds Hinweis wiederentdeckter Roman „Vergeltung" (1956), aber auch Alexander Kluge mit seinem „Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945".

Wer recherchiert, wird darüber hinaus auf weitere Texte stoßen, was auch für das Thema Flucht und Vertreibung gilt. Genannt seien nur die Namen Siegfried Lenz, Arno Surminski, Heinz Piontek, Horst Bienek, Arno Schmidt oder auch Günter Grass, den Ferdinand Helbig, Autor einer der wenigen größeren Studien über Literatur und Vertreibung, einen „Vertreibungsautor wider Willen" nennt.

Wer der Tabuisierungsthese endgültig den Garaus machen möchte, der kann zudem auf eines der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Großforschungsprojekte der fünfziger Jahre verweisen, aus dem die bis heute singuläre 5000-seitige und vom Bundesministerium für Vertriebene herausgegebene „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" hervorgegangen ist. Von all den Heimatabenden, Landsmannschafts- und Vertriebenentreffen mit den entsprechenden Sonntagsreden, Volkstanzgruppen und „Dreigeteilt – niemals!"-Aufrufen der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre nicht zu reden.

Flucht und Vertreibung – ein Tabu? Niemals! möchte man angesichts der Materialfülle einwenden. Natürlich stellt sich die Frage, ob in all diesen Texten „angemessen" von den jeweiligen Schreckenserfahrungen erzählt worden ist, sofern eine solche Angemessenheit überhaupt denkbar ist. Und wir wissen auch, dass es der unter anderen von dem Historiker Theodor Schieder verantworteten Dokumentation des Vertriebenenministeriums nicht nur darum ging, Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung anhand persönlicher Berichte zu dokumentieren und zugleich „eine der größten Katastrophen in der Entwicklung des deutschen Volkes" (Schieder) sowie „die größte Völkerwanderung aller Zeiten als einen der wichtigsten Abschnitte der Weltgeschichte sachlich und umfassend" zu würdigen, wie es in den Richtlinien des Staatskommissars für das Flüchtlingswesen in Württemberg-Baden zur Dokumentation heißt. Die Dokumentation sollte auch politischen Nutzen bringen und einen Beitrag dazu leisten, die Schuld der Deutschen zu relativieren und zu verringern, der deutschen Tätergeschichte eine Opfergeschichte an die Seite zu stellen.

Von politischer Instrumentalisierung der Vertreibungsthematik kann also mit Recht geredet werden, von einer umfassenden Tabuisierung sicher nicht. Vielleicht muss aber von etwas anderem geredet werden: Denn so sehr die Fakten gegen die Tabuisierungsthese sprechen, so sehr spricht doch die persönliche Erfahrung dafür.

Wenn ich den Mikrokosmos meiner privaten und familiären Erfahrung dem Makrokosmos des gesellschaftlichen (sozialwissenschaftlichen, statistischen, institutionellen und politischen) Diskurses über Flucht und Vertreibung entgegensetze, dann muss ich feststellen, dass dieser Diskurs den Innenraum des Privaten ganz offensichtlich nicht erreicht hat. Es ist sehr gut möglich, dass im Schaufenster der örtlichen Buchhandlung auch einmal die Taschenbuchausgabe der „Dokumentation der Vertreibung" auslag. Das Wort „Vergewaltigung" aber ist im Familienkreis während eines Zeitraums von 40 Jahren kein einziges Mal gefallen.

Und es ist ebenfalls sehr gut möglich, dass in der Leihbücherei meiner westfälischen Heimatstadt irgendwann Bücher mit Titeln wie „Schicksal Vertreibung", „Letzte Tage in Schlesien", „Namen, die keiner mehr nennt" oder auch der Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974 über „Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948" zur Ausleihe bereitgehalten wurden.

Meine Eltern hätten sie ganz gewiss nicht ausgeliehen. Und dies nicht etwa, weil sie etwas gegen Bücher hatten. Ihr erstes Geschäft nach dem Krieg war eine Leihbücherei. Es war wohl eher die instinktive Gewissheit, dass über die erlittenen Schrecken und über die Erfahrung, einen 16 Monate alten Sohn zurückgelassen zu haben, eben doch nicht angemessen gesprochen werden kann. Und dies zumal dann, wenn man historisch auf der Schuldseite steht.

Es scheint, als hätte es darum auch keinen Ort gegeben für die eigene Leiderfahrung. Weder einen historischen noch einen intimen. Nicht einmal eine „Privatisierung" der Leiderfahrung, welche die Sozialwissenschaft für einen Teil der Kriegsgeneration diagnostiziert hat, war den Eltern möglich. Selbst vor den eigenen Kindern musste das, was gewesen ist, schamhaft verborgen werden, und ich befürchte, dass sogar noch die Eheleute ihr eigenes Leid und ihre jeweiligen traumatischen Erfahrungen voreinander verbargen.

Ich selbst habe dieses Erbe, diesen Erstarrungszustand gegenüber der Vergangenheit, für lange Zeit angenommen. Es schien mir beinahe selbstverständlich zu sein, wohl Trauer, Bedrückung, Schuld und Scham zu verspüren, aber dies wie eine Romanfigur Kafkas als voraussetzungslos hinzunehmen: Denn „die Schuld ist immer zweifellos", wie es in Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie" heißt. Erst seit einigen Jahren sehe ich mich in der Lage, nach den Voraussetzungen zu fragen und mich für die Historie zu interessieren. Und erst seit einiger Zeit weiß ich, wie sehr es mich freuen würde, meinem Bruder Günter gegenüberzutreten. Heute, fast 60 Jahre danach. □

Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler **Hans-Ulrich Treichel**, 50, hat über das Schicksal seiner Familie die Erzählung „Der Verlorene" geschrieben.

Jetzt im Handel

Verwandelt sich schneller, als man gucken kann: das neue Berlin.

Entdeckungen aus der Luft. Politische Tatorte. Die neue Museumsinsel. Nachts durch Mitte. Das Schloss kommt. Im Labyrinth der Katakomben. Stadtführer „Berlin von 22–7 Uhr". GEO Special zeigt, wie aus der größten Baustelle Europas die erste Metropole Deutschlands wird.

Panoramen
Yann Arthus-Bertrand („Die Erde von oben") zeigt Berlin

BERLIN ENTDECKEN MIT GEO

www.geo.de

Kolle Rebbe

Die Deutschen im Krieg zu bezwingen, reicht den Amerikanern nicht. Sie wollen die Wurzeln des Nazismus, der deutschen Aggression ausrotten – und beginnen die größte politische Säuberung der Geschichte. Doch was als hehres Ziel der Sieger gedacht ist, wird zu einer Niederlage. Auch in Nürnberg, dem Brennpunkt der *denazification*

EIN VOLK VOR GERICHT

Rohmaterial der Entnazifizierung: In einer Papierfabrik wird nach Kriegs

ende die vollständige Mitgliederkartei der Münchener NSDAP gefunden

VON CHRISTOPH KUCKLICK

Der Nürnberger Gastwirt Alfons Harreis*, geboren am 3. 9. 1903 in Ansbach, 1,75 Meter groß, Haare grau meliert, Narbe oberhalb des linken Auges, ist ein begeisterter Nazi gewesen. In dem Fragebogen zu seinem Entnazifizierungsverfahren listet er insgesamt 14 NS-Organisationen auf, denen er angehört hatte – weit mehr Mitgliedschaften als nötig gewesen wären, um sich zum NS-Staat zu bekennen.

Harreis war Mitglied der NSDAP seit 1933 (Nr. 1 586 703) und der SA, aber auch des NS-Kraftfahrer-Korps und des NS-Reichsbundes für Leibesübungen. Er diente der Partei als Sturmführer und als Blockwart, kaufte sehr günstig ein Haus, das zuvor einer jüdischen Familie enteignet worden war, und er hat, so lauten glaubwürdige Beschuldigungen, griechische Zwangsarbeiter kujoniert, geschlagen und ins KZ einliefern lassen. Neben dem Eingang zu seinem Lokal hing ein Emailschild: „Hier verkehrt der Nationalsozialist".

Am 14. März 1949 aber wird Alfons Harreis' braune Vergangenheit weiß gewaschen. Die Entnazifizierungs-Spruchkammer Nürnberg stuft ihn „im Nachverfahren" und „endgültig" in die Gruppe IV ein, als Mitläufer somit. Aus einem aktiven ist ein passiver Nazi geworden. Was immer Harreis unter Hitler getan hat, es wird ihm in der Bundesrepublik nicht von Nachteil sein.

Ebenso wenig wie den meisten Parteigenossen: Fünf Jahre nach Kriegsende sind praktisch alle einstigen Nationalsozialisten entlastet. Die so genannte Entnazifizierung hat ihr Werk getan – gründlich und ganz anders als geplant: Im Zuge der *denazification* haben sich Hitlers Gefolgsleute weitgehend in Nichts aufgelöst. Was gedacht war als größte politische Säuberungsaktion der Geschichte, endet als gigantische Rehabilitierung.

Doch vielleicht war das anders auch gar nicht möglich.

FAST ÜBERALL beginnt die Entnazifizierung mit einem notwendigen Fehler – auch in Nürnberg. Am 20. April 1945, es ist Hitlers 56. und letzter Geburtstag, nehmen US-Einheiten die von Bomben zerstörte fränkische Metropole ein. Noch am Vormittag ernennt die amerikanische Militärregierung den erfahrenen Beamten Dr. Walter Eickemeyer zum Oberbürgermeister: Man braucht einen Experten, der das Chaos in der Stadt bewältigt.

Also ein Neuanfang? Weit gefehlt. Eickemeyer war NSDAP-Mitglied seit 1933, rechte Hand des früheren NS-Bürgermeisters, ein williger Vollstrecker. Die Amerikaner korrigieren ihren Fehlgriff rasch: Bereits zwei Tage später wird Eickemeyer verhaftet und unter *mandatory arrest* gestellt, unter Zwangs-Gewahrsam, aus dem er erst 1948 entlassen wird.

Statt seiner wird Julius Rühm zum Bürgermeister befördert, ebenfalls ein Verwaltungsexperte. Doch es ist kaum erklärlich, was an dieser Berufung politisch weniger zweifelhaft sein soll: Auch Rühm war seit 1933 Parteigenosse – wie die meisten Beamten in Nürnberg,

* Name aus Datenschutzgründen geändert.

ja im gesamten Deutschen Reich.

So wie in Nürnberg ist es in diesen Tagen überall in Deutschland: Wie schafft man neue Verhältnisse, wenn nur altes Personal vorhanden ist? Wie soll ein demokratisches Gemeinwesen entstehen mit jenen, die gestern noch Hitler verehrt haben? Vor allem: Wo sind die unbelasteten Experten, die zur Bewältigung der Not so dringend gebraucht werden?

Die Antwort: Es gibt sie kaum. Am Ende des Krieges führt die NSDAP-Kartei mehr als 6,5 Millionen Mitglieder, jeder sechste erwachsene Deutsche gehört einer NS-Organisation an, in den jüngeren Jahrgängen liegt der Anteil noch wesentlich höher. Vor allem die Staatsdienerschaft ist aufs innigste mit der Nazi-Herrschaft verstrickt: Über 65 Prozent der Beamten, mehr als 80 Prozent aller Richter und Justizbeamten gehören der Partei an, der NS-Lehrerbund meldet 491 000, der Ärztebund 72 000 Mitglieder – die deutsche Mittelschicht, die so genannte „Dienstklasse", hat sich Hitler weitgehend verschrieben.

Dieses Land wollen die Amerikaner nun säubern, dessen Bürger umerziehen. *Denazification* und *reeducation* sind vor allem Ideen Washingtons. Zwar entnazifizieren auch Frankreich und Großbritannien, aber in viel geringerem Umfang; sie betreiben vor allem klassische Interessenpolitik: Reparationen, Deportation deutscher Arbeitskräfte, politische Kontrolle. Die Sowjetunion geht in ihrer Zone scharf gegen NS-Eliten vor, lässt aber einfache Parteigenossen weitgehend unbehelligt.

Nur die Amerikaner versuchen, in einer Kombination aus Idealismus und Missionseifer, die vermuteten Wurzeln der deutschen Aggression auszurotten: den Militarismus und das Kartell der Eliten.

„Unser erstes Ziel", verkündet US-Militärgouverneur Lucius D. Clay, „besteht darin, die Nazis aus der Macht zu jagen und von der Macht fern zu halten. Kriegsverbrecher werden mit dem Leben bezahlen, mit ihrer Freiheit und mit ihrem Schweiß und ihrem Blut."

Viele US-Experten sind von den Thesen des britischen Diplomaten Sir Robert Vansittart beeindruckt, der die Deutschen als Aggressoren von Geburt an beschreibt. Also wollen die Amerikaner nicht nur den Nazi-Führern, sondern dem ganzen Volk den Prozess machen.

ZUM BRENNPUNKT der Säuberungen wird Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage. Hier macht vom November 1945 an das Internationale Militär-Tribunal 22 ranghöchsten Vertretern des NS-Regimes den Prozess, auf diese Stadt schaut die Weltöffentlichkeit, um die Fortschritte der *denazification* zu ermessen.

Doch die folgt keiner klaren Linie. Wie eine Fieberkurve schneidet sie durch die Nachkriegszeit, mit flachem Beginn, steilem Anstieg und einem langen, kühlen Ende.

Zunächst, in den ersten Monaten nach dem Krieg, scheitern die hehren Säuberungsvorsätze an der deutschen Wirklichkeit. Zwar internieren die Amerikaner bis Ende 1945 fast 120 000 Menschen, dennoch bleibt in Nürnberg und anderswo der überwiegende Teil des Führungspersonals – Direktoren, Dezernenten, Stadträte, Abteilungsleiter – im Amt. Die Fachleute werden gebraucht. Die US-Militärverwaltung in Nürnberg ist mit ihren 15 Offizieren heillos überfordert; eine Entnazifizierung, die den Namen verdient, kann sie sich gar nicht leisten.

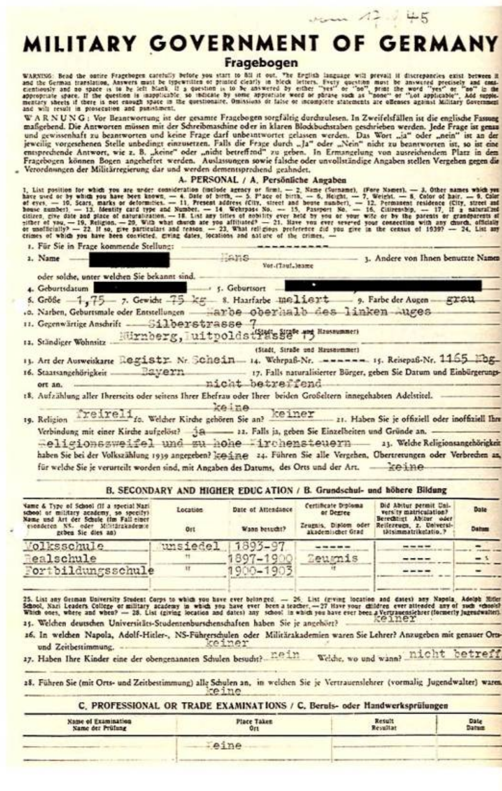
In dieser Stadt, die fast so stark zerstört ist wie Dresden und in der von einstmals 420 000 Einwohnern nur noch 200 000 leben, finden sich einen Tag nach der Besetzung weniger als 50 Tonnen Mehl, 500 Laib Brot und 50 Kisten Kondensmilch – also bleibt der Chef des Ernährungsamtes auf seinem Posten.

Die Hochspannungsleitungen müssen repariert werden – dafür muss der Chefingenieur der Bayernwerk AG sorgen. Und der Chef der Reichspostdirektion wird angewiesen, die Telefonverbindungen wieder herzustellen.

Ob diese Fachleute Nazis waren oder nicht, ist zweitrangig. Es herrscht die *policy of postponement*, die Politik des Vertagens: jetzt aufbauen, später säubern.

Um dennoch Denazifizierungserfolge nach Washington melden zu können, entlassen die Militärs vor allem entbehrliche Beamte der unteren Ränge – doch das wirkt psychologisch verheerend.

Die Besatzer, so das schnelle Urteil vieler Deutscher, handeln offenbar genauso



vom 17. ? 45

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

Fragebogen

WARNING: Read the entire Fragebogen carefully before you start to fill it out. The English language will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or printed clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either "yes" or "no", print the word "yes" or "no" in the appropriate space. If the question is inapplicable, so indicate by some appropriate word or phrase such as "none" or "not applicable". Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Omissions or false or incomplete statements are offenses against Military Government and will result in prosecution and punishment.

WARNUNG: Vor Beantwortung ist der gesamte Fragebogen sorgfältig durchzulesen. In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Die Antworten müssen mit der Schreibmaschine oder in klaren Blockbuchstaben geschrieben werden. Jede Frage ist genau und gewissenhaft zu beantworten und keine Frage darf unbeantwortet gelassen werden. Das Wort „ja" oder „nein" ist an der jeweilig vorgesehenen Stelle unbedingt einzusetzen. Falls die Frage durch „Ja" oder „Nein" nicht zu beantworten ist, so ist eine entsprechende Antwort, wie z. B. „keine" oder „nicht betreffend" zu geben. In Ermangelung von ausreichendem Platz in dem Fragebogen können Bogen angeheftet werden. Auslassungen sowie falsche oder unvollständige Angaben stellen Vergehen gegen die Verordnungen der Militärregierung dar und werden dementsprechend geahndet.

A. PERSONAL / A. Persönliche Angaben

1. List position for which you are under consideration (include agency or firm). — 2. Name (Surname). (Fore Names). — 3. Other names which you have used or by which you have been known. — 4. Date of birth. — 5. Place of birth. — 6. Height. — 7. Weight. — 8. Color of hair. — 9. Color of eyes. — 10. Scars, marks or deformities. — 11. Present address (City, street and house number). — 12. Permanent residence (City, street and house number). — 13. Identity card type and Number. — 14. Wehrpass No. — 15. Passport No. — 16. Citizenship. — 17. If a naturalized citizen, give date and place of naturalization. — 18. List any titles of nobility ever held by you or your wife or by the parents or grandparents of either of you. — 19. Religion. — 20. With what church are you affiliated? — 21. Have you ever severed your connection with any church, officially or unofficially? — 22. If so, give particulars and reason. — 23. What religious preference did you give in the census of 1939? — 24. List any crimes of which you have been convicted, giving dates, locations and nature of the crimes. —

1. Für Sie in Frage kommende Stellung: ----------
2. Name [redacted] Hans (Vor-(Tauf-)name) 3. Andere von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt sind.
4. Geburtsdatum [redacted] 5. Geburtsort [redacted]
6. Größe 1,75 7. Gewicht 75 kg 8. Haarfarbe meliert 9. Farbe der Augen grau
10. Narben, Geburtsmale oder Entstellungen Narbe oberhalb des linken Auges
11. Gegenwärtige Anschrift Silberstrasse 7 (Stadt, Straße und Hausnummer)
12. Ständiger Wohnsitz Nürnberg, Luitpoldstrasse 15 (Stadt, Straße und Hausnummer)
13. Art der Ausweiskarte Registr. Nr. Schein 14. Wehrpaß-Nr. ------ 15. Reisepaß-Nr. 1165 Nbg.
16. Staatsangehörigkeit Bayern 17. Falls naturalisierter Bürger, geben Sie Datum und Einbürgerungsort an. nicht betreffend
18. Aufzählung aller Ihrerseits oder seitens Ihrer Ehefrau oder Ihrer beiden Großeltern innegehabten Adelstitel. keine
19. Religion freireli. 20. Welcher Kirche gehören Sie an? keiner 21. Haben Sie je offiziell oder inoffiziell Ihre Verbindung mit einer Kirche aufgelöst? ja 22. Falls ja, geben Sie Einzelheiten und Gründe an. Religionszweifel und zu hohe Kirchensteuern 23. Welche Religionsangehörigkeit haben Sie bei der Volkszählung 1939 angegeben? keine 24. Führen Sie alle Vergehen, Übertretungen oder Verbrechen an, für welche Sie je verurteilt worden sind, mit Angaben des Datums, des Orts und der Art. keine

B. SECONDARY AND HIGHER EDUCATION / B. Grundschul- und höhere Bildung

Name & Type of School (If a special Nazi school or military academy, so specify) Name und Art der Schule (Im Fall einer besonderen NS- oder Militärakademie geben Sie dies an)	Location Ort	Date of Attendance Wann besucht?	Certificate Diploma or Degree Zeugnis, Diplom oder akademischer Grad	Did Abitur permit University matriculation? Berechtigt Abitur oder Reifezeugn. z. Universitätsimmatrikulatio.?	Date Datum
Volksschule	Wunsiedel	1893-97	-----	----	-
Realschule	"	1897-1900	Zeugnis	----	-
Fortbildungsschule	"	1900-1903	"	----	-

25. List any German University Student Corps to which you have ever belonged. — 26. List (giving location and dates) any Napola, Adolph Hitler School, Nazi Leaders College or military academy in which you have ever been a teacher. — 27. Have your children ever attended any of such schools? Which ones, where and when? — 28. List (giving location and dates) any school in which you have ever been a Vertrauenslehrer (formerly Jugendwalter).

25. Welchen deutschen Universitäts-Studentenburschenschaften haben Sie je angehört? keiner
26. In welchen Napola, Adolf-Hitler-, NS-Führerschulen oder Militärakademien waren Sie Lehrer? Anzugeben mit genauer Orts- und Zeitbestimmung. keiner
27. Haben Ihre Kinder eine der obengenannten Schulen besucht? nein Welche, wo und wann? nicht betreff.
28. Führen Sie (mit Orts- und Zeitbestimmung) alle Schulen an, in welchen Sie je Vertrauenslehrer (vormalig Jugendwalter) waren. keine

C. PROFESSIONAL OR TRADE EXAMINATIONS / C. Berufs- oder Handwerksprüfungen

Name of Examination Name der Prüfung	Place Taken Ort	Result Resultat	Date Datum
	Keine		

In der US-Zone müssen 13 Millionen Deutsche Fragebögen zur Entnazifizierung ausfüllen, zum Teil in improvisierten Büros unter freiem Himmel

willkürlich wie zuvor die Nationalsozialisten. Ehe die Entnazifizierung noch richtig begonnen hat, stößt sie bereits auf heftige Ablehnung.

Andererseits: Die *policy of postponement* bringt schnell Resultate. Schon nach wenigen Tagen fließen nahezu in ganz Nürnberg wieder Wasser und Strom, 225 Bäckereien sind in Betrieb, und am 16. Mai, acht Tage nach der offiziellen deutschen Kapitulation, treiben die Finanzämter sogar wieder Steuern ein.

Je mehr aber die Ordnung in der Stadt wieder hergestellt wird, umso unerträglicher – und unnötiger – erscheint die ungebrochene Präsenz der Parteigenossen.

Die Amerikaner verteilen zwar noch 1945 rund 1,4 Millionen Fragebögen, auf denen Beamte, Unternehmer und Funktionäre ihre Vergangenheit offen legen sollen – aber Konsequenzen aus diesen Unterlagen ziehen die Besatzer nur zum Teil.

Das liegt auch daran, dass die Fragebögen nur wenig hergeben für das entscheidende Problem: Wie ist ein gefährlicher Nazi von einem harmlosen Mitläufer zu unterscheiden?

Alfons Harreis etwa, der eifrige Pg., spricht in seinen Rechtfertigungsschreiben viel vom „Versailler Diktat und der Bekämpfung des Bolschewismus" und nur ganz beiläufig davon, wie er an seine Parteizugehörigkeit geraten ist: „Mitte Mai 1933 bekam ich dann die Mitgliedskarte und war nicht wenig erstaunt, als ich nach einem Jahre das Parteibuch bekam und in demselben der 1. 3. 33 als Eintrittsdatum stand."

Eher zufällig also sei er „Hitlerist" geworden und dann auch noch von der Partei vorzeitig vereinnahmt worden, behauptet Harreis – nicht ohne Grund: Wer bis zum 1. März 1933 der „Bewegung" beigetreten ist, wird besonders streng bestraft. Also muss das Datum womöglich frisiert werden.

Die Amerikaner stehen schon bald einem Dickicht aus Ehrlichkeit und Lüge gegenüber, aus korrekten Details und verdrehten Zusammenhängen, die Entnazifizierung tritt auf der Stelle. Der Chef der Nürnberger Militärverwaltung, Oberst Delbert Fuller, meldet im Juni 1945, dass von 11 000 Beamten und Behördenmitarbeitern im Stadt- und Landkreis erst 477 aus ihren Ämtern entfernt worden seien: „80 Prozent der Schlüsselpositionen in der Stadtverwaltung sind von

Bruchlose Karrieren

Im Gegensatz zu den politischen Spitzen Hitlerdeutschlands konnten viele Beamte, Unternehmer, Juristen, Journalisten, Militärs und Mediziner, die dem NS-Regime gedient hatten, ihre Karrieren in der Bundesrepublik fortsetzen und gewannen erneut Schlüsselpositionen. Manche von ihnen wurden enttarnt, andere lebten und arbeiteten jahrelang ungestört. Einige Fälle haben die Öffentlichkeit besonders bewegt:

Hermann Josef Abs (1901–1994). War seit 1937 als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank offenbar in „Arisierungen" verstrickt, als Aufsichtsratsmitglied der IG Farben womöglich auch in die Judenvernichtung. Von 1957 bis 1967 Vorstandssprecher der Deutschen Bank, zeitweise Aufsichtsratschef von 30 Unternehmen, Berater der Bundesregierung – „der führende Banker der Welt" (D. Rockefeller). Setzt 1951 als Delegationschef bei den Verhandlungen über die deutschen Auslandsschulden durch, dass ausländische Zwangsarbeiter erst nach einem Friedensvertrag entschädigt werden sollten.

Paul Dickopf (1910–1973). Kriminalkommissar, dann NS-Geheimagent in der Schweiz, baut ab 1951 das Bundeskriminalamt (BKA) mit auf, dessen Organisationsplan weitgehend dem des Reichskriminalpolizeiamtes entspricht; versammelt etliche ehemalige SS- und Gestapo-Männer im BKA, 1959 haben nur zwei von 47 Leitenden Beamten keine Nazi-Vergangenheit. 1965–1971 ist Dickopf Chef des BKA.

Hans Filbinger (geb. 1913). Forderte noch im Frühjahr 1945 als Marinerichter mehrere Todesurteile – unter anderem gegen einen desertierten Matrosen, was er 1978

131 Stichpunkte, um Nazis zu ermitteln: der Fragebogen, hier der von Alfons Harreis*

* Aus rechtlichen Gründen geschwärzt.

Deutsche müssen ein Konzentrationslager besichtigen: Die Besiegten mit ihrer Schuld zu konfrontieren gehört zur amerikanischen *reeducation*

Nationalsozialisten besetzt. Darunter fallen 1700 Personen in die *mandatory arrest*-Kategorie" – müssten also längst verhaftet worden sein.

Auch in der Bevölkerung regt sich Protest gegen die schleppende *denazification*. Vor allem beklagen sich Sozialdemokraten, Gewerkschafter und andere Opfer des Faschismus, die auf eine energische Beseitigung ihrer einstigen Peiniger gehofft hatten – und auf Posten in Wirtschaft und Verwaltung: Soll ihre mutige Opposition nun nicht belohnt werden?

So beginnen antifaschistische Komitees eine Art privater Entnazifizierung. Der „Überwachungsausschuss der sozialistischen Gewerkschaften Nürnbergs" etwa verlangt vom Geschäftsführer der „Fa. Hummel und Baumann, Tief- und Hochbauunternehmen" mit Schreiben vom 6. August 1945 „die sofortige Entfernung der Nazibonzen" aus dem Betrieb – ansonsten „glauben Sie doch nicht etwa, Aufträge der öffentlichen Hand zu erhalten?".

Auch die Betriebsvertretung der Straßenbahner dringt auf die Kündigung von Nazi-Kollegen, eines SA-Mannes etwa, „Wühlmaus, gemeingefährlich", und anderer „Verräterseelen, eifrigen Uniformträgern und Judenpogromteilnehmern".

Zudem wächst im Sommer 1945 der Druck aus den USA. Zeitungen werfen ihren Militärs allzu große Nachsicht vor. Und dann versteigt sich der legendäre Panzergeneral George S. Patton zu der Behauptung, „this nazi thing", also die Entnazifizierung, sei so etwas wie „ein Wahlkampf zwischen Demokraten und Republikanern" – Skandal!

Mit plötzlicher Heftigkeit dreht sich die Stimmung, und ein energischer Säuberungswille bricht sich doch noch Bahn. Die Entnazifizierung kippt abrupt ins Drakonische: Nun wird mit breitem Besen gesäubert.

In Nürnberg erlässt die Militärregierung eine Direktive, wonach „jeder, der jemals Mitglied der Partei oder einer ihrer Unterorganisationen gewesen ist, aus dem öffentlichen Dienst auszuscheiden" hat. Innerhalb von acht Wochen werden 1951 Beamte entlassen: ein Drittel aller bei der Stadt Beschäftigten – was diese nahezu funktionsunfähig macht.

Alle „Betroffenen" werden in fünf Kategorien eingestuft: I. Hauptschuldige, II. Belastete und Aktivisten, III. Minderbelastete, IV. Mitläufer, V. Entlastete.

An jede Kategorie ist ein bestimmtes Strafmaß geknüpft. Wen die amerikanischen Entnazifizierungsgremien als Hauptschuldigen einstufen, der wird automatisch zu bis zu zehn Jahren Arbeitslager und zum Einzug seines gesamten Vermögens verurteilt. Belastete (II) erhalten bis zu fünf Jahre Arbeitshaft und müssen Teile ihres Vermögens abgeben, Minderbelastete (III) werden aus leitenden Positionen verbannt, ihr Gehalt wird gekürzt, und sie erhalten drei Jahre Bewährungsfrist. Mitläufer (IV) zahlen meist nur eine geringe Buße.

Im September wird das „Gesetz Nr. 8" erlassen, das die Säuberung weiter verschärft: Jetzt wird auch die freie Wirtschaft erfasst. Wer einer Parteiorganisation angehört hat, darf nur noch als einfacher Arbeiter tätig sein. Die Strafen werden ohne Rücksicht auf den Einzelfall festgesetzt – egal ob jemand ein fanatischer Nazi oder nur ein widerstrebender Pg. war.

In der US-Zone werden 25 000 Bankangestellte vor die Tür gesetzt, die Hälfte des gesamten Personals. Es gibt Orte, in denen nicht ein einziger Lehrer oder Polizist zum Dienst antreten darf, Dörfer, in denen kein Lebensmittelhändler und kein Tierarzt mehr arbeitet. Zu den Entlassenen gehören auch 23 643 Angehörige der Reichsbahn sowie 20 075 Beschäftigte der Reichspost. Doch dass all diese Menschen schlimme Nationalsozialisten gewesen sein sollen, ist keinem Deutschen einsichtig.

So verfehlt die Säuberung erneut ihr Maß: Wurde anfangs zu wenig, wird nun zu reichlich bestraft – die Entnazifizierung wird überdehnt. Sogar Gegner des NS-Regimes – Nürnberger Sozialde-

Im Fragebogen müssen die Deutschen Auskunft geben über eine Mitgliedschaft in 55 NS-Organisationen

mokraten und Gewerkschafter – beklagen die „unbilligen Härten" und die „Erschütterung des gesamten Verwaltungsapparats".

Andere fürchten um ihre ökonomische Existenz: Der Betriebsrat des Nürnberger Schlachthofes bittet inständig um die Weiterbeschäftigung früherer Parteigenossen, sonst blieben von 78 Mitarbeitern nur 19 und das Unternehmen müsste schließen.

Den Unmut der Deutschen erregt vor allem, dass die Kriterien der Entnazifizierung unklar und wenig plausibel sind. Wer etwa 1932 in die SA eingetreten war, gilt den Amerikanern als schuldig, wer nach 1937 Mitglied wurde, als unschuldig – dabei konnte man sich 1932 noch Illusionen machen, 1937, nach der Verabschiedung der Rassengesetze, aber sicherlich nicht mehr. Außerdem waren einige der eifrigsten Nazis überhaupt keine Parteimitglieder – doch sie bleiben unbehelligt. Die Deutschen wissen meistens sehr genau, wer in ihrem Dorf, ihrem Viertel ein übler Nazi gewesen ist und wer nicht; die Säuberungen decken sich nur selten mit diesem Wissen.

So solidarisieren sich Anhänger und Gegner des NS-Regimes – gegen die Amerikaner. „Die Haltung gegenüber der amerikanischen Besatzung ist sehr bitter und feindselig geworden", stellt der FDP-Politiker Fritz Linnert Ende 1945 fest.

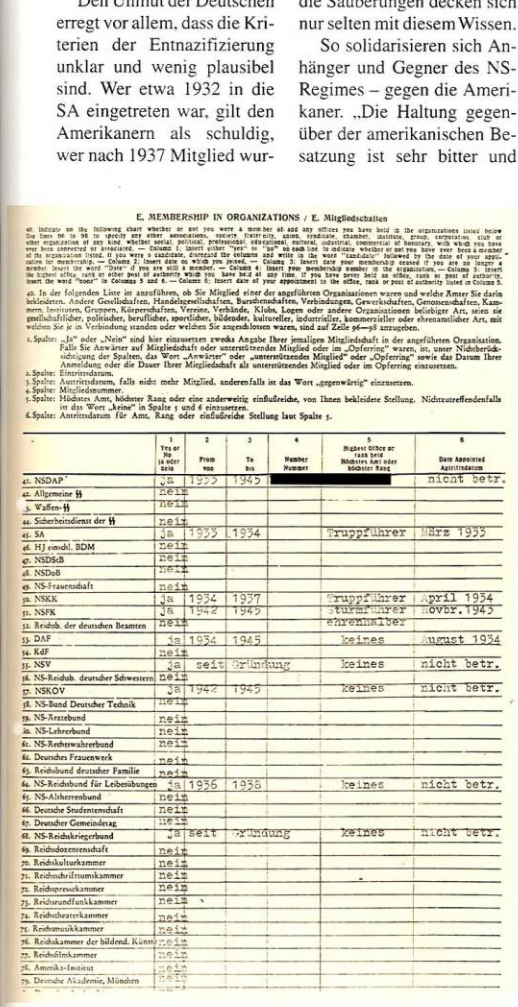
Die Deutschen erörtern nicht mehr ihren eigenen Beitrag an der Schuld, sondern empören sich über das „Unrecht" der Besatzer, fühlen sich als Opfer „obrigkeitlicher Willkür", schimpfen auf die „Sippenhaft".

Als Reaktion auf diese neue „Bedrohung" beginnt die massenhafte Produktion von „Persilscheinen" – also von Entlastungsbriefen. Auch Alfons Harreis sammelt fleißig Aussagen, die ihn als anständigen Menschen ausweisen.

Er selbst attestiert sich erheblichen Mut, weil er einst Nazis in seiner Kneipe beobachtet habe, „in einer Form, dass sie sich bei mir nicht mehr wohl fühlten". Ein Zeuge bestätigt, dass ausländische Arbeiter bei dem Gastwirt „an Silvester sogar Sekt bekamen"; ein anderer bescheinigt, Harreis habe beim Erwerb des „arisierten" jüdischen Anwesens deutlich „sein Missfallen und Bedauern zum Ausdruck" gebracht.

Schließlich macht ein gewisser Emil Voigt den früheren Nazi gleichsam zum Mitglied des Widerstandes: Alles, was Harreis über Julius Streicher, der in Nürnberg das Hetzblatt „Der Stürmer" herausgab, in Erfahrung bringen konnte, sei über ihn – Voigt – weitergegeben worden an einen Bekannten, „der in direkter Verbindung mit den Auslands-Organisationen tätig war" – welchen, bleibt unklar.

Die gegenseitigen Entlastungen werden immer formelhafter. Auf das Schema der Beschuldigung reagieren die Deutschen mit einem Schema der Entlastung. In den Akten finden sich die



E. MEMBERSHIP IN ORGANIZATIONS / E. Mitgliedschaften

40. Indicate on the following chart whether or not you were a member of and any offices you have held in the organizations listed below. Use lines 96 to 98 to specify any other associations, society, fraternity, union, syndicate, chamber, institution, group, corporation, club or other organization of any kind, whether social, political, professional, educational, cultural, industrial, commercial or honorary, with which you have ever been connected or associated. — Column 1: Insert either "yes" or "no" in each line to indicate whether or not you have ever been a member of the organization listed. If you were a candidate, disregard the columns and write in the word "candidate" followed by the date of your application for membership. — Column 2: Insert date on which you joined. — Column 3: Insert date your membership ceased if you are no longer a member. Insert the word "Date" if you are still a member. — Column 4: Insert your membership number in the organization. — Column 5: Insert the highest office, rank or other post of authority which you have held at any time. If you have never held an office, rank or post of authority, insert the word "none" in Columns 5 and 6. — Column 6: Insert date of your appointment to the office, rank or post of authority listed in Column 5.

40. In der folgenden Liste ist anzuführen, ob Sie Mitglied einer der angeführten Organisationen waren und welche Ämter Sie darin bekleideten. Andere Gesellschaften, Handelsgesellschaften, Burschenschaften, Verbindungen, Gewerkschaften, Genossenschaften, Kammern, Instituten, Gruppen, Körperschaften, Vereine, Verbände, Klubs, Logen oder andere Organisationen beliebiger Art, seien sie gesellschaftlicher, politischer, beruflicher, sportlicher, bildender, kultureller, industrieller, kommerzieller oder ehrenamtlicher Art, mit welchen Sie je in Verbindung standen oder welchen Sie angeschlossen waren, sind auf Zeile 96–98 anzugeben.

1. Spalte: „Ja" oder „Nein" sind hier einzusetzen zwecks Angabe Ihrer jemaligen Mitgliedschaft in der angeführten Organisation. Falls Sie Anwärter auf Mitgliedschaft oder unterstützendes Mitglied oder im „Opferring" waren, ist, unter Nichtberücksichtigung der Spalten, das Wort „Anwärter" oder „unterstützendes Mitglied" oder „Opferring" sowie das Datum Ihrer Anmeldung oder die Dauer Ihrer Mitgliedschaft als unterstützendes Mitglied oder im Opferring einzusetzen.
2. Spalte: Eintrittsdatum.
3. Spalte: Austrittsdatum, falls nicht mehr Mitglied, andernfalls ist das Wort „gegenwärtig" einzusetzen.
4. Spalte: Mitgliedsnummer.
5. Spalte: Höchstes Amt, höchster Rang oder eine anderweitig einflußreiche, von Ihnen bekleidete Stellung. Nichtzutreffendenfalls ist das Wort „keine" in Spalte 5 und 6 einzusetzen.
6. Spalte: Antrittsdatum für Amt, Rang oder einflußreiche Stellung laut Spalte 5.

	1 Yes or No ja oder nein	2 From von	3 To bis	4 Number Nummer	5 Highest Office or rank held Höchstes Amt oder höchster Rang	6 Date Appointed Antrittsdatum
41. NSDAP	Ja	1933	1945	[redacted]		nicht betr.
42. Allgemeine SS	nein					
43. Waffen-SS	nein					
44. Sicherheitsdienst der SS	nein					
45. SA	Ja	1933	1934		Truppführer	März 1933
46. HJ einschl. BDM	nein					
47. NSDStB	nein					
48. NSDaB	nein					
49. NS-Frauenschaft	nein					
50. NSKK	ja	1934	1937		Truppführer	April 1934
51. NSFK	ja	1942	1945		Sturmführer	Novbr. 1943
52. Reichsbd. der deutschen Beamten	nein				ehrenhalber	
53. DAF	ja	1934	1945		keines	August 1934
54. KdF	nein					
55. NSV	ja	seit	Gründung		keines	nicht betr.
56. NS-Reichsbd. deutscher Schwestern	nein					
57. NSKOV	ja	1942	1945		keines	nicht betr.
58. NS-Bund Deutscher Technik	nein					
59. NS-Ärztebund	nein					
60. NS-Lehrerbund	nein					
61. NS-Rechtswahrerbund	nein					
62. Deutsches Frauenwerk	nein					
63. Reichsbund deutscher Familie	nein					
64. NS-Reichsbund für Leibesübungen	ja	1936	1938		keines	nicht betr.
65. NS-Altherrenbund	nein					
66. Deutsche Studentenschaft	nein					
67. Deutscher Gemeindetag	nein					
68. NS-Reichskriegerbund	ja	seit	Gründung		keines	nicht betr.
69. Reichsdozentenschaft	nein					
70. Reichskulturkammer	nein					
71. Reichsschrifttumskammer	nein					
72. Reichspressekammer	nein					
73. Reichsrundfunkkammer	nein					
74. Reichstheaterkammer	nein					
75. Reichsmusikkammer	nein					
76. Reichskammer der bildend. Künste	nein					
77. Reichsfilmkammer	nein					
78. Amerika-Institut	nein					
79. Deutsche Akademie, München	nein					

als CDU-Ministerpräsident Baden-Württembergs mit dem Satz rechtfertigt: „Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein." Das völlige Fehlen von Unrechtsbewusstsein isoliert ihn auch in der eigenen Partei – er tritt am 7. August 1978 zurück.

Reinhard Gehlen (1902–1979). Nach glänzender Offizierskarriere von 1942–45 Leiter der Abteilung „Fremde Heere Ost" im Generalstab der Wehrmacht, zuständig für die militärische Ostaufklärung. Baut nach dem Krieg auf Geheiß der USA die Ostspionage – „Organisation Gehlen" – auf, die 1956 unter seiner Leitung zum Bundesnachrichtendienst befördert wird.

Hans Globke (1898–1973). Als Ministerialrat 1935 Mitautor eines juristischen Kommentars zu den Rassengesetzen, Mitarbeiter an den Entwürfen der antijüdischen Gesetze zur „Erbgesundheit" und zum „Blutschutz"; seit 1949 als Bürochef, dann 1953 als Staatssekretär im Bundeskanzleramt der einflussreichste Berater Adenauers, an dem der Kanzler trotz heftiger Proteste festhält.

Gustaf Gründgens (1899–1963). Von 1937 bis 1945 Generalintendant der Preußischen Staatstheater. Der Protegé Hermann Görings ist weder der NSDAP beigetreten noch galt er als Nazi, hat aber dem Regime künstlerischen Glanz verliehen. Nach 1945 neun Monate in sowjetischer Haft, steigt danach zum unbestrittenen Star des deutschen Theaters auf.

Werner Heyde alias **Fritz Sawade** (1902–1964). Professor für Psychiatrie in Würzburg und als Leiter und Hauptgutachter der so genannten „Aktion T4" für die Ermordung mindestens 100 000 Behinderter und psychisch Kranker verantwortlich. Taucht nach dem Krieg mit gefälschten Papieren als

immer gleichen Wendungen: „... hat sich während der ganzen Jahre vollständig passiv verhalten ... das Amt eines Zellenleiters übte er mit großer Zurückhaltung aus ... eifriger Besucher der Kirche ... war ein aufrichtiger und ehrlicher Mensch ... nur gezwungen Parteigenosse und nie Gesinnungs-Parteigenosse ...“ Oder drastisch: „Als Blockleiter war er in meinen Augen ein Schlappschwanz.“

Im Durchschnitt bringt jeder Beschuldigte fünf „Unbedenklichkeitsbescheinigungen“ bei – je schwerwiegender die Vorwürfe, je höher die soziale Schicht, desto mehr.

Allein in Bayern werden rund 2,5 Millionen Persilscheine verfasst, jeder zweite Erwachsene zeigt Entlastungsbriefe vor. Als ultimative Absolution gilt die Aussage von NS-Opfern oder deren Angehörigen: „Als Beweismittel für meine Aussagen füge ich an, dass meine Frau Jüdin ist.“

Jede dieser Akten wirft die gleiche Frage auf: Wie verurteilt man einigermaßen gerecht Millionen von Parteigängern? Schematische Kriterien sind simpel – und erzeugen Ungerechtigkeiten. Juristisch saubere Einzelentscheidungen sind zeitraubend und kostspielig – und womöglich politisch nicht willkommen. Manche Besatzer drängt es durchaus, es mit der individuellen Gerechtigkeit nicht so genau zu nehmen, sondern die Deutschen kollektiv und hart zu bestrafen. Jedes weitere Foto aus den KZs könnte diesen Wunsch verstärkt haben.

Wie aufwendig es wäre, jeden Verdächtigen individuell zu beurteilen, zeigt das Verfahren, das am 20. November 1945 im Saal 600 des Nürnberger Gerichts an der Fürther Straße beginnt: der Hauptkriegsverbrecherprozess gegen 22 führende Funktionäre des Dritten Reiches, des Reichskabinetts sowie gegen die Spitzen von sechs Organisationen des Regimes wie SS und Gestapo.

Nie zuvor ist den Führern einer Nation ein Prozess wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Vorbereitung eines Angriffskrieges gemacht worden – und bis heute wird über die rechtliche Grundlage des Verfahrens debattiert.

Obwohl der Prozess juristisch nicht Teil der Entnazifizierung ist, sondern ein eigenständiges Strafverfahren, empfinden ihn viele als den spektakulärsten Aspekt der Säuberung.

Die Ankläger der vier Siegermächte legen 2360 Beweisdokumente vor, sie hören 240 Zeugen und prüfen 300 000 eidesstattliche Erklärungen. Das Sitzungsprotokoll umfasst vier Millionen Wörter, an 218 Tagen wird verhandelt – ein vergleichbarer Aufwand wäre für die breite Masse der Parteigenossen schlicht unmöglich gewesen.

Immer wieder steigt Entsetzen auf in dem hohen, holzvertäfelten Raum, und niemals wird es grausiger als in jenen Stunden, in denen Rudolf Höß, der Ex-Lagerkommandant von Auschwitz, spricht.

In nüchternen, präzisen Worten, so ruhig, als ginge es um Selbstverständlichkeiten, schildert Höß die Mechanik der Menschenvernichtung. Die ohnmächtige Unruhe im Saal bemerkt er nicht. Wie sollte er auch, schon die industrielle Tötung der Juden ließ ihn unberührt: „Verstehen Sie nicht, wir SS-Leute sollten nicht über diese Dinge

Der »Nürnberger Prozess«, ein Novum der Justizgeschichte: Erstmals richtet ein Militär-Tribunal über Kriegsverbrechen des Feindes (links Angeklagte und ihre Verteidiger, unten Ankläger, rechts die Richter)

nachdenken; es kam uns nie in den Sinn."

Während die Ankläger in Nürnberg immer neue bedrückende Beweise für die NS-Verbrechen vorlegen, finden die Deutschen draußen immer neue Wege, die Entnazifizierung zu unterlaufen. Das schlampig formulierte Gesetz Nr. 8 lädt dazu regelrecht ein.

Drei Auswege vor allem werden intensiv genutzt. Zum einen können alle von ihrer Arbeitsstelle entlassenen Parteigenossen dagegen Einspruch erheben – und der wird von deutschen Ausschüssen überaus wohlwollend geprüft: In Nürnberg etwa haben rund 70 Prozent aller 6000 Einsprüche Erfolg.

Zum anderen werden Spitzenbeamte massenhaft herabgestuft, denn auf niederen Posten dürfen sie weiterarbeiten – und bewahren sich so ihre Pensionsansprüche.

Drittens halten die Behörden etliche Planstellen frei, damit Herabgestufte oder Entlassene sie dereinst wieder einnehmen können.

So verwässert schließlich auch diese Phase der Entnazifizierung. Nach Recherchen der „New York Times" arbeiten Anfang 1946 noch immer rund 1000 Ex-Parteigenossen in der Nürnberger Stadtverwaltung. Amerikanische Offiziere geben zu, dass sie die Säuberung nicht *gegen* die Deutschen durchsetzen können. „Selbst wenn man mir 10 000 Mann gäbe, könnte ich den Job hier nicht erledigen", klagt Militärgouverneur Clay: „It's got to be done by the Germans" – die Deutschen müssen das selber erledigen.

Traut Clay den Deutschen die angemessene Aufarbeitung der Nazi-Zeit tatsächlich zu? Ist er zermürbt von deren zähem Widerstand? Oder ist ihm die Säuberung inzwischen gleichgültig, weil sich bereits abzeichnet, dass der Feind bei den Amerikanern längst nicht mehr Nationalsozialismus heißt, sondern: Kommunismus.

Jedenfalls erhalten die Deutschen am 5. 3. 1946 das Mandat, sich selber von ihrer Vergangenheit zu entgiften – mit dem „Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus", dem so genannten „Befreiungsgesetz". Das ganze Verfahren ist neu: Es ist nun Sache von Spruchkammern, die mit Deutschen besetzt sind. Und die Urteile ergehen in „Abwägung der individuellen Verantwortlichkeit", also nach Einzelfallprüfung.

Das klingt gerechter – und ist doch völlig undurchführbar. Denn jetzt müssen alle in der US-Zone wohnenden Deutschen über 18 Jahre einen Fragebogen ausfüllen – 13 Millionen Bürger.

Rasch sind die in England gedruckten Formulare Mangelware und werden auf dem Schwarzmarkt für bis zu 25 Reichsmark gehandelt. Denn viele wollen das Verfahren so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Ein Volk erforscht sich selber. Überall beugen sich Deutsche über die 131 Fragen – etwa nach den „innegehabten Adelstiteln beider Großeltern", nach Auslandsreisen, nach dem Privatvermögen. Oder danach, ob man Immobilien von rassisch, politisch oder religiös Verfolgten erworben habe. Manche persiflieren die Detailwut mit weiteren, erfundenen Fragen.

132: Haben Sie als Junge mit Bleisoldaten gespielt?

132a: Wenn ja, mit welchen Regimentern?

133: Sind Sie nach den zwölf Jahren noch am Leben?

133a: Wenn ja, warum?

Erst im Juni werden in Nürnberg die ersten Spruchkammern vereidigt. Es finden sich nicht viele Deutsche, die bereit sind, über ihre Mitbürger zu richten. Manchem gelten sie als Verräter.

Fritz Sawade in Schleswig-Holstein unter, wo er für Behörden und Versicherungen bis 1959 rund 7000 Gutachten schreibt. Etliche hochrangige Beamte kennen seine wahre Identität. Nach seiner Enttarnung halten immer neue Details über sein Doppelleben und die Mitwisserschaft Prominenter die Öffentlichkeit in Atem; 1964 soll ihm der Prozess gemacht werden, dem er sich durch Selbstmord entzieht. Bis zuletzt lässt Heyde keine Reue erkennen.

Alfried Krupp von Bohlen und Halbach (1907–1967). Ab 1943 Chef der Firma Krupp, die mindestens 100 000 Zwangsarbeiter eingesetzt und in Auschwitz eine Munitionsfabrik errichtet hat. Wird in Nürnberg zu zwölf Jahren Haft und Verlust seines Milliardenvermögens verurteilt; nach sechs Jahren wird er amnestiert und ihm das Vermögen zurückerstattet. Leitet bis 1967 erneut den Konzern.

Werner Naumann (1909–1982). Staatssekretär im NS-Reichspropagandaministerium, von Hitler zu Goebbels' Nachfolger ernannt. Taucht nach dem Krieg unter, arbeitet dann als Kaufmann in Düsseldorf, wo er den „Gauleiter-Kreis" um sich schart – ranghohe Ex-Nazis wie den FDP-Abgeordneten Ernst Achenbach, den früheren Reichskommissar für Dänemark, Werner Best, sowie die ehemaligen Gauleiter von Hamburg und Salzburg. 1953 heben britische Offiziere den Kreis aus. Aktenfunde belegen: Das weitgespannte Netzwerk der „Krypto-Nazis" sollte die FDP unterwandern und zum Sammelbecken einer rechtsradikalen Bewegung machen; die Briten sperren die Mitglieder nach fortgeltendem Besatzungsrecht für mehrere Monate ein.

Josef Neckermann (1912–1992). Der Mann, der mit seinem 1948 gegründeten Versandhandel zu einem Symbol

räter. Es dauert nicht lange, da explodiert vor einer Spruchkammer eine Bombe, vermutlich deponiert von ehemaligen SS-Soldaten.

Dabei urteilen die Entnazifizierer überaus milde. Sie versuchen, die Mitläufer, also die am wenigsten schuldigen Ex-Parteigenossen, so rasch wie möglich wieder in Lohn und Brot zu bringen. Die großen Nazis will man sich für später aufheben – *policy of postponement*, diesmal von Seiten der Deutschen.

Ein verständliches Vorgehen, doch so produzieren die Spruchkammern vor allem Unschuldige. Über 90 Prozent aller von der Entnazifizierung Erfassten werden als Mitläufer eingestuft, oder ihr Verfahren wird eingestellt.

Trotz der massenhaften Entlastungen aber ist die Schwemme der Meldebögen so groß, dass sie auf Monate die Spruchkammern regelrecht verstopft; für die intensive Bearbeitung der schweren Fälle bleibt kaum Zeit.

Um die Arbeit der Kammern zu beschleunigen, erlassen die US-Militärs 1946 erst eine Jugendamnestie (für alle nach 1918 Geborenen), später eine Weihnachtsamnestie (für Kriegsbeschädigte und für alle, die während der NS-Zeit nur geringe Einkünfte hatten).

Damit wird noch einmal pauschal entlastet. Im November 1947 werden in der US-Zone noch rund 640 000 Menschen als „Belastete" geführt, im Januar darauf ist diese Zahl auf 230 000 geschrumpft. Entnazifizierung und Rehabilitierung sind nicht mehr zu unterscheiden.

NUR IM NÜRNBERGER Hauptkriegsverbrecher-Prozess ergeht gegen alle Angeklagten im Gerichtssaal 600 ein Urteil. Nur wenige zeigen während der Verhandlung einen Anflug von Reue, darin gleichen sie ihren Mitbürgern: Auch in den Spruchkammern räumt nur jeder Zehnte ein, er habe sich für den Nationalsozialismus engagiert.

In seinem Schlussplädoyer reagiert der amerikanische Chefankläger Robert H. Jackson sarkastisch auf die Unschuldsbeteuerungen der NS-Größen: Das Gericht habe es offenbar mit einer „Nummer 2" zu tun, mit Hermann Göring also, der „nie etwas vermutete von dem Ausrottungsprogramm gegen die Juden, obwohl er der Unterzeichner von 20 Erlassen war, die die Verfolgung dieser Rasse ins Werk setzten".

Mit einer Nummer 3 (Hess), der nur eine Art „Briefträger oder Botenjunge" war. Einem Außenminister (von Ribbentrop), der „von der auswärtigen Politik gar nichts wusste". Einem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (Keitel), der „keine Ahnung hatte, zu welchen praktischen Ergebnissen seine Befehle führen würden". Einem SS-General und Leiter des Reichssicherheitshauptamtes (Kaltenbrunner), der „unter dem Eindruck stand, dass die Tätigkeit seiner Gestapo der Verkehrspolizei" gleichkam.

„Wenn Sie von diesen Männern sagen sollten, dass sie nicht schuldig sind", schließt Jackson, „so wäre es ebenso wahr, zu sagen, dass es keinen Krieg gegeben hat, dass niemand erschlagen und kein Verbrechen begangen worden ist." Vielen Beobachtern sticht vor allem die Jämmerlichkeit der Angeklagten ins Auge, deren erschütternde Banalität – die Mittelmäßigkeit des Bösen.

Am 30. September und 1. Oktober 1946 werden die Urteile verkündet. Zwölfmal wird die Todesstrafe verhängt, dreimal lebenslänglich; vier der Nazi-Funktionäre werden zu Zeitstrafen zwischen zehn und 20 Jahren verurteilt, drei im Sinne der Anklage freigesprochen.

Die Hinrichtungen werden 16 Tage später an drei Galgen vollstreckt; Göring vergiftet sich wenige Stunden zuvor. Die Asche der Täter wird in die Isar gestreut, was lange Zeit geheim bleibt.

ZU DEN WENIGEN, die von einer Spruchkammer als „Belasteter" verurteilt werden, gehört Alfons Harreis: Die Kammer stuft ihn als Aktivisten in Gruppe II ein, laut Urteil soll er drei Jahre lang „Sonderarbeiten für die Allgemeinheit" leisten. Die Hälfte seines Vermögens, immerhin 272 100 Reichsmark, wird zu Zwecken der Wiedergutmachung konfisziert.

Harreis verliert alle Rentenansprüche und das Wahlrecht. Von seinen vielen Mitgliedschaften in NS-Organisationen reiche „jede für sich" zu einer Verurteilung,

Auf dem Weg ins Internierungslager: Fast 120 000 Deutsche sitzen allein in der US-Zone in Haft, zum Teil jahrelang

Der öffentliche Kläger
beim Entnazifizierungshauptausschuß
für den Kreis Plön

Plön, den 25. Febr. 1949
Ge.

Entlastungszeugnis

Hiermit wird bestätigt, daß Herr [redacted]
Vor- und Zuname
Anschrift Lehoe, Krs. Plön
auf Grund der Vorschriften des Gesetzes zur Fortführung und zum Abschluß der Entnazifizierung als entlastet in die Gruppe V eingestuft worden ist.

Öffentlicher Kläger — Vorsitzender

Nahezu alle Angeklagten vor den Entnazifizierungs-Spruchkammern werden am Ende in die Gruppe V – Entlastete – eingestuft

stellt die Spruchkammer fest, ausschlaggebend für die Strafe seien aber vor allem „die Misshandlungen ausländischer Arbeitnehmer".

Alfons Harreis erhebt Widerspruch, dieses Recht gewährt ihm das „Befreiungsgesetz". Er reicht weitere Persilscheine nach, etwa von einer ehemaligen russischen Hausgehilfin, die unter Eid bezeugt, dass Herr und Frau Harreis „immer gut zu mir waren, wie wenn sie meine Eltern gewesen wären. Ich durfte immer mit am Tisch das Essen einnehmen".

Ein Kunstmaler bestätigt, der Gastwirt Alfons Harreis habe ihn unterstützt, „trotzdem ihm bekannt war, dass ich als ‚jüdisch versippt' galt".

Doch solche Bemühungen werden immer weniger notwendig. Als Harreis 14 Monate später erneut vor die Berufungskammer tritt, wird er nur noch als Minderbelasteter eingestuft und sein Vermögen zurückerstattet. Er sei zwar „als Aktivist anzusehen, aber werde vermutlich künftig seine Pflichten als Bürger eines friedlichen demokratischen Staates erfüllen".

Die Entnazifizierung ist erledigt – lange vor ihrem offiziellen Ende im Jahre 1950. Der beginnende Kalte Krieg lässt sie endgültig erstarren. Washington fürchtet zunehmend, eine konsequente Säuberung könne die Deutschen dem Kommunismus zutreiben.

Zumal sich im Osten der Wind bereits gedreht hat: Die sowjetische Militärregierung verkündet bereits 1947 das Ende ihrer Säuberungen, denn sie will die kleinen Nazis für die neue Staatsmacht gewinnen – mit Erfolg: In den fünfziger Jahren ist die SED die deutsche Partei mit dem sehr wahrscheinlich höchsten Anteil ehemaliger NSDAP-Mitglieder, mehr als acht Prozent.*

Die Amerikaner folgen rasch dem sowjetischen Vorbild, es herrscht jetzt Wettbewerb um die Deutschen. Am 8. Mai 1948, genau drei Jahre nach Kriegsende, wird nahezu das gesamte Personal der Spruchkammern entlassen. Die Entnazifizierung ist de facto beendet. Viele der Mitarbeiter finden, als Nestbeschmutzer diffamiert, nur unter Mühen neue Arbeit.

Es könne nicht behauptet werden, stellt in kühler Untertreibung ein Bericht des amerikanischen Außenministeriums fest, dass die *denazification* „ein voller Erfolg" gewesen sei, nicht einmal, „dass sämtliche Nazis von wichtigen Ämtern ausgeschlossen" worden seien.

Dennoch wird die mit hohem moralischen Anspruch begonnene Säuberung eingestellt – um den Aufbau des neuen deutschen Staates nicht zu gefährden.

Dies ist eine dramatische Politikwende. Während unmittelbar nach dem Sieg über Hitler-Deutschland die Entnazifizierung noch als unverzichtbar für den demokratischen Neubeginn erschien, gilt nun offenbar das Gegenteil: Nur durch Verzicht auf die Entnazifizierung könne die Demokratie gelingen.

Jene Nationalsozialisten, deren Prozess vor einer Spruchkammer auf später vertagt worden sind, entgehen überwiegend einer Strafe. „Wer spät kam, den belohnte das Leben", schreibt die Historikerin Cornelia Rauh-Kühne.

So nimmt sich die Bilanz der *denazification* am Ende bescheiden aus: Von den 13,41 Millionen Deutschen, die in der amerikanischen Zone einen Fragebogen ausfüllen, werden bis Mitte des Jahres 1949 genau 1654 als Hauptschuldige verurteilt, das entspricht 0,012 Prozent. 22 122 gelten als Aktivisten/Belastete (0,17 Prozent)

* In der SBZ unterliegen, anders als in der US-Zone, nicht alle Bürger der Entnazifizierung, sondern nur die rund 800 000 ehemaligen NSDAP-Mitglieder. Bis Ende 1946 werden fast 400 000 von ihren Posten entlassen, darunter rund 90 Prozent aller Justizbediensteten. Die Sowjets internieren in so genannten Speziallagern rund 150 000 Häftlinge, von denen bis 1950 etwa 50 000 sterben – darunter auch viele Gegner der Nazis, die auch gegen die SED opponiert haben.

des Wirtschaftswunders wird, verdankt seine ersten Erfolge als Kaufmann der „Arisierung" jüdischer Unternehmen – also der Tatsache, dass während der Nazizeit jüdische Unternehmer ihre Firmen weit unter Wert zwangsverkaufen mussten. Während des Krieges organisiert Neckermann in den besetzten Gebieten die Einkleidung der Zwangsarbeiter und verdient daran.

Theodor Oberländer (1905–1998). Als Vertriebenenminister (1953–1960) der umstrittenste Politiker der jungen Bundesrepublik. Die DDR-Führung beschuldigt ihn der Ermordung Tausender Juden in Lemberg, 1960 verurteilt ihn ein Ostberliner Gericht in Abwesenheit zu lebenslangem Zuchthaus, kurz darauf tritt er als Minister zurück. Jüngste Forschungen anhand lange unzugänglichen Nazi- und Stasi-Materials aber belegen: Oberländer war zwar NSDAP-Mitglied und überzeugter Volkstums-Ideologe, an Pogromen jedoch nicht beteiligt; vielmehr hat er in Briefen an Vorgesetzte gegen sie protestiert. Die „Beweise" der DDR waren sämtlich gefälscht.

Hanns-Martin Schleyer (1915 bis 1977). Bereits als Student Mitglied der SS, später Industriefunktionär in Böhmen und Mähren; als SS-Kampfkommandant in Prag angeblich an einem Massaker an 41 Zivilisten beteiligt. Steigt in der Bundesrepublik zum Vorstand von Daimler-Benz und Präsidenten des Bundesverbandes der deutschen Industrie auf; wird im Herbst 1977 nach 43 Tagen Geiselhaft von RAF-Terroristen ermordet.

Hans Ernst Schneider alias **Hans Schwerte** (1909–1999): Hoher SS-Funktionär in Himmlers Stab „Deutsches Ahnenerbe", unter anderem zuständig für die Nazifizierung des „germanischen Randstaates" Niederlande. Wechselt 1945 die Identität, heiratet als Hans

Schwerte seine Frau ein zweites Mal, promoviert in Germanistik, wird Professor und von 1970 bis 1973 Rektor an der Universität Aachen; gilt als „linksliberaler" Akademiker. Seine Enttarnung 1995 wirft vor allem Fragen auf nach dem Netzwerk, das den Ex-SS-Mann gedeckt hat, sowie danach, ob der Identitätswechsel als „Betrug" oder als „Umkehr und Lernfähigkeit" zu beurteilen sei.

Otmar Freiherr von Verschuer (1896–1969). Der Mediziner forschte ab 1935 am „Universitätsinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene" in Frankfurt über „Erbpathologien", also „unwertes Leben", galt – auch aufgrund der engen Zusammenarbeit mit seinem ehemaligen Assistenten Josef Mengele in Auschwitz – als einer der „aktivsten Vertreter des Faschismus unter den Wissenschaftlern", so eine spätere Beurteilung. Ab 1951 erst Professor, dann Dekan der Medizinischen Fakultät in Münster und führender deutscher Humangenetiker.

In der **DDR** steigen ehemalige Nationalsozialisten zwar viel seltener in Führungspositionen auf als im Westen, doch auch in dem selbst ernannten „antifaschistischen" Staat gibt es Alt-Nazis, die Karriere machen. Darunter:

- **Karl-Heinz Bartsch** (früher Waffen-SS), stellvertretender Landwirtschaftsminister und ZK-Mitglied;
- **Ernst Großmann** (SS und Wachmann im KZ Sachsenhausen), ZK-Mitglied;
- **Kurt Säuberlich** (NSDAP, SS und Sicherheitsdienst), Nationalpreisträger und Professor; arbeitet als Wissenschaftler und wird 1961 mit dem „Vaterländischen Verdienstorden" ausgezeichnet.
- **Herbert Kröger** (NSDAP, SS), Dekan an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft „Walter Ulbricht".

und 106 422 als Minderbelastete (0,8 Prozent).

Alfons Harreis wird am 14. März 1949 per „Gnadenerweis" der Bayerischen Regierung „endgültig in die Gruppe IV – Mitläufer" eingestuft. Für ihn ein doppelter Grund zur Freude: Wenige Tage zuvor ist sein Sohn Heinrich per Heimkehrer-Amnestie ebenfalls zum Mitläufer erklärt worden. Auch er galt zunächst als Aktivist.

Die allseitige Entlastung von jedem Schuldvorwurf ist aber noch nicht die letzte Phase der *denazification*. Denn nun drängen jene, die erst entlassen und dann entlastet wurden, wieder in ihre alten Ämter. Bis März 1950 finden in Nürnberg gut 1000 Mitarbeiter auf ihre früheren Posten bei der Stadt zurück.

Ihnen müssen viele jener nach 1945 eingestellten, leichter kündbaren, unbelasteten Mitarbeiter weichen. Vergleicht man in Nürnberg oder anderswo eine Liste des Verwaltungspersonals von 1944 mit der von 1950, so stehen darauf mit wenigen Ausnahmen dieselben Namen. Viele sprechen in diesen Tagen von einer regelrechten Renazifizierung.

Die deutschen Eliten überstehen den Bruch von 1945 weitgehend schadlos, trotz oder wegen der Entnazifizierung. Nicht nur in der Verwaltung, auch in Wirtschaft, Kultur, Medien, Wissenschaft. Immerhin *ein* Sektor der Gesellschaft formiert sich tatsächlich neu: die politische Elite; zumindest die Parlamente bleiben nahezu frei von Nazi-Größen. Ansonsten haben sogar SS- und Gestapo-Angehörige keine Probleme im neuen Deutschland.

Und doch, meint Cornelia Rauh-Kühne, falle es schwer zu sagen, „wie Fehlentwicklungen hätten vermieden werden können". Den amerikanischen Entnazifizierern habe es nicht an politischem Willen gemangelt, aber sie mussten an der „Unvereinbarkeit der amerikanischen Säuberungsrichtlinien mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Dritten Reichs" scheitern.

Zu eng waren Funktionselite und NS-Regime, waren nationalsozialistischer Herrschaftsapparat und deutsche Gesellschaft miteinander verwachsen, als dass sie ohne erhebliche Defekte hätte separiert werden können. Die juristisch gerechte Prüfung der Einzelfälle musste an deren schierer Menge scheitern, die pauschale Verurteilung am berechtigten Widerstand der Einzelnen.

Dabei hat der Kalte Krieg – dessen zunehmende Verschärfung oft als Hauptgrund für den Misserfolg der Entnazifizierung genannt wird – diesen zwar rascher herbeigeführt, aber keineswegs verursacht.

Womöglich erwies sich das Scheitern gar als Segen. Es könnte der Preis für den leichten Übergang vom Dritten Reich in die Bundesrepublik gewesen sein, den Preis, den die noch ungefestigte Demokratie für ihre politische Festigung zu zahlen hatte.

Denn wie lange wären – als Folge einer gründlicheren Säuberung – Hunderttausende in Gefängnishaft für die noch sehr labile deutsche Gesellschaft erträglich gewesen? Wäre nicht viel scheinbares Märtyrertum erzeugt worden – und damit Widerstand gegen den neuen Staat? Hätte eine strengere Gerechtigkeit ihre unerwünschten Folgen ausgehalten?

Die außerordentliche Stabilität der frühen Bundesrepublik war, so der Historiker Hans-Ulrich Wehler, auch das Ergebnis eines „frühzeitig eingeschlagenen pragmatischen Kurses, der unausgesprochen von der Mitschuld fast aller ausging und – anstatt eine allgemeine Katharsis zur Vorbedingung eines neuen Anfangs zu machen – alle Energien in den Wiederaufbau lenkte".

Inzwischen gibt es weitere Gründe für den Zweifel, ob eine „richtige" Form politischer Säuberung überhaupt möglich sein kann.

Die Erfahrungen in Bosnien, in südamerikanischen Militärdiktaturen, in Ruanda, mit den „Wahrheitskommissionen" in Südafrika und abermals in Deutschland nach der Wiedervereinigung legen den Verdacht nahe, dass jeder Neuanfang mit der Schlacke des Alten behaftet ist, dass umfassende Gerechtigkeit ein unerreichbares Gut bleibt.

OFFIZIELL ENDETE die Entnazifizierung in der Bundesrepublik Deutschland im Dezember 1950 per Bundestagsbeschluss. Alfons Harreis indes kämpfte weiter: um die Stundung seiner Restschuld aus dem Spruchkammerprozess in Höhe von 360,90 Mark; es handelte sich um seinen Anteil an den Verfahrenskosten.

Nach langem Briefwechsel gab das Finanzamt Nürnberg-Ost schließlich nach und verlangte nur noch eine Abschlusszahlung von 16,65 Mark. Am 15. August 1951 war der stramme Nazi Alfons Harreis endgültig schuld- und schuldenfrei. □

Christoph Kucklick, 38, ist GEO-Redakteur.

2003: Bilder für eine Ewigkeit!

Jetzt bestellen: Tel.:* 0180 - 506 2000, Fax:* 0180 - 508 2000, email: Service@guj.com, Internet: www.geo-webshop.de

Das Reich der Pharaonen

Über drei Jahrtausende verwandelten Ägyptens Herrscher den Nil, die Lebensader ihres Reiches, in einen Fluss der Wunder. Der neue Kalender des Geschichts-Magazins GEO EPOCHE zeigt die Höhepunkte der grandiosen Kultur an den Ufern des Nils – einer Kultur für die Ewigkeit.

Format 50 x 45 cm
Preis: € 24,90 / € [A] 25,70 / sFr 44.10
Best.-Nr.: G 047200

GEO Shop
DAS BESTE VON GEO

Sehen Sie weitere Bilder im Internet • • • • • • • • • www.geo-webshop.de

Bestellung:

per Post: (Coupon einsenden an)

GEO-Versand-Service **Telefon:* 0180 - 506 2000**
44281 Dortmund **per Fax:* 0180 - 508 2000**

In Österreich:
GEO-Versand-Service **per Telefon:**
50/001 **0049 / 180 - 506 2000**
Postfach 5000 **per Fax:**
1150 Wien **0049 / 180 - 508 2000**

In der Schweiz:
GEO-Versand-Service **per Telefon:**
50/001 **0049 / 180 - 506 2000**
Postfach 1002 **per Fax:**
1240 Genf 42 **0049 / 180 - 508 2000**

*12 Cent/Min. in Deutschland

(bitte ankreuzen)

☐ **GEO EPOCHE-Kalender Das Reich der Pharaonen**
(Best.-Nr.: G 047200)
Preis: € 24,90 / € [A] 25,70 / sFr 44.10

(bitte eintragen)

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ Wohnort

Datum/Unterschrift 500058

Bestell-Coupon hier abschneiden

Rückgaberecht:
Ich erhalte diese Bestellung für 14 Tage zur Ansicht und habe innerhalb dieser Zeit volles Rückgaberecht. Bitte keine Vorauszahlung leisten, Rechnung abwarten. Alle Preise zzgl. € 3,32 / € [A] 3,42 / sFr 6.50 Versandkosten-Anteil pro Bestellung. Übriges Ausland nur gegen Zahlung per Kreditkarte zzgl. € 6,14 Versandkostenanteil.

Deutschland soll besetzt, aber nicht zerrissen werden – darin sind sich die Sieger einig. Doch schon

DIE SPALTUNG, DIE NIEMAND WOLLTE

VON LEO PHILIP

Sommer 1945: Europa ist vom Zweiten Weltkrieg gezeichnet. Auch jenseits der Alten Welt herrscht Chaos: Unruhen im Iran, in Arabien, in Palästina, auf dem indischen Subkontinent, in Indochina und Indonesien. Bürgerkrieg in China, Kriegszerstörungen in Korea, auf den Philippinen, auf vielen Pazifikinseln und in Japan. Verminte Küsten, zerstörte Häfen, gesprengte Brücken. 55 Millionen Menschen sind umgekommen, zahllose verkrüppelt. Millionen irren als Flüchtlinge über die Kontinente.

Was mit jenem Land geschehen soll, das einmal Hitlers „Drittes Reich" gewesen ist, ist in diesem Sommer nur eines der vielen Probleme, mit denen sich die Staatsmänner der großen Drei beschäftigen müssen – die Führer jener Nationen, die allein fähig zu sein scheinen, Ordnung in das globale Chaos zu bringen. Geeint hat die USA, die UdSSR und Großbritannien der Kampf gegen Deutschland*. Nun wird sie kaum etwas so entzweien wie das Ringen um Deutschland.

Die völkerrechtliche Eliminierung des deutschen Staates plant trotz der Nazi-Gräuel keiner der Sieger, und auch nicht die permanente Besetzung des Landes. Zwar schlägt die UdSSR das deutsche Staatsgebiet östlich der Oder-Neiße-Linie kurzerhand Polen und sich selber zu (was die anderen Alliierten widerwillig akzeptieren).

Doch rund drei Viertel des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 sollen als Einheit behandelt und in Besatzungszonen aufgeteilt werden. In diesen Verwaltungseinheiten innerhalb des deutschen Gesamtstaates wollen die Alliierten die Regierungsgewalt übernehmen – irgendwie muss das Land ja administriert werden.

Die vier D's der Besatzer

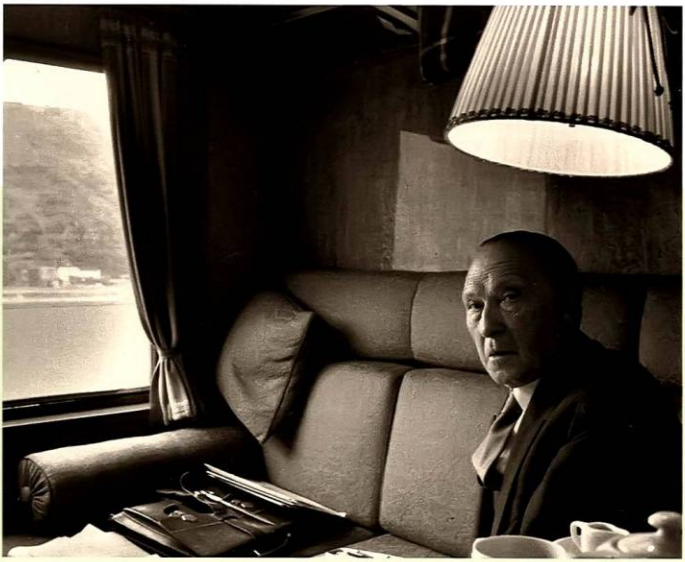
So besetzt die Sowjetunion das östliche Drittel Restdeutschlands, die Briten okkupieren den Norden und Westen, die Amerikaner den Süden. Im Juli 1945 wird aus der US-Zone für Frankreich ein Stück im Südwesten herausgeschnitten. Überall sollen die gleichen Prinzipien die Besatzungspolitik bestimmen, die „vier großen D's": Denazifizierung, Demilitarisierung, Demokratisierung, Demontage.

Doch schnell zeigt sich, dass jeder Alliierte die „vier D's" anders definiert. Und so führt nicht etwa ein gemeinsamer Plan der Siegermächte zur späteren Teilung Deutschlands – sondern im Gegenteil deren Unvermögen, sich auf einen Plan zu einigen. Die handelnden Personen sind:

- Winston Churchill, Großbritanniens Premier. Er weiß, dass der Zweite Weltkrieg sein Land an den Rand des Staatsbankrotts geführt hat. Nun steht das Empire in Europas Mitte und Südosten, im Iran und an der Grenze Indiens Russland gegenüber – jener Macht, mit der London in diesen Regionen seit Zarenzeiten konkurriert. Doch inzwischen ist Großbritannien nicht mehr in der Lage, sich gegen russische Ambitionen zu wehren. London muss deshalb Verbündete gewinnen, vor allem die USA, und diese als Gegengewicht militärisch und wirtschaftlich in Europa halten. Das bedeutet aber auch: Ein wirtschaftlich, vielleicht gar militärisch starkes Deutschland, das sich in ein Bündnis gegen die UdSSR einbinden lässt, liegt im britischen Interesse.
- Charles de Gaulle, Frankreichs Regierungschef. Der General ist zwar der Held der Grande Nation, doch selbst sein Charisma kann die fundamentalen Schwächen des Landes nicht überspielen. Die Vierte Republik kommt innenpolitisch nicht zur Ruhe und leistet sich schon bald einen Kolonialkrieg in Indochina, den es nicht gewinnen kann. Dabei hält Paris an einer Deutschlandpolitik fest, die aus dem 18. Jahrhundert stammt (und sich von der Position der großen Drei deutlich absetzt): Den östlichen Nachbarn sähe man am liebsten in Kleinstaaten zersplittert, das linke Rheinufer und das Ruhrgebiet mit seiner Kohlen- und Stahlindustrie unter zumindest indirekter französischer Kontrolle. Ein geeintes, wirtschaftlich starkes Deutschland ist also das letzte, was Frankreich will.
- Josef Stalin, Führer der UdSSR. Der Diktator wird von an Paranoia grenzendem Misstrauen gegenüber Deutschland beherrscht: Zweimal binnen einer Generation haben deutsche Truppen Russland verwüstet. Ein drittes Mal soll es nicht geben. Zugleich hat sich seit mindestens 1944 seine Distanz zum militärisch und wirtschaftlich so ungeheuer erfolgreichen Westen verstärkt – besonders zu den USA, die über die schreck-

Der SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher, hier gestützt von seiner Assistentin, will ein neutrales Gesamtdeutschland

* Frankreich gilt seit der Konferenz von Jalta vom Februar 1945 als offizielle Siegermacht – wird aber nach Potsdam nicht eingeladen.



Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler, im Sonderzug: Das Bündnis mit dem Westen ist dem CDU-Politiker wichtiger als die Wiedervereinigung

lichste aller Waffen verfügen, die Atombombe. Also umgibt Stalin die UdSSR mit einem Ring abhängiger Staaten. Aus Deutschland will er so viele Reparationen wie möglich pressen und es als Gesamtstaat nur zulassen, wenn es an der Seite der Sowjetunion steht.

• Harry Truman, Präsident der USA. Die meisten US-Diplomaten und -Militärs raten ihrem Präsidenten dringend, sich nach dem Sieg über Deutschland in Europa zu engagieren – anders als nach dem Ersten Weltkrieg. Damals hatten die USA den Alliierten zwar militärisch entscheidend geholfen, sich dann aber zurückgezogen. Aus diesem Grunde sei, so glauben die Experten in Washington, in den zwanziger Jahren die deutsche Wirtschaft kollabiert und habe sich eine Situation entwickelt, in der das Hitler-Regime überhaupt erst entstehen konnte. Deshalb müssten die USA jetzt um ihrer eigenen Sicherheit willen – und um die eigene Wirtschaft zu stärken –, Europa wirtschaftlich und politisch helfen. Dabei ist in Washington von vornherein klar, dass eine solche Politik den Gegensatz zur Sowjetunion verstärken wird. Aber niemand hat vergessen, dass Stalin im Sommer 1939 einen Pakt mit Adolf Hitler geschlossen hatte. Und jetzt erlebt man entsetzt, wie rücksichtslos Stalin im von der Sowjetunion eroberten Osteuropa bürgerliche Politiker entmachtet und ihm hörige Regimes installiert.

Der Kalte Krieg bricht aus – und die inoffizielle Kriegserklärung ist eine mehrere Seiten lange Depesche, die George F. Kennan, Attaché an der US-Botschaft in Moskau, am 22. Februar 1946 an sein Außenministerium schickt: „Wir haben hier eine politische Macht, die fanatisch dem Glauben anhängt, dass es mit den Vereinigten Staaten keinen permanenten Modus vivendi geben kann, dass es wünschenswert und notwendig ist, die innere Harmonie unserer Gesellschaft zu vernichten, unsere traditionelle Lebensweise zu zerstören und die internationale Autorität unseres Staates zu brechen."

Von nun an reagieren die USA offensiv auf die sowjetische Politik. Am 12. März 1947 gibt Truman eine Doktrin zur „Eindämmung" sowjetischer Macht mit politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln bekannt. Drei Monate später wird der (nach dem US-Außenminister benannte) „Marshall-Plan" verkündet: Im Lauf der nächsten Jahre sollen rund 14 Milliarden Dollar an Hilfe nach Europa fließen – auch nach Deutschland. Das Programm steht zwar offiziell allen Nationen offen, doch Stalin verbietet seinen Satellitenstaaten, daran teilzunehmen, und so erhält auch die deutsche Sowjetzone nicht einen Dollar.

Die Deutschen haben in diesen politischen Auseinandersetzungen nicht mehr als Statistenrollen. Ihr Land ist zu einer Bühne des Kalten Krieges geworden, und ihre Politiker können nur jene Spielräume nutzen, die durch Uneinigkeit der Alliierten entstehen (und manchmal auch durch deren Großmut).

Drei Männer tun sich hierbei vor allen anderen in Ost und West hervor:

• Konrad Adenauer, CDU, 1876 geboren, von 1917 bis 1933 Zentrumspolitiker und Oberbürgermeister von Köln, bis ihn die Nazis aus dem Amt jagen; ein genialer Taktiker und als katholischer Rheinländer erfüllt von tie-

fem Misstrauen gegenüber Preußen und somit Berlin;

• Kurt Schumacher, SPD, Jahrgang 1895, Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, Reichstagsabgeordneter, dann jahrelang Häftling der Nazis; ein Mann, der als Soldat einen Arm und als Folge der Nazi-Haft ein Bein verloren hat, der die Kommunisten verabscheut, aber den Westen nicht unbedingt mag; ein Sozialist, der das Großkapital abschaffen will, aber ein Patriot, der leidenschaftlich für ein neutrales, sozialistisches und pazifistisches Gesamtdeutschland plädiert; ein mitreißender Redner, der das geschundene, aber aufrechte Deutschland verkörpert;

• Walter Ulbricht, 1893 geboren, erst SPD-, dann KPD-Mitglied, Reichstagsabgeordneter, als Emigrant in Moskau Überlebender der Stalinschen „Säuberungen"; zäh, skrupellos, Stalin gegenüber bedingungslos loyal, aber mit der Vision eines kommunistischen Gesamtdeutschland. Ulbricht ist im April 1945 im Gefolge der Sowjetarmee heimgekehrt.

Bereits am 6. Mai 1945 gründet Schuhmacher in Hannover einen SPD-Ortsverein, aus dem später die SPD in Westdeutschland hervorgehen wird. Am 11. Juni wird unter der Regie der „Gruppe Ulbricht" die KPD in Berlin wiederbegründet (ein Jahr später inszeniert Ulbricht in der Sowjetzone die Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED).

Am 17. Juni bildet sich in Köln ein Vorläufer der CDU – anders als die Linksparteien eine echte Neugründung: Während in der Weimarer Republik Katholiken meist das Zentrum gewählt haben und Protestanten liberal oder deutschnational, soll nun die „Christlich Demokratische Union" diese Stimmen bündeln. Die entscheidende Rolle in der CDU spielt Konrad Adenauer, wenn er auch erst 1950 Parteivorsitzender wird.

Adenauer sieht in einer Westintegration Deutschlands einzige Chance, einer braunen oder roten Diktatur zu entkommen – auch um den Preis, dass die 18 Millionen Landsleute in der Ostzone auf Dauer im sowjetischen Machtbereich verbleiben.

Mit dieser Überzeugung fügt er sich ideal in das amerikanisch-britische Konzept und ist auch für die Franzosen akzeptabel. Für Schumachers Vision dagegen erwärmt sich keine der vier Mächte, auch wenn niemand dies öffentlich zugibt.

1948 ist das Jahr der Entscheidung. Die Abschaffung der Zwangswirtschaft und die Einführung der D-Mark in den Westzonen am 20. Juni besiegelt die ökonomische Spaltung Deutschlands – denn drei Tage später bekommt auch die Sowjetzone eine Währungsreform.

Nun hat das Land zwei Währungen – und zwei Wirtschaftsordnungen. Denn während in Westdeutschland die Marktwirtschaft zu greifen beginnt, sind im Osten durch Enteignungen von Grund und Boden und Fabrikeigentum die Grundlagen einer sozialistischen Planwirtschaft geschaffen worden.

Stalin ist von nun an mit einem erstarkenden, potenziell feindlichen Westdeutschland konfrontiert. Beherrscht von den Westmächten, unterstützt mit Marshallplan-Dollars, ist es auf bestem Wege, zu einem potenten Gegner an der Westgrenze des sowjetischen Imperiums heranzuwachsen – ein Szenario, das Stalin bei Kriegsende auf jeden Fall hatte vermeiden wollen.

Getrieben von seiner Urangst vor Deutschland und der fast verzweifelten Hoffnung, diese Entwicklung doch noch zu stoppen, startet er die wohl spektakulärste Aktion des Kalten Krieges: die Berliner Blockade.

Am 24. Juni 1948 unterbrechen Sowjettruppen alle Land- und Kanalverbindungen nach Westberlin. Zwei Tage darauf antworten die USA und Großbritannien mit einer Luftbrücke. „Rosinenbomber" fliegen fortan Lebensmittel, Kohle und Versorgungsgüter in die eingeschlossene Stadt, insgesamt rund 1,5 Millionen Tonnen.

Die Luftbrücke wird zum Triumph des Westens. Knapp zwölf Monate später gibt die UdSSR auf und öffnet die Wege nach Westberlin – ohne Konzessionen erreicht zu haben. Aus den westlichen „Besatzern" sind in den Augen vieler Deutscher nun Verbündete geworden (wahrscheinlich hat die Luftbrücke die Deutschen wie nichts sonst auf die Westintegration eingestimmt). Und bei den Westalliierten gilt die einstige Nazihauptstadt fortan als

Die Führer der DDR (v. l.): Regierungschef Otto Grotewohl, Staatspräsident Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht, Generalsekretär des ZK der Staatspartei SED

liche Ideale – und das in einer ungeteilten Nation. Nur einer akzeptiert früh die Realität der Spaltung: Adenauer

Symbol des Kalten Krieges: Als die Sowjetarmee 1948/49 Berlin blockiert, versorgt eine Luftbrücke alliierter »Rosinenbomber« 15 Monate lang die Westsektoren der Stadt

das „tapfere" Berlin, als ein Symbol der freien Welt.

Noch während der Berliner Blockade engagiert sich vor allem Washington für die zügige Gründung eines eigenständigen Staates aus den drei Westzonen. Auf alliierte Initiative treffen sich im Sommer 1948 deutsche Verfassungsexperten der bereits 1945 und 1946 in den Westzonen gebildeten Länder, um eine demokratische Verfassung zu entwerfen. Um sie auszuarbeiten, bildet sich am 1. September 1948 aus Abgesandten der Länderparlamente der Parlamentarische Rat.

Den meisten Politikern ist bewusst, dass die Gründung eines westdeutschen Staates zugleich die endgültige Teilung Deutschlands bedeutet. Doch die Deutschen beugen sich den Alliierten, weil sie keine Wahl haben: Die Einheit können sie nicht erzwingen – und ein Provisorium aus drei *irgendwie* miteinander verbundenen Besatzungszonen scheint auf Dauer politisch und wirtschaftlich wenig stabil zu sein.

Ein Staat als Provisorium

Einer indes hat von Anfang an gegen die westdeutsche Lösung keine Bedenken: Konrad Adenauer, der Vorsitzende des Parlamentarischen Rates, der so zum wichtigsten Partner der Alliierten und zum prominentesten Repräsentanten des gerade entstehenden Staates wird.

Um das Provisorische des neuen Gebildes zu betonen, heißt die Konstitution, die der Parlamentarische Rat am 8. Mai verabschiedet und am 23. Mai 1949 verkündet, nicht „Verfassung", sondern „Grundgesetz". Die Bundesrepublik Deutschland wird der wohl einzige Staat der Welt, dessen Verfassung ihn ausdrücklich als vorübergehendes Phänomen kennzeichnet: als Staat auf Abruf, bis es vielleicht doch zur Wiedervereinigung kommt.

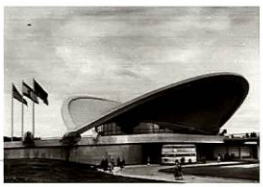
Deutschlands Teilung ist nun auch formal vollzogen. Am 14. August wählen die Westdeutschen den ersten Bundestag; die Union wird mit 31 Prozent stärkste Partei vor der SPD (29,2 Prozent). Einen Monat später wählt der Bundestag Konrad Adenauer zum ersten deutschen Bundeskanzler.

Stalin zögert die Gründung seines deutschen Staates hinaus – so kann er sich als Befürworter der deutschen Einheit darstellen, der nur auf vollendete Tatsachen im Westen reagiert. Tatsächlich aber hat schon seit dem 6. Dezember 1947 der von der SED dominierte „Deutsche Volkskongress" in Ostberlin die Verfassung einer Deutsche Demokratischen Republik beraten, deren Gründung schließlich am 7. Oktober 1949 verkündet wird. Unter Ulbrichts Führung wird die DDR zum Musterstaat des Stalinismus.

In der Bundesrepublik verabschiedet der Bundestag in den ersten vier Jahren 545 Gesetze – das Fundament des neuen Staates. Zu den großen Leistungen jener Gründerjahre zählen Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und Soziale Marktwirtschaft, die Aufnahme von rund acht Millionen Flüchtlingen – und die Westintegration.

Zwar ist der westdeutsche Staat außenpolitisch noch ein Mündel der Westalliierten. Aber schon jetzt werden entscheidende Weichen gestellt: Am 18. April 1951 unterzeichnet die Bundesrepublik den Vertrag über die Montanunion – die Urzelle der Europäischen Union. Und am 23. Oktober 1954 führt das zweite Kabinett Adenauer das Land in die Nato.

Die Bundesrepublik ist endgültig im Westen angekommen. □



Wirtschafts wunder

Die Niederlage liegt gerade fünf Jahre zurück. Doch schon sind die Fabriken ausgelastet und die Läden voll. Denn

Bildreihen jeweils von links: Delikatessen 1949; Ludwig Erhard; Rationalisierungsausstellung 1953; Ford Taunus; Bademode; Neubau; Fernsehmöbel; Urlaub für Berliner Kinder; Berlin nach der Blockade; Party; Erotik-Geschäft; Hausmittel; Wahlkampf 1953; Motorrad-Ausflug; Waschsalon; BMW-Isetta; »Mister Berlin« 1951; erste Linienflüge 1955; »Sissi«; Flüchtlingshäuser; Lufthansa 1. Klasse; VW; Parole in Mannheim 1948; Soraya; volle Regale 1948; Tennis-Star Gottfried von Cramm; BMW 502; Krönung Elisabeths II.; »Wunder von Bern«; Modenschau; »Schwarzwaldmädel«; Winterurlaub in Italien; Einbauküche; Waschpulverreklame; Kongresshalle Berlin; Kochkurs; DKW; Fabrikarbeit; US-Import; Tanzschule; Erhard auf Industriemesse 1953; Hochhaus; Boogie-Woogie-Meisterschaft; Seifenkiste; US-Manöver; Ohrensessel; »Miss Berlin« 1950; Weihnachts-»Lichtwochen« Essen 1956

jetzt gibt es die neue D-Mark, eine neue Politik, den Marshall-Plan – und einen neuen Krieg

Prof. Dr. Gerd Hardach, 61, lehrt Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Marburg

GEO EPOCHE: War das Wirtschaftswunder wirklich ein Wunder, Herr Professor?

Hardach: Es darf als Wunder gelten, weil es so überraschend kam.

Und sonst nicht?

Sagen wir es so: Der Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg hatte einige ungewöhnliche Aspekte. In Westdeutschland speziell zwei: zum einen die rasche materielle Verbesserung und zum anderen den Wandel von einem besiegten zu einem relativ wohlhabenden, international angesehenen Land. Und tatsächlich waren die wirtschaftlichen Zuwachsraten außerordentlich hoch. Das aber waren sie auch in anderen Ländern Westeuropas und in Japan.

Was erklärt das Tempo des Aufschwungs?

Zum einen die vorhandenen ökonomischen Strukturen. Zum anderen – und das halte ich für ganz besonders wichtig – die rasche Einbindung und Integration in die von den USA dominierte Weltwirtschaft. Denn das eröffnete die Möglichkeit, die US-Methoden in Massenproduktion und Massenabsatz zu studieren. Die enormen Wachstumsraten in Europa waren in hohem Maße der Übernahme amerikanischer Technologien und Absatztechniken zu verdanken.

Aber dieser Transfer muss doch auch Geld gekostet haben. Wie konnte das desolate Deutschland solche Innovationen und diese Wachstumsraten überhaupt finanzieren?

Vor allem durch den allgemeinen gesellschaftlichen Konsens über die Produktivität. Darüber, dass alle von der steigenden Produktivität profitieren, ohne dass die vorhandene Einkommensverteilung zwischen Unternehmern und Beschäftigten infrage gestellt wird. Da die Löhne Jahr für Jahr deutlich wuchsen, bestanden Arbeiter und Angestellte nicht darauf, dass sich die Einkommensverteilung zu ihren Gunsten ändert. Das hatte zur Folge, dass der Aufschwung sich weitgehend selber finanzierte – aus den außerordentlich hohen Unternehmergewinnen.

Und die Gewerkschaften blieben friedfertig?

Ja, sie akzeptierten, dass im Vordergrund die Reallohnerhöhung stand und nicht das Verteilungsproblem. Dass die große Masse des Kapitals relativ wenigen gehörte, hat damals keine soziale Unruhe geschaffen. In Deutschland gab es in jenen Jahren kaum Arbeitskämpfe. Nur wenige Arbeitstage gingen durch Streiks verloren.

Welchen Anteil hatte die Politik an diesem Aufschwung?

Wie groß der Einfluss der politisch gewollten Wirtschafts*ordnung* war, ist schwer zu sagen. Die entscheidendere Rolle spielte wohl die Wirtschafts*dynamik*. Denn dieses Wachstum durch Innovationstransfer gelang sowohl Ländern mit ausgeprägt marktwirtschaftlicher Ordnung wie Deutschland als auch kapitalistischen Ländern mit wirtschaftlicher Rahmenplanung wie Frankreich. Insofern war das Wachstum systemneutral.

War also Ludwig Erhard, der als „Vater des Wirtschaftswunders" gilt, von gar nicht so großer Bedeutung?

Doch, doch. Erhard entfesselte die Wirtschaft in Westdeutschland dadurch, dass er wirtschaftliche Konzentrationen bremste und Kartelle abschaffte, die in Deutschland eine lange Tradition hatten – etwa das Kohlensyndikat.

Erhard wollte damit den Wettbewerb fördern?

Ja. Mehr Wettbewerb, mehr Flexibilität.

Um den Aufschwung richtig einschätzen zu können: Wo stand Deutschland bei Kriegsende wirtschaftlich?

Ökonomisch war die berühmte „Stunde Null" sehr kurz. Denn die wirtschaftliche Infrastruktur hatte nicht so sehr unter Kriegszerstörungen gelitten, wie man allgemein glaubt, und es gab immer noch die gleichen qualifizierten Leute – Manager wie Arbeitnehmer.

Wie viel Industriekapazität war denn noch vorhanden?

Es kommt darauf an, wie man misst. Vergleicht man die Industriekapazität mit der von 1938, war der Bestand 1945 sogar höher. Denn während des Krieges war massiv investiert worden.

Die Industriekapazität war trotz der Bombardements der Alliierten höher?

Ja. Denn die hatten vor allem städtische Wohnviertel und Verkehrswege getroffen. Das wirkliche Problem war nach dem Krieg nicht so sehr die Zerstörung und auch nicht die von den Alliierten angeordnete Produktionsbeschränkung, sondern der Zerfall der Arbeitsteilung. Die Zonengrenzen waren anfangs echte Ländergrenzen – und zwischen den Westzonen und der SBZ blieben sie es ja mehr oder weniger auch. So musste aus Mangel an Austausch, an Kommunikation, an Transportmitteln der Wiederaufbau auf der Ebene der Städte und Landkreise beginnen. Es war die große Zeit der Bürgermeister und Landräte.

Die Produktionsmittel waren also durchaus vorhanden, nur jetzt nicht mehr miteinander vernetzt?

Ja, deshalb vor allem blieb die Produktion anfangs weit unter ihren Möglichkeiten. Nehmen Sie etwa den Zusammenbruch der Arbeitsteilung zwischen Landwirtschaft und Industrie. Was sollte vor der Währungsreform 1948 die Landwirte reizen, mehr zu produzieren, da sie doch nur wertloses Geld für ihre Produkte bekamen, mit dem sie weder Konsum- noch Investitionsgüter kaufen konnten? So wuchs die Unterernährung, was wiederum die industrielle Produktivität zusätzlich gedrückt hat.

Heißt das, die Leute konnten vor Entkräftung gar nicht so viel arbeiten, wie sie wollten?

Ja. Andererseits veranlassten gerade Erfahrungen mit der Not in den kalten Hungerwintern 1946 und 1947 die Westmächte, die wirtschaftliche Rekonstruktion ihrer Zonen voranzutreiben.

War das Motiv nicht der sich immer stärker abzeichnende Kalte Krieg, der vor allem die Amerikaner bewegte, den Westen Deutschlands mehr als vorgehabt zu fördern?

Ökonomisch hat der Krieg Deutschland weniger geschadet als vermutet

Einst hieß es: »Führer befiehl – wir folgen!« Jetzt machen die Deutschen Ludwig Erhard zur Leitfigur

Es gab innere wie äußere Gründe. Bis Frühjahr 1947 haben auch die Westmächte an der Wirtschaftseinheit Deutschlands festgehalten, wie im Potsdamer Abkommen vorgesehen. Und einem Wandel von der restriktiven zu einer konstruktiven Besatzungspolitik in ganz Deutschland hätte auch die UdSSR zugestimmt – wenn ihr eine Mitsprache über das Ruhrgebiet, insbesondere die Kohle, und Reparationen auch aus der Industrieproduktion des Westens zugestanden worden wären. Das aber haben Amerikaner und Briten den Russen verweigert – anders als den Franzosen, die man in den Wiederaufbau einbinden wollte.

Aber auch die Westmächte haben ja auf Reparationen bestanden, etwa in Form der Demontagen von Industrieanlagen. Wie sehr haben die der Wirtschaftsentwicklung in den Westzonen geschadet?

Wenig. Denn diese Reparationen und Demontagen im Wert von insgesamt einer halben Milliarde Dollar bauten zum Teil Überkapazitäten ab, die man sowieso nicht brauchte. Die Demontagen betrafen nur etwa fünf Prozent des westdeutschen Industriepotenzials – und wurden später angesichts der hohen Investitionsraten zu Zeiten des Aufschwungs in einem einzigen Jahr wettgemacht.

Wie lange haben die drei Westmächte Reparationen verlangt?

Die letzten wurden 1951 abgeliefert. Substanziell aber haben die Reparationen Ende 1949, nach Gründung der Bundesrepublik, aufgehört.

Und im Osten Deutschlands?

Nach einer Phase umfänglicher Demontagen hat die UdSSR umgestellt auf Reparationen aus der laufenden Produktion. Es war effizienter, die Werke an Ort und Stelle zu lassen und sie in sowjetisches Eigentum zu überführen. Das waren die „Sowjetischen Aktiengesellschaften", die den größten Teil ihrer Produktion in die Sowjetunion exportieren mussten – unentgeltlich. Erst 1954 wurden sie an die DDR übertragen, abgesehen von Ausnahmen, etwa dem Uranerzbergbau in Wismut/Aue.

Stimmt die These, dass durch die hohen Reparationen an die Sowjetunion die SBZ und später die DDR die Kriegsschuld Deutschlands praktisch allein abgetragen haben?

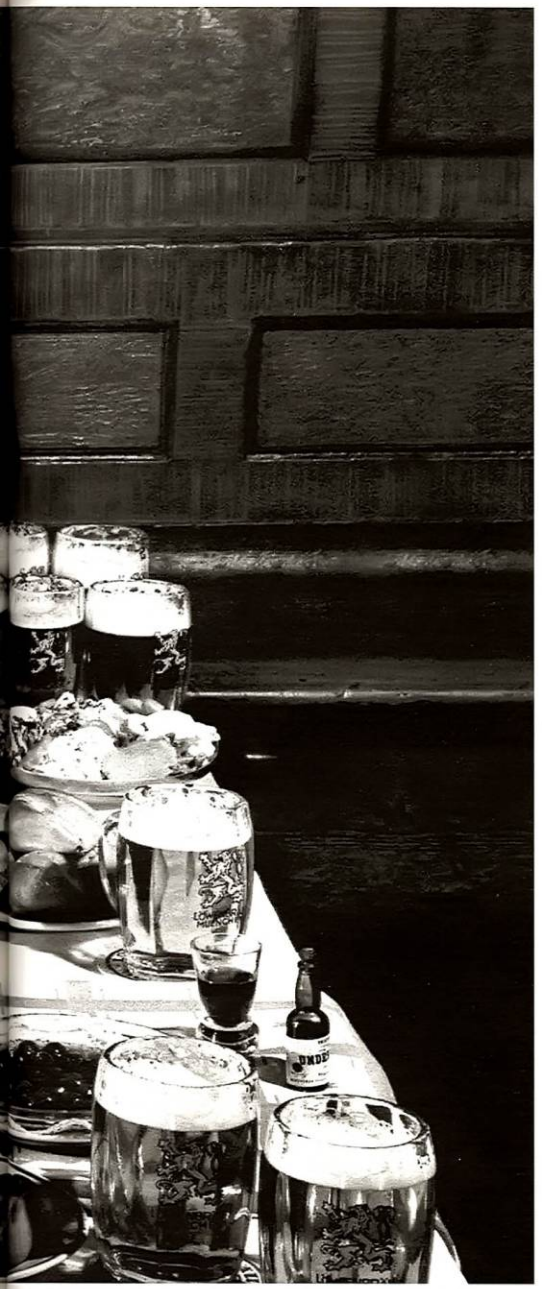
Tatsache ist, dass der Wert der Auslandshilfe, den die Westzonen erhielten, *größer* war als der Wert der Reparationen, die sie abliefern mussten. Dagegen haben die Sowjetzone und später die DDR Reparationen zu leisten gehabt, aber *keinerlei* Auslandshilfe erhalten. Insofern waren die Ausgangsbedingungen im Osten eindeutig schlechter. Entscheidend für das unterschiedliche Wachstum in West und Ost aber war das nicht. Es waren die unterschiedliche Wirtschaftsordnung und -dynamik und die unterschiedliche Einbindung in den Weltmarkt. Das muss man deutlich sagen.

Warum hat die Idee des US-Finanzministers Morgenthau, Deutschland zu einem Agrarland zu machen, nach dem Krieg keine Rolle mehr gespielt?

Vom Morgenthau-Plan aus dem August 1944 – einer Folge der ersten Nachrichten über die KZ-Gräuel – sind Roosevelt und Churchill schon Anfang September 1944 wieder abgerückt. Am Ende haben die Alliierten die Produktionsbeschränkungen verworfen und sich entschieden, Deutschland künftig dadurch unter Kontrolle zu halten, dass man beide Teile in die jeweiligen Bündnissysteme integriert.

Wie passt zu dieser eher skeptischen Politik gegenüber Deutschland der Marshall-Plan, der als großzügige Aktion der USA gilt, dem besiegten, hungernden Land wirtschaftlich wieder aufzuhelfen?

Man könnte sagen, es gab zwei Marshall-Pläne. Der eine war durch die Vorstellung von einer großmütigen Wiederaufbauhilfe geprägt. Der andere Marshall-Plan aber war das Instrument einer Politik, der die kühle Überlegung zugrunde lag, dass die wirtschaftliche Erholung Europas, also auch der Westzonen Deutschlands, im europäischen Kontext geschehen müsse, insbesondere



Die Jahre der Entbehrung sind vorbei. Die »Fresswelle« schwappt über das Land

Amerikaner organisieren die deutsche Währungsreform

durch die Wiederherstellung der internationalen Arbeitsteilung. Der Marshall-Plan, offiziell European Recovery Program (ERP), sollte die Europäer zum Abbau der Zollmauern bewegen, die sie zum Schutz ihrer Industrien insbesondere gegenüber den überlegenen USA errichtet hatten. Er sollte Devisenhilfe bereitstellen, bis die wachsende Produktivität in Europa zu einem ausgeglichenen Handel führt.

Also flossen Marshall-Plan-Dollars gar nicht der Industrie zu, sondern den Regierungen zur Finanzierung ihrer Außenhandelsdefizite?

Zunächst ja, aber dann folgte der zweite Schritt: Die Importeure mussten die Waren, die sie im Rahmen des ERP-Programms einführten, ja in eigener Währung bezahlen – und dieses Geld ging an so genannte Gegenwert-Fonds. Ein Drittel der in dem deutschen ERP-Fonds angesammelten Mittel wurde später von der Bundesrepublik an die USA zurückgezahlt, zwei Drittel aber blieben im Lande – und die sind als Kredite mehrfach für verschiedene deutsche Schwerpunktprogramme vergeben worden. „ERP-Mittel" verwaltet die Kreditanstalt für Wiederaufbau bis heute.

Über welche Summen reden wir hier?

Das gesamte ERP-Programm mit insgesamt 16 Mitgliedsländern umfasste bis 1952 rund 14 Milliarden Dollar, Westdeutschland erhielt davon gut 1,6 Milliarden. Folgenreicher aber als die finanzielle Hilfe war die von den USA geforderte und in der Bizone …

… dem aus der britischen und der amerikanischen Besatzungszone gebildeten „Vereinigten Wirtschaftsgebiet" …

… durchgesetzte Liberalisierung der Wirtschaftspolitik, besonders der Außenwirtschaftspolitik, die unter dem Anstoß des Marshall-Plans 1948 auch tatsächlich zu greifen begann.

Im berühmten Jahr 1948 …

… ja, das Jahr 1948 bedeutete für Deutschland eine wahre wirtschaftspolitische Wende: Der Marshall-Plan trat in Kraft, die Wirtschafts- und die damit verbundene Währungsreform. Alles drei hing zusammen. Die Amerikaner wussten: Deutschlands Wiedereingliederung in die europäische Wirtschaftsordnung konnte nur gelingen, wenn eine funktionierende Währung geschaffen wurde. Und so führten sie – nachdem sie die Briten und auch die Franzosen davon überzeugt hatten – am 20. Juni 1948 in allen drei Westzonen die D-Mark ein.

Wie kam es damals zu der Abwertungsrate, nach der Ersparnisse im Wert von 100 Reichsmark nur noch 6.50 D-Mark wert waren?

Tatsächlich entsprach das ziemlich genau der verbliebenen realen Kaufkraft der Reichsmark – sogar auf dem Schwarzen Markt. Von sämtlichen Reichsmark-Gutha-

ben, Konten, Lebensversicherungsansprüchen, was auch immer, blieben den Westdeutschen am Ende nur 6,5 Prozent.

Wurden gleich mit der Einführung der D-Mark alle Rationierungen aufgehoben?

Nein. Anfangs nur bei einigen Konsumgütern und nicht einmal sofort bei den Lebensmitteln. Aber das Entscheidende im Juni 1948 war, dass die Absicht verkündet wurde, die Planwirtschaft abzuschaffen und die Marktwirtschaft einzuführen. Das hat sich dann über Jahre hingezogen.

Was konkret hat Ludwig Erhard 1948 in die Wege geleitet?

Erhard, damals Wirtschaftsdirektor der Bizone, hat in deren Wirtschaftsrat ein „Leitsätzegesetz" vorgelegt – ein Regelwerk von nur einer halben Seite mit ganz wenigen Paragrafen. Die besagten, dass fortan der Markt das Wirtschaftsgeschehen bestimmen solle. Und der Wirtschaftsrat hat dem zugestimmt. Erhard hat daraufhin, gleichzeitig mit der Währungsreform, bestimmte Konsumgüter aus der Bewirtschaftung entlassen.

Stimmt es, dass die Alliierten verärgert über Erhards Aktion gewesen sind?

Das gehört zu den Mythen, die Erhard hinterher selber pflegte: Der amerikanische Militärgouverneur Clay habe ihn zu sich zitiert und erklärt, ohne Zustimmung der Alliierten gebe es kein Gesetz. Erhard habe tapfer entgegnet, er habe gar kein Gesetz *gemacht*, sondern welche *aufgehoben*. Selbstverständlich aber haben der britische und der amerikanische Militärgouverneur das Leitsätzegesetz samt den begleitenden Freigaben genehmigt. Das Gesetz lag ja auch in der Logik des Marshall-Plans.

Und wie haben die Deutschen auf diese Liberalisierung reagiert?

Es ist sehr fraglich, ob die Politik der Marktwirtschaft damals mehrheitsfähig gewesen wäre, wenn man offene politische Verhältnisse gehabt hätte, ohne alliierte Kontrolle. Denn zwar war das Geld nun wieder etwas wert. Aber von den Waren, die sich nun in den Schaufenstern stapelten, konnten sich große Teile der Bevölkerung nicht viel kaufen.

Es wurde auf einmal wieder sichtbarer, wer reich war und wer arm?

Richtig. Denn gleichzeitig mit der Freigabe von Produktion und Verteilung der Konsumgüter wurden ja auch die Preise freigegeben, in der Erwartung, dass der Markt sie reguliere. Die Folge: Die Preise stiegen um knapp 20 Prozent – während die Löhne kontrolliert blieben. Daraufhin kam es im November 1948 zum ersten und bisher einzigen Generalstreik in Westdeutschland – mit der zentralen Forderung der Gewerkschaften, die Bewirtschaftung wieder einzuführen.

Kurz darauf aber fielen die Preise doch wieder?

Ja, es kam 1949 sogar kurzfristig zu einer Deflation. Erhard hatte nicht nur Mut und Geschick, sondern am Ende auch Glück.

Abgesehen davon, dass immer mehr Leute arbeitslos wurden …

… bis 1950 wuchs die Arbeitslosigkeit auf rund zehn Prozent. Denn weil Geld vor der Währungsreform wenig Kaufkraft hatte, hatten die Unternehmen, statt nutzlose Bargeldbestände zu horten, sehr großzügig Arbeitskräfte eingestellt für wenig produktive Aufräumarbeiten. Mit der Währungsreform setzte dann ein so drastischer Arbeitsplatz-Abbau ein, dass ihn selbst der anlaufende Aufbauboom nicht auffing.

Was tat die neu gewählte Bundesregierung dagegen?

Zunächst gar nichts. Ludwig Erhard, nun Bundeswirtschaftsminister, beharrte darauf, dass der Markt dieses Problem regeln würde. Erst auf Druck der Alliierten legte Bonn schließlich Arbeitsbeschaffungsprogramme auf. Doch was den Arbeitslosen und der deutschen Wirtschaft entscheidend half, war der Korea-Krieg, der im Sommer 1950 begann. Die Kriegsbeteiligten – auf westlicher Seite hauptsächlich die USA, Großbritannien und Frankreich – forcierten die Rüstungsproduktion, was einen erheblichen Teil ihrer Produktionskapazität absorbierte. In diese Lücken trat die Bundesrepublik, die keine Rüstungsgüter produzierte …

… auch noch nicht durfte …

… was ein enormer Vorteil war – nicht nur für das aktuelle Geschäft, sondern strukturell. Volkswirtschaftlich gesehen, vergeudet die Rüstungsindustrie viel Talent von Ingenieuren und Facharbeitern und viel Kapital in die Produktion technisch hochwertiger Güter, die überhaupt nicht produktiv sind.

Somit konnte die Bundesrepublik alle Ressourcen in die Entwicklung ihrer zivilen Industrie stecken?

Ja, der Korea-Boom war der Einstieg in eine Investitionsgüter-Exportkonjunktur. Und als der direkte Einfluss des Korea-Krieges Mitte 1951 aufhörte, war die westdeutsche Wirtschaft bereits stark auf hochwertige Investitionsgüter konzentriert – Maschinenbau, Elektro- und chemische Industrie – und traf auf nunmehr anhaltend expandierende Märkte in praktisch allen Ländern der kapitalistischen Welt. Schon Mitte der fünfziger Jahre näherte sich die Bundesrepublik der Vollbeschäftigung.

Wie stark profitierte der deutsche Exportboom davon, dass die D-Mark damals stark unterbewertet war?

Das war eine Art zusätzlicher Exportprämie. Weil die Wechselkurse festgelegt waren – bis 1973 kostete ein Dollar 4,20 Mark –, konnten deutsche Produkte auf dem Weltmarkt sehr preiswert angeboten werden. Die deutsche Währung hätte nach dem Urteil von Sachverständigen schon Mitte der fünfziger Jahre aufgewertet werden können – die Bundesrepublik wies seit 1952 regelmäßig Exportüberschüsse auf.

War das Wirtschaftswunder also nichts anderes als ein Exportboom?

Ohne den wachsenden Export wäre es wohl kaum entstanden. Aber dann verstärkte der Aufschwung sich selbst, weil infolge der Mas-

November 1948: Generalstreik gegen Erhards freie Marktwirtschaft

Während die Ökonomen im Westen dem Markt vertrauen, propagiert die Konkurrenz im Osten Planwirtschaft und Normerfüllung. Und unablässig müssen sich die Bürger der DDR – wie hier die Belegschaft des Kombinats Eisenhüttenstadt – zum Vorbild Sowjetunion – auch in der Wirtschaftspolitik – bekennen

senproduktion die Kaufkraft wuchs und sich die Konsumenten nun viel mehr leisten konnten. Man spricht ja von der Fresswelle, dann der Motorisierungswelle, der Wohnungs- und der Urlaubswelle.

Was ist von der These zu halten, der Aufschwung sei auch deshalb eingetreten, weil die Deutschen damals besonders fleißig waren?

Leider kann man so etwas ökonomisch nicht allzu gut einordnen. Wir Wirtschaftswissenschaftler haben nun einmal viele wirklich wichtige Fragen bisher nicht geklärt – so auch nicht, in welchem Maße sich Arbeitsmotivation auswirkt. Mit Sicherheit aber war die Motivation damals von zwei Aspekten bestimmt. Einmal von der „Produktivität des sozialen Friedens" – es gab eben nur wenige Streiks. Zum anderen war die Gesellschaft im Umbruch, die Deutschen waren arm, vor allem die Vertriebenen und die Ostflüchtlinge.

Was folgt daraus?

Aus dieser Armut, dieser nackten Armut wollten die Menschen herauskommen – durch Arbeit, egal, wo sich welche fand. Für einen Kühlschrank oder einen Staubsauger, damals eine Rieseninvestition, arbeitete man mit einer Emsigkeit, die heutzutage den Arbeitsimmigranten zugeschrieben wird. Und erst recht, um aus einer „Nissenhütte" in ein Siedlungshäuschen umzuziehen.

Steckte hinter solcher Arbeitswut womöglich auch der bewusste oder unbewusste Antrieb, die Verstrickungen in die Hitlerzeit durch etwas moralisch so Einwandfreies wie harte Arbeit zu kompensieren?

Dafür finde ich keine Belege. Deutlich aber wird, dass das „Dritte Reich" als eine Zeit der staatlichen Übermacht erlebt worden ist. Und da hatte die Marktwirtschaft, die heute etwas aufdringlich gepredigt wird, durchaus ein antifaschistisches, befreiendes Element. Zumal Deutschlands Marktwirtschaft keineswegs so rabiat war wie die der USA.

Die deutsche Wirtschaftspolitik ist ja auch sehr durch den Begriff „Soziale Marktwirtschaft" geprägt worden. Stimmt es, dass nicht Ludwig Erhard, sondern dessen späterer Staatssekretär und Cheftheoretiker Müller-Armack sie konzipiert hat?

Von Alfred Müller-Armack stammt nur das Etikett. Den Begriff „Soziale Marktwirtschaft" hat dann Konrad Adenauer im Frühjahr 1949 mit Inhalt gefüllt. Dem Arbeitnehmerflügel der CDU – die im Februar 1947 ja das sehr linke Ahlener Programm beschlossen hatte – wurde klar, dass mit Ludwig Erhard nicht nur eine Wirtschaftsreform begonnen hatte, sondern eine ganz andere Politik. Zu Beginn des Wahlkampfs 1949 gab es deshalb bei den Linken in der CDU erhebliche Unruhe. Und Adenauer hat dann versöhnend behauptet, das Ahlener Programm gelte nach wie vor. Taktisch geschickt argumentierte er, die Marktwirtschaft, die man im Sommer 1948 eingeführt habe, sei ja schließlich eine „Soziale" Marktwirtschaft. Adenauer hat möglicherweise den von Müller-Armack gehörten Begriff aufgegriffen und seinen Arbeitnehmerflügel damit ruhig gestellt.

Hat nicht Adenauer dann aber auch entsprechende Gesetze durchgebracht, zur Betriebsverfassung, zur Mitbestimmung, zur Rentenreform?

Ja, und das gegen Erhard, der da sehr gemauert hat. Für die Reform zum Beispiel, mit der die Altersrenten dynamisiert, also der wirtschaftlichen Entwicklung angegli-

Bildreihen jeweils von links: die alte Reichsmark; Wahl zur »Miss Berlin« 1950; Erhard mit Mercedes 300 auf dem »Internationalen Autosalon« 1951; der Boxer Bubi Scholz; »Rosinenbomber«; Goliath GP 700; Landwirtschaftsminister Heinrich Lübke 1956; Hans Albers; »Gastwirts- und Konditorenmesse« 1951; »Grüne Woche« 1951; Schönheitswettbewerb; US-Care-Pakete für die Luftbrücke; Werbung für Opel Kapitän; Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche; Protest gegen Demontage 1950; GIs im Tanzlokal; Großraumbüro; Hildegard Knef und Hardy Krüger; »Intelligenztest« für »Miss Köln«; VW-Chef Heinrich Nordhoff; Warenauslage; Karneval 1949; »Mister Berlin«; Blechspielzeug; Währungsreform; Löffelhardt-Design; Cornelia Froboess; »Ich denke oft an Piroschka«; gespendete US-Waggons; Modegeschäft; Pelzwerbung; Diktat; Borgward 56 Hansa; Fleischerei 1949; Herbert von Karajan; Produktionsrekord 1955

Der Vater der Sozialen Marktwirtschaft: Konrad Adenauer

chen wurden, hat Adenauer später wie ein Löwe gekämpft. Er hatte einen wachen Sinn für die Notwendigkeit von Sozialpolitik und war offenbar froh, dass er einen so guten Begriff wie Soziale Marktwirtschaft dafür gefunden hatte.

Den er auch als Waffe gegen die Sozialpolitiker der SPD benutzen konnte?

Das hat er. Erst im Wahlkampf 1953 machte die SPD ihren Frieden mit der Sozialen Marktwirtschaft, die sie bis dahin ausdrücklich abgelehnt hatte.

Und die dann zu einem Kernbegriff für das politische Selbstverständnis der Deutschen geworden ist ...

... obwohl sie erst im Mai 1990 in einem Regierungsdokument als Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik definiert wurde – nämlich im Vertrag über die Währungs- und Sozialunion mit der DDR. Bis dahin fand sich der Begriff außer in CDU-Wahlkampfprogrammen nirgends: in keinem Gesetz, keiner Verordnung. Erst in jenem Vertrag – also gegen Ende der alten Bundesrepublik – steht ausdrücklich, dass die DDR die Wirtschaftsordnung der Sozialen Marktwirtschaft übernimmt.

Was, Herr Professor Hardach, wäre aus dem Wirtschaftswunder für die Probleme der Gegenwart zu lernen?

Es ist nicht wiederholbar. Aber einiges aus jener Aufschwungzeit könnte auch heute eine Rolle spielen. Vor allem der Konsens darüber, dass alle von steigender Produktivität profitieren, ohne dass die Einkommensverteilung zwischen Unternehmern und Beschäftigten infrage gestellt wird. Ein solcher Interessenausgleich ist als Grundlage für eine gute wirtschaftliche Entwicklung auch in Zeiten langsamen Wachstums wie heute hilfreich.

Aber das ist alles andere als ein „Wunder" ...

... gewiss, der Begriff „Wirtschaftswunder", der in den fünfziger Jahren aufgekommen ist, wurde ja schon in den Sechzigern ziemlich ironisch gebraucht. Und zwei Leuten hat er gar nicht gefallen, nämlich Ludwig Erhard, der ihn ablehnte, weil er meinte, alles sei ein Erfolg *seiner* Wirtschaftspolitik. Und der andere war Ludwig Rosenberg, der spätere Chef des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Der hat das „Wunder" als Ergebnis des Fleißes von Millionen strebsamer Werktätigen gesehen.

Und ganz unironisch: Was genau war das Wirtschaftswunder am Ende?

Kurz gesagt: das Ergebnis guter struktureller Voraussetzungen, günstiger politischer Rahmenbedingungen, einer international störungsfreien Entwicklung – und harter Arbeit. □

Mit Professor Hardach sprachen **Ernst Artur Albaum, Christoph Kucklick** und **Dr. Josef Schmid.** Besonders in Veröffentlichungen wie „Der Marshall-Plan" und „Reform und Krise der Sozialen Marktwirtschaft" hat Hardach die deutsche Nachkriegswirtschaft analysiert.

Mit einfacher, »realitätsnaher« Sprache wagt ein kleiner Dichterzirkel 1947 den literarischen Neubeginn – und

GEGEN SKLAVENDICHTER UND PANFLÖTENBLÄSER

VON HANS-ULRICH TREICHEL

Es war schon ein Glücksfall, dass der Schriftsteller Hans Werner Richter auch ein Talent für das Organisieren hatte. Denn dieser seltenen Kombination ist die Existenz einer Vereinigung zu verdanken, die wie keine andere das literarische Leben der Nachkriegszeit geprägt hat: die Gruppe 47.

Strittig ist allerdings, ob die Autoren, die sich unter Richters Ägide zusammenfanden, ohne diesen unermüdlichen Mentor, Impresario und gelegentlichen „Diktator" (Marcel Reich-Ranicki) anders geschrieben hätten. Reich-Ranicki, ebenfalls aktiv in der Gruppe, meint, dass die auf deren Tagungen gelesenen Texte „gewiss auch ohne diese Probebühne entstanden, die Literaturgeschichte also nicht anders verlaufen" wäre.

Von der späteren kulturpolitischen Rolle der Gruppe 47 kann der gelernte Buchhändler Hans Werner Richter freilich noch nichts ahnen, als er 1947, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft, eine Reihe von Autoren in das Haus der Kollegin Ilse Schneider-Lengyel an den bayerischen Bannwaldsee einlädt. Man reist Dritter Klasse und mit Rucksäcken an und freut sich auf Hechte aus dem See.

Die Gäste sind allesamt Mitarbeiter der von Richter und Alfred Andersch herausgegebenen Zeitschrift „Der Ruf", die von den Amerikanern gerade wegen „Nihilismus" und unzulässiger Kritik an den Besatzungsmächten verboten worden ist.

Das Treffen soll dazu dienen, über eine neue Zeitschrift namens „Der Skorpion" nachzudenken und dann eigene Texte zu diskutieren.

Wie Richter später erzählt, begründet sich schon bei diesem Treffen, das vom 6. bis zum 7. September 1947 stattfindet und an dem unter anderem Walter Kolbenhoff, Wolfgang Bächler, Wolfdietrich Schnurre sowie Nicolaus Sombart teilnehmen, ein unbedingtes Zusammengehörigkeitsgefühl" – und ebenso das neue realistische Literatur- und Stilverständnis der Gruppe.

Richter nennt es „die Reduzierung der Sprache auf das Notwendige, eine Abkehr vom Leerlauf der schönen Worte und eine Hinwendung zu ihrem unmittelbaren Realitätsbezug". Wolfgang Weyrauch prägt später das Wort vom befreienden „Kahlschlag" in der Literatur.

Der nicht zuletzt von der amerikanischen Short story beeinflusste Realismus der Gruppe wendet sich gegen zweierlei: einmal gegen die ideologisch und propagandistisch missbrauchte Sprache und Literatur der nationalsozialistischen Autoren, zum anderen gegen die Daheimgebliebenen, die während der Diktatur in eine „Sklavensprache" (Richter) gezwungen waren und zur Flucht in allegorische, mythisierende und seelensucherische Texte. Diese Autoren der „Inneren Emigration" stehen für das, was man in der Gruppe „Kalligrafie" nennt: die Schönschreiberei von „Panflötenbläsern", eine Literatur der „Zeitferne und Traumverlorenheit".

Tatsächlich dominiert diese Art von Literatur in der unmittelbaren Nachkriegszeit. „Auf eine Verinnerlichung unseres Daseins kommt heute alles, alles an", schreibt der Historiker Friedrich Meinecke 1946 in seinem Buch „Die deutsche Katastrophe" und propagiert die Gründung von „Goethegemeinden" zum Zwecke der Jugenderziehung.

Auch Werner Bergengruen („Der Großtyrann und

Jeder muss sich dem Urteil der Kollegen stellen: Beim Berliner Treffen 1955 liest Wolfgang Hildesheimer vor (von links) Heinrich Böll, Hans Werner Richter, Martin Walser und Milo Dor. Dahinter Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger, Christopher Holme und Christopher Sykes

Hans Werner Richter (stehend vor Siegfried Unseld, Erich Fried, Fritz J. Raddatz u. a.) wählt jene Autoren aus, die ihre Texte vorstellen dürfen, eröffnet die Kritik – und entzieht jedem, der vom Thema abweicht, das Wort

das Gericht") oder Hans Carossa („Ungleiche Welten") wollen mit ihren damals viel gelesenen Büchern der historischen Katastrophe durch Rückbesinnung auf das Bildungserbe begegnen – oder mit dem, was der dem KZ Buchenwald entkommene Ernst Wiechert im Titel eines seiner bekanntesten Werke „Das einfache Leben" genannt hat.

Ebenfalls zählen zu dieser konservativ-restaurativen Literatur Wilhelm Lehmanns „naturmagische" Lyrik, Hermann Kasacks – überaus erfolgreicher – allegorischer Roman „Die Stadt hinter dem Strom" (1947) und Elisabeth Langgässers von christlicher Schuldmetaphysik geprägte „Märkische Argonautenfahrt" (1950).

Man wirft diesen Autoren zu Recht Realitätsverleugnung vor, doch offensichtlich kommen sie mit ihrem Bildungspathos, ihrer Naturschwärmerei und ihren christlichen Humanitätsbekenntnissen einem Bedürfnis entgegen: nach Lebenshilfe, Trost, nach humanistisch-bildungsbürgerlicher Besänftigung oder metaphysischer Zeitdiagnose. Dabei sind durchaus auch ganz andere, zeitkritische Bücher am Markt – Eugen Kogons „Der SS-Staat" etwa, eine Analyse des nazistischen Terrorsystems, oder Theodor Pliviers Roman „Stalingrad".

Literaturelite oder »kastrierte Truppe«?

Die Autoren der Gruppe 47 indes wollen einen radikalen Neuanfang – und vor allem ein Text gilt dafür als Beispiel: Günter Eichs 1945 entstandenes Gedicht „Inventur", das sich auf die elementarsten Dinge des Alltags besinnt und dessen erste Zeilen lauten: „Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel, / hier mein Rasierzeug / im Beutel aus Leinen."

Allerdings handelt es sich bei diesem Text um die Paraphrase eines Gedichts des tschechischen Schriftstellers Richard Weiner (1884–1937), das die bürgerliche, behaglich-saturierte Welt des französischen Stilllebenmalers Jean-Baptiste Chardin porträtiert: „Dies ist mein Tisch, / Dies ist mein Hausschuh, / Dies ist mein Glas, / Dies ist mein Kännchen. / Dies meine Etagere, / Dies meine Pfeife / Dose für Zucker (...) Esse am liebsten / Spargel mit Sauce, / Wildpret auf Pfeffer, / Erdbeer mit Creme."

Die Tatsache, dass Günter Eich das Gedicht Weiners variiert, macht fast lehrbuchhaft deutlich, dass auch die Autoren der Gruppe 47 keine Literatur des gleichsam voraussetzungslosen Neuanfangs erschaffen, dass die angebliche Literatur des Kahlschlags ein Mythos ist.

Doch das schadet durchaus nicht der Karriere der Gruppe 47, zu der schließlich auch Autoren und Kritiker wie Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll, Günter Grass, Hans Magnus Enzensberger, Siegfried Lenz, Wolfgang Hildesheimer, Ilse Aichinger, Joachim Kaiser, Fritz J. Raddatz zählen. Ebenso wenig, dass sich das ursprüngliche Realismusprogramm zugunsten einer Stilvielfalt wandelt.

Selbst Thomas Manns Wort von der „Rasselbande" mit „dreister Schnauze" bringt das Renommee der Gruppe kaum ins Wanken – schon gar nicht die Schmähung des CDU-Politikers Josef Hermann Dufhues von der „Geheimen Reichsschrifttumskammer" oder Robert Neumanns Bemerkung von einer mafiaähnlich organisierten „kastrierten Truppe", die vor allem der gegenseitigen Zuschanzung von Literaturpreisen und gut dotierten Aufträgen diene.

Schließlich residiert Günter Grass, als Nobelpreisträger prominentester lebender 47er, auch heute noch in der Chefetage des deutschen Literaturbetriebs. Und längst ist die sich einst so revolutionär gebärdende Gruppe 47 – die sich 1977, also zum Dreißigsten, feierlich aufgelöst hat – als kultureller Meinungsführer nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem ehrwürdigen Forschungsgegenstand der Germanistik geworden. □

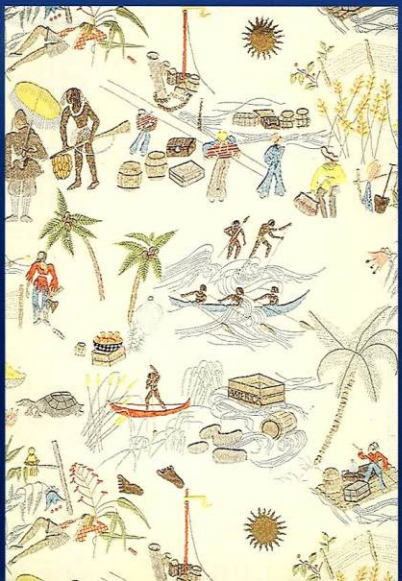
Hans-Ulrich Treichel, 50, lehrt Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig. Von ihm stammt auch der Beitrag auf Seite 100.

TEXT: THOMAS EDELMANN
FOTOS: HEINER MÜLLER-ELSNER

ZEIT GESCHMACK

Sehnsucht

Die nackte Not beginnt zu weichen, der Wiederaufbau ist in Schwung, das Lebenswichtigste angeschafft, und bei den Deutschen wächst die Lust an der Entdeckung dessen, was das Leben schöner macht. Mit ungezügeltem, naivem Optimismus begeistern sie sich für das Moderne: für den Fortschritt wie für neu entwickelte Produkte. Und immer häufiger werden diese von »Produktgestaltern« entworfen, die mit Formen und Motiven experimentieren. Damit zielen sie auch auf die deutsche Sehnsucht nach der Ferne, entwerfen Traumbilder der Fremde, die sich die Menschen nun in die Wohnung holen. Mit der Tapete »Robinson«, mit Keramikvasen, die von der Südsee schwärmen, mit dem Porzellan-Kopf eines asiatischen Mädchens zelebriert das Design der frühen Fünfziger die Reisewelle der Deutschen, noch ehe sie begonnen hat



Formenspiel

Vorbilder suchen manche deutsche Designer der Fünfziger in Formexperimenten der modernen Kunst und gelangen so zu organischen Gebilden, zum kategorischen Verzicht auf den rechten Winkel. Wie etwa Fritz Heidenreich mit seiner Vase, die unter dem Spitznamen »Schwangere Luise« bekannt wird. Dennoch sind die Produkte vom Nutzwert bestimmt – der Eierbecher, den Wilhelm Wagenfeld 1953 für die Firma WMF entwirft, lässt sich leicht greifen, stapeln und reinigen. Wagenfeld ist es auch, der 1954 die Verwissenschaftlichung des Design propagiert: »Das Formfinden kann zu Problemen führen, die gelöst werden müssen wie eine Forschungsaufgabe im Labor.« Max Bill, Architekt und Designer, setzt den Begriff »Gute Form« gegen die gestalterischen Exzesse mancher Kollegen. An seiner »Küchenuhr mit Kurzzeitmesser« addiert er deren Elemente schlicht, statt sie modisch zu integrieren. Selbst die Bundesbahn orientiert sich am Zeitgeist. Futuristisch und elegant gerundet, präsentiert sich ihr neuer dieselgetriebener »Trans-Europ-Express« der wachsenden Zahl von Zahlungskräftigen: Er führt ausschließlich erste Klasse

JUNGHANS

MECH. WEBEREI PAUSA A-G
MÖSSINGEN BEI TÜBINGEN

Verführung

Schwung, weichen Konturen und ausgewogenen Proportionen. Nach den eleganten Linien eines Mercedes 300 SL, dessen Glanz die Erfolgreichen der frühen Fünfziger auf sich selber lenken wollen. Vor der unbändigen Kraft dieses Fahrzeugs warnen sogar dessen Konstrukteure: Man könne damit in einen Geschwindigkeitsrausch fallen, der »nur noch von menschlichem Können begrenzt« sei. Wie kaum ein anderes Produkt in dieser Zeit symbolisiert der Flügeltürer das Verlangen nach immer mehr Fortschritt und Wachstum, nach immer mehr Komfort

Wir sind wieder wer, sagen die Deutschen, und wollen es auch wieder zeigen. Etwa wenn eine Kunstweberei als Weihnachtsgruß Taschentücher mit avantgardistischen Dekors verschickt und sich darauf zum gestalterischen Emblem des Jahrzehnts bekennt: dem Nierentisch. Mehr und mehr entwächst die Wirtschaftswunderrepublik den kargen Zeiten und verlangt nach griffig sinnlicheren Formen. Nach Rosenthal-Vasen mit raffiniertem

Ordnung

Die Verspieltheit der frühen Fünfziger empfinden sie als Chaos, das es zu lichten gilt: Bauhaus-Schüler wie Max Bill besinnen sich auf die Tradition der zwanziger Jahre und gründen 1953 in Ulm eine Lehrwerkstatt – die schon bald legendäre Hochschule für Gestaltung. Musterbeispiele ihrer Formprinzipien sind die »Radio-Phonokombination SK 4« der Firma Braun mit ihren aufs Nötigste reduzierten, nunmehr wieder rechtwinkligen Linien oder der »Ulmer Hocker« – eine multifunktionale Sitzgelegenheit aus drei Brettern und einer Stange. Herbert Hirches Fernsehgerät »HF 1« und Wilhelm Wagenfelds Vasen schließlich werben 1958 auf der Brüsseler Weltausstellung für das neue deutsche Verständnis vom Design. Und tatsächlich wird es im folgenden Jahrzehnt die internationale Szene prägen

Die hier gezeigten Objekte entstammen den Sammlungen Braun, DaimlerChrysler, Thomas Edelmann, Junghans Uhren, Hermann Götting, Gebrüder Rasch, Hannsjörg Schneider, Karin Thönnissen, WMF, Corinna Wodarz

17. JUNI 1953

Vier Jahre nach Gründung der DDR wankt das Regime. Ausgerechnet die hoch angesehenen Bauarbeiter an der Stalinallee protestieren am 16. Juni 1953 gegen staatlich verordnete Lohnkürzungen und ziehen vor den Sitz der Regierung. Am nächsten Morgen ist aus ihrer Demonstration eine landesweite Erhebung geworden: für bessere Lebensbedingungen, für Freiheit, für Einheit. Doch als sowjetische Panzer – wie hier am Potsdamer Platz – durch die Städte rollen, wird die Diktatur der SED, wird Deutschlands Teilung auf Jahrzehnte zementiert

DER AUFSTAND

VON CAY RADEMACHER

Ostberlin, Haus der Ministerien, 16. Juni 1953, 14.00 Uhr. Rund 10000 Mann belagern den Machtsitz der DDR: Bauarbeiter, Zimmerleute, Maurer. Einige halten eilig gepinselte Transparente hoch. Seit vier Stunden sind sie durch die Straßen gezogen. Jetzt wogt die Menge vor dem Haus der Ministerien. Viele schreien: „Wir wollen Ulbricht und Grotewohl sehen!"

Otto Grotewohl, der Ministerpräsident, und Walter Ulbricht, der Generalsekretär der SED, haben sich in dem monumentalen Gebäudeblock in Berlins Mitte verschanzt. Verschreckt konferieren sie mit Ministern, hohen Offizieren und Parteisekretären. Von Unzufriedenheit unter den Bauarbeitern hatten sie schon gehört. Für den Morgen hatte sich eine Delegation angekündigt – schon das Grund genug für Grotewohl, sich an den Rand der Panik treiben zu lassen.

Doch das da draußen ist eine Volksmenge, keine Delegation. Wer hat die Demonstration organisiert? Wer führt sie an? Was soll man jetzt tun?

Zwei Dinge nur scheinen Ulbricht in diesem Moment gewiss zu sein. Erstens: Provokateure aus dem Westen der geteilten Stadt müssen die Arbeiter aufgehetzt haben. Und zweitens: Er wird sich auf keinen Fall der Menge stellen.

Schließlich lässt er Fritz Selbmann hinaus, den wenig bekannten Minister für Hüttenwesen und Erzbergbau. Selbmann wagt sich auf die Straße und steigt auf einen hinausgeschobenen Tisch.

„Kollegen...", beginnt er.

„Wir sind nicht deine Kollegen!", schreit jemand.

„Ich bin auch Arbeiter..."

„Das hast du aber vergessen!"

Gelächter, Hohnrufe. Selbmann streckt seine Arme aus wie ein Gekreuzigter. „Arbeiter, schaut auf meine Hände!"

„Mensch, deine Hände sind aber ganz schön fett!" Gelächter, Johlen, Pfiffe, Tumult. Selbmann steigt vom Tisch, verschwindet im Haus.

Ein Minister als Witzfigur, Partei und Regierung gedemütigt, Ulbricht und Grotewohl zu feige, um sich zu zeigen: Ostberlin gehört, so scheint es, in diesen Stunden den Arbeitern. Sie warten noch einige Zeit, dann ziehen Tanzende durch die Stadt. Sie singen alte Arbeiterlieder, irgendwer hat einen Lautsprecherwagen der Partei entwendet.

„Spitzbart, Bauch und Brille sind nicht des Volkes Wille!", skandieren die Arbeiter und meinen Ulbricht. „Wir wollen Freiheit, Recht und Brot, sonst schlagen wir die Bonzen tot!"

Und immer wieder: „Generalstreik!" Treffpunkt für die nächste Demonstration: morgen um 7.00 Uhr auf dem Strausberger Platz. Dann sollen die Streiks und Proteste richtig losgehen.

Einen Wimpernschlag der Geschichte lang entreißen die Arbeiter im Arbeiter-und-Bauern-Staat der SED die Macht. 24 Stunden lang verliert die Regierung die Kontrolle über das Land. 24 Stunden lang scheint so etwas wie politische Freiheit, scheint gar die Wiedervereinigung möglich zu sein.

· Die DDR ist im Frühsommer 1953 ein stalinistischer Staat ohne Stalin. Der ist am 5. März gestorben. Und einen ostdeutschen Politiker mit dem Machthunger, der Skrupellosigkeit und dem finsteren Charisma des Georgiers gibt es nicht. Walter Ulbricht ist der Prototyp des dogmatischen Funktionärs, unpopulär im Volk und selbst im Politbüro heftig umstritten. Doch die stalinistische Politik wird in der DDR unverdrossen fortgesetzt.

Im Juli 1952 hat die 2. Parteikonferenz der SED den „planmäßigen Aufbau der Grundlagen des Sozialismus" beschlossen. Das bedeutet: rücksichtslose Förderung der Schwerindustrie trotz der Besatzungskosten und der hohen Reparationen, die noch immer an die UdSSR gezahlt werden müssen; Ausbau eigener Streitkräfte; Repressionen gegen die protestantische Kirche und die Inhaber kleiner Firmen, Läden oder Handelshäuser. Das heißt auch: langjährige Zuchthausstrafen für einige tausend politische Gegner, für Kritiker innerhalb und außerhalb der SED. Und: Vernachlässigung der Leichtindustrie, weniger Konsumgüter, schließlich sogar ein Mangel an Lebensmitteln und Kleidung.

Die Stimmung in der Bevölkerung ist explosiv.

Aus der DDR beginnt ein Exodus, wie ihn noch kein moderner Industriestaat hat erleiden müssen. Zwar hat die Volkspolizei die innerdeutsche Grenze schon Anfang der fünfziger Jahre weitgehend abgeriegelt, doch Berlin, das unter der Oberhoheit der vier Alliierten steht, ist ein Tor von Ost nach West geblieben. Eine Fahrt mit der S-Bahn, ein Spaziergang – und schon ist man im Westteil der Stadt. In der ersten Jahreshälfte 1952 verlassen 72 226 Menschen die DDR, in der zweiten, nach dem Parteibeschluss, 110 167. Und von Januar bis Mai 1953: 184 793.

Seit Stalins Tod tobt im Kreml ein mörderischer Kampf um die Macht. Zunächst scheint sich Lawrentij Berija durchzusetzen, als Innenminister und Chef der Geheimpolizei Stalins gefürchteter Kettenhund. Doch seine Position ist gefährdet, ebenso allerdings wie die seiner Rivalen. Stalins Diadochen sind sich deshalb, so lange ihre internen Kämpfe andauern, in ihren außenpolitischen Zielen einig: Ruhe in den Satellitenstaaten.

Doch in der DDR wird die Unruhe immer größer. Ausgerechnet Ostdeutschland! Der Frontstaat zur Nato, eine der größten Industriemächte des Ostblocks.

Berija scheint um des Friedens willen bereit zu sein, ein vereintes, ja sogar kapitalistisches Deutschland hinzunehmen, so lange es nur neutral bleibt, also nicht der Nato beitritt. Berijas Rivalen, etwa Nikita Chruschtschow, sind dagegen für eine permanente deutsche Teilung: Besser man akzeptiert eine westdeutsche Wiederbewaffnung und behält dafür die DDR, als dass sich ein neutrales Gesamtdeutschland langfristig dem Westen zuneigt.

Und dann sorgt die SED für eine Eskalation. Um der Wirtschaftskrise Herr zu werden, beschließt das Zentralkomitee der Partei am 14. Mai 1953 eine Erhöhung der Arbeitsnormen um mindestens zehn Prozent. Da aber die Normen bereits sehr hoch liegen, sind die neuen Planzahlen oft unerfüllbar. Folge: Der Lohn sinkt – die Arbeiter sind empört.

Die neuen Normen sollen am 30. Juni 1953 in Kraft treten; zum 60. Geburtstag des Genossen Ulbricht.

Doch Moskau zieht die Reißleine. Ulbricht und Grotewohl werden vom 2. bis 4. Juni nach Moskau einbestellt, wo sie, wie Grotewohl später selber gesteht, „einen schlechten Eindruck hinterlassen".

Die sowjetischen Führer kritisieren die „kalte Ausführung der Macht" im Ulbricht-Regime. „Wenn ihr die Situation nicht augenblicklich korrigiert, wird eine Katastrophe eintreten", warnt sie Regierungschef Georgij Malenkow.

Niedergeschlagen kehren die beiden zurück. Ulbrichts Prestige im Kreml und in Ostberlin ist dahin, er ist wohl nur noch ein Parteichef auf Abruf. Am 9. Juni knickt das Politbüro der SED ein und beschließt den „Neuen Kurs".

Die Genossen üben Selbstkritik und gestehen Fehler ein. Die Repressionen gegen Geschäftseigentümer, gegen freie Bauern und Handwerker sollen aufhören, ihnen werden gar staatliche Fördermittel versprochen. Auch die „Intelligenz" – die Techniker, Bürokraten und Künstler – darf mit materiellen Verbesserungen rechnen, der protestantischen Kirche wird ein Minimum an freier Religionsausübung zugestanden. Alle werden besser gestellt.

Nur die Arbeiter nicht.

Die verhasste Normerhöhung bleibt. Schlimmer noch: Am 16. Juni steht in der Gewerkschaftszeitung „Tribüne" ein Kommentar, in dem ausgerechnet der stellvertretende Vorsitzende des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes verkündet: „Die Beschlüsse über die Erhöhung der Normen sind in vollem Umfang richtig." Dass die Normerhöhung eigentlich eine Lohnsenkung ist, sei eine „reaktionäre" Behauptung und „feindliche Theorie".

SED-Chef Ulbricht: Gegen ihn richtet sich der Zorn der Demonstranten

Nach Beginn der Frühschicht um 6.00 Uhr morgens diskutieren Bauarbeiter erregt den Text in der „Tribüne", durch den sie sich provoziert fühlen. Es sind Bauarbeiter am Block 40 der Stalinallee und am nahe gelegenen Krankenhausneubau in Friedrichshain, die als Erste Propagandaplakate der SED herunterreißen und auf die Straße gehen. Sie sind privilegierte Arbeiter, denn sie verdienen besser als zum Beispiel ihre Kollegen in der Textilindustrie. Gerade dies – und ein bis in die Weimarer Zeit zurückreichendes Gefühl von Solidarität – macht sie selbstbewusst genug für den offenen Widerstand.

Selbstbewusst sind sie, diszipliniert und wütend. Eines aber sind sie nicht: gut organisiert. Zwar wählen sie einige Streikführer und Sprecher, doch eine richtige Organisation bilden sie nicht. Und einen charismatischen Anführer wird es aus ihren Reihen nie geben.

Den ersten Demonstranten auf der Stalinallee schließen sich rasch hunderte, dann tausende Bauarbeiter an. Es ist ihr Zug, der am frühen Nachmittag des 16. Juni das Haus der Ministerien belagert und dessen Protest sich binnen weniger Stunden auswächst zum Ruf nach Freiheit, nach der Wiedervereinigung, nach Beseitigung des verhassten SED-Regimes.

In der Nacht auf den 17. Juni eilen Ulbricht und Grotewohl zum sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst. Konferenz mit Wladimir Semjonow, dem Hohen Kommissar der UdSSR, und mit Marschall Andrej Gretschko, dem Befehlshaber der Sowjetarmee in der DDR.

Was tun? Ulbricht glaubt, dass „Provokateure" aus Westberlin die Unruhen angezettelt haben. Vorsorglich werden Armee und Polizei bereitgehalten. Doch keiner

Ein provozierender Zeitungsartikel löst die Revolte aus

der vier rechnet mit ernsthaften Schwierigkeiten.

Um 2.00 Uhr werden die Einheiten der Kasernierten Volkspolizei rund um Berlin in Alarmbereitschaft versetzt, drei Stunden später wird Vollalarm ausgelöst.

AM FRÜHEN MORGEN des 17. Juni beobachtet der Elektroingenieur Siegfried Berger, 34, ein unheimliches Feuerwerk: Russische Panzer rumpeln an seiner Wohnung in Berlin-Karlshorst vorbei, ihre Antennen schlagen gegen die Oberleitungen der Straßenbahn und erzeugen einen Funkenregen. Sie rollen Richtung Zentrum.

Berger ahnt nicht, dass fast die gesamten Sowjettruppen in der DDR seit Tagen zu Manövern im Gelände stehen. Sie sind nahezu vollständig einsatzbereit und können jederzeit losschlagen. Seit vier Uhr morgens rücken die 12. Panzerdivision und die 1. und 14. Mechanisierte Division in Berlin ein: 600 Panzer.

Am Morgen des 17. Juni marschieren Arbeiter durch das Brandenburger Tor. Die Polizeiposten sind geflohen

Beunruhigt fährt Berger zum RFT-Funkwerk Köpenick, wo er als Abteilungsleiter für Hochfrequenz-Industriesender arbeitet. Dort stehen die Anlagen still, Arbeiter diskutieren, fordern eine Betriebsversammlung.

Das „Neue Deutschland" macht für die Demonstrationen des 16. Juni „westliche Provokateure" verantwortlich. Doch was dort wirklich geschehen ist – und dass man für heute einen Generalstreik plant –, geht von Mund zu Mund, wird über die Telefonleitungen der Reichsbahn von Stadt zu Stadt verbreitet. Und pausenlos sendet der Rias.

Der „Rundfunk im Amerikanischen Sektor" ist die populärste Station in der DDR, rund acht von zehn Bürgern hören ihn regelmäßig. Am 16. Juni gegen 13.00 Uhr sind von dort die ersten Meldungen von Demonstrationen über den Äther gegangen; seit 5.35 Uhr am 17. Juni sendet der Rias den Appell eines westdeutschen Gewerkschaftsfunktionärs an die ostdeutschen Arbeiter.

Der vermeidet zwar das Wort „Generalstreik", ruft aber, kaum verklausuliert, doch dazu auf, indem er auf den Treffpunkt der Berliner Streikenden anspielt: „Sucht eure Strausberger Plätze überall auf!"

Mit Beginn der Frühschicht kommt es auf den Baustellen und in mehreren Fabriken zu spontanen Streiks, dann ziehen große Teile der Belegschaften los. Im Stahlwerk Henningsdorf, rund 20 Kilometer nordwestlich des Zentrums, knacken Arbeiter mit Stahlsägen die verrammelten Werktore und machen sich auf in die Innenstadt: 12 000 Mann.

Betriebsversammlung im Funkwerk Köpenick. Siegfried Berger wird gedrängt, die Versammlung zu leiten. Berger steckt in einem Dilemma. Er kann die Forderungen der Arbeiter kaum ablehnen, denn jeder weiß, dass er seit fünf Jahren Kontakt zur West-SPD hat, ja dort sogar im Westberliner Bezirk Neukölln eingeschriebenes Mitglied ist.

Andererseits muss er an die Panzer denken, die er an diesem Morgen gesehen hat. Berger hält Demonstrationen für hoffnungslos, doch er sieht keinen Weg, wie er aus dieser Situation herauskommen könnte.

Also fragt er die Arbeiter: Wollt ihr streiken? Von rund 2000 Anwesenden stimmen kaum 20 dagegen. Berger ruft ihnen drei Forderungen zu: Rücktritt der Regierung! Freie und geheime Wahlen! Wiedervereinigung! Die Menge applaudiert, dann marschieren sie los, Berger vorneweg. Ihr Ziel: das Haus der Ministerien.

Zuvor aber hat Berger zwei vertraute Kollegen beiseite genommen und ihnen eine Bitte aufgetragen: Fahrt zu meiner Wohnung nach Karlshorst und beseitigt einige politische Bücher – aber nicht so viele, dass die Leerstellen

im Regal auffallen. Und beseitigt das Funkgerät im Keller, über das viele Kontakte zur West-SPD liefen. Berger rechnet damit, verhaftet zu werden.

Es regnet in Strömen. „Wir demonstrieren für Funkwerk Köpenick, Einheit Deutschlands und freie Wahlen!", skandieren sie. „Ulbricht, Pieck und Grotewohl – dass euch drei der Teufel hol!" Und als sie eine Kaserne der Volkspolizei passieren: „Zieht eure Uniformen aus und baut mit am neuen deutschen Haus!"

Die Uniformierten sind überall in Berlin hoffnungslos überfordert und desorientiert. Ulbricht ist seit Stunden verschwunden. Die sowjetischen Panzer rücken zwar weiter in die Innenstadt vor, doch ihre Besatzungen kümmern sich nicht um die Menge, die auf den Straßen brandet. „Kein Schusswaffengebrauch!", heißt die Direktive in den Kasernen und Inspektionen.

Doch ab 8.00 Uhr eskaliert die Situation. Jetzt marschieren bereits Zehntausende auf den Straßen Berlins. Der Lagebericht Nr. 168 des Operativstabes im Präsidium der Volkspolizei ist ein Protokoll der Unübersichtlichkeit.

VPI (Volkspolizeiinspektion)-Friedrichshain meldet: „Ca. 1000 Bauarbeiter, von der Warschauer Brücke kommend, marschieren in Richtung Strausberger Platz."

VPI-Prenzlauer Berg: „Ca. 100 Bauarbeiter demonstrieren von der Dimitroffstr./ Prenzlauer Allee in Richtung Gaswerke."

VPI-Mitte: „Bekleidungshaus HO Rathausstr. haben sich ca. 600–800 Personen angesammelt, die Schmähruf e auf die Regierung hervorbringen."

Kontrollpunkt Unter den Linden: „Am Brandenburger Tor werden die Sektorenschilder abgerissen."

Demonstranten beginnen, Symbole der verhassten Staatsmacht zu zerstören: Propaganda-Plakate werden umgestürzt, dann brennen Kioske, in denen Regierungsschriften ausliegen. Streifen- und Lautsprecherwagen werden umringt, gestoppt, umgeworfen. Menschenmengen belagern die Büros von SED, FdJ und Gewerkschaften; Polizeiwachen werden attackiert. Um 10.15 Uhr stürmen Arbeiter die Wache im Columbushaus am Potsdamer Platz.

Demonstranten reißen die Halteschilder an den Sektorengrenzen ab

Der von Siegfried Berger angeführte Zug hat inzwischen das Schlesische Tor passiert und wälzt sich für kurze Zeit durch Westberlin. Niemand hat ihn aufgehalten. Da gleitet langsam eine schwere Tatra-Limousine an der Menge vorbei. Als die Demonstranten aufmerksam werden, will der Chauffeur Gas geben, doch ein Arbeiter langt durch das offene Wagenfenster und zieht den Zündschlüssel ab. Im Nu ist die Limousine umringt. Sie haben Otto Nuschke gefangen, den Vorsitzenden der Ost-CDU und stellvertretenden Ministerpräsidenten der DDR. Berger hält die wütenden Arbeiter zurück und übergibt Nuschke, der bleich und verwirrt ist, an Westberliner Streifenpolizisten.

Bergers Zug setzt sich wieder in Bewegung. An der Warschauer Brücke aber geht es nicht mehr weiter: Volkspolizisten riegeln die Straße ab. Sie halten Schusswaffen in der Hand.

An anderen Stellen Berlins sind inzwischen Polizeiketten niedergerannt worden. Vopos hatten sich der Menge mit Gummiknüppeln entgegengestellt, doch in den Schlägereien mit der Übermacht der Arbeiter mussten sie zurückweichen. Stellenweise verlieren die Offiziere die Kontrolle über ihre eigenen Männer: Ausgerechnet vor dem Präsidium der Volkspolizei verweigert der gesamte C-Zug den Gehorsam. Die Polizisten sehen sich einer Menschenmenge gegenüber. „Schweine, Volksverräter, Banditen!", schallt es ihnen entgegen. Steine fliegen.

Aus den Wachen nahe der Sektorengrenze haben sich bereits mehrere Volkspolizisten in den Westen abgesetzt. Oft ist unklar, ob sie freiwillig überwechseln, vor der heranstürmenden Menge fliehen oder von dieser überwältigt und an Schutzpolizisten im Westen übergeben werden.

Gegen 11.00 Uhr gehört Ostberlin den Demonstranten, auch wenn die Stadtverwaltung nun allen S- und U-Bahnen den Strom abgestellt hat, damit niemand mehr aus dem Umland rasch ins Zentrum gelangen kann.

Die 12 000 Stahlwerker aus Henningsdorf ziehen inzwischen durch den Wedding im Französischen Sektor. Die Einwohner jubeln und schenken den Arbeitern Blumen und Schokolade. Am Brandenburger Tor sind zwei junge Männer hochgeklettert und haben vor den Augen der sowjetischen Panzerbesatzungen die rote Fahne heruntergeholt, die anschließend von der Menge verbrannt wird. Am Potsdamer Platz stehen Tausende, noch mehr sind inzwischen zum Lustgarten gezogen.

Da schlägt die Sowjetarmee zu: Rumpelnd setzen sich die Panzer Richtung Lustgarten in Bewegung. „Iwan nach Hause!", schreien die zornigen Arbeiter, „Affen!". Andere flehen: „Schießt nicht auf Proletarier!" Manche gehen mit Pflastersteinen und Baulatten auf die Panzer los. Doch meist weicht die Menge zurück, drängt in Nebenstraßen, flieht.

Irgendwann zwischen 11.15 und 11.30 Uhr rennt jemand nicht schnell genug: Direkt vor dem Museum für Deutsche Geschichte zermalmt ein Panzer einen Arbeiter, dessen Name bis heute nicht bekannt ist. Er ist der erste Tote des 17. Juni.

Von nun an ähnelt der Arbeiteraufstand immer mehr einem Bürgerkrieg.

Schon um acht Uhr morgens hat die Polizei die Lage nicht mehr unter Kontrolle

Gegen Mittag fahren sowjetische Panzer durch die Innenstadt. Die Menge weicht zurück, löst sich aber nicht auf

KURZ VOR den Mittagsstunden befindet sich fast die gesamte DDR in Aufruhr. In Leipzig, Dresden und weiteren Städten demonstrieren Menschen, werden Zentralen von Partei, Staatssicherheit und Polizei gestürmt. In 167 der 217 Landkreise hat die Regierung die Lage nicht mehr unter Kontrolle.

Historiker schätzen später, dass an diesem Tag eine Million, vielleicht sogar 1,5 Millionen Menschen durch die Straßen stürmen. Ihnen stehen 16 Divisionen der Sowjetarmee gegenüber, insgesamt rund 20 000 Soldaten.

19 Gefängnisse werden belagert, zwölf von Demonstranten gestürmt, knapp 1400 Häftlinge dabei befreit. Es sind Opfer der SED darunter, Kritiker, Pastoren, Inhaber kleiner Geschäfte. Andere werden im Durcheinander einfach fortgespült.

Erna Dorn etwa. Die Frau hatte sich im Dezember 1945 in Halle gemeldet, mit einem Entlassungsschein aus einem KZ. Einige Jahre später hatte sie sich plötzlich selber bezichtigt, im „Dritten Reich" für die Gestapo gearbeitet zu haben. Dann erklärte sie, zur Politischen Abteilung des KZ Ravensbrück gehört zu haben. Staatssicherheit und Volkspolizei hatten die Ermittlungen aufgenommen, doch herausgekommen war nichts. Kein Überlebender von Ravensbrück konnte sich an diese Frau erinnern, in keinem Archiv fanden sich Spuren ihrer Tätigkeit.

Im Juni 1953 saß sie dennoch in Haft, weil sie, allein aufgrund ihrer Selbstbezichtigung, zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Auch Erna Dorn, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine verwirrte Frau ist, wird am 17. Juni von Demonstranten befreit. Sie eilt zu einem christlichen Schwesternheim und tauscht die Gefangenenkluft gegen normale Kleidung.

Während die Gefängnisse sich leeren und SED-Bezirksbüros in Flammen aufgehen, sitzen Ulbricht und die anderen Parteigrößen in einem abgesonderten Raum im sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst. Über Standleitungen laufen immer neue Lageberichte ein.

Ulbricht, der auf Beobachter einen „erbärmlichen" Eindruck macht, hat sich schon in der Nacht auf den 17. Juni hierhin zurückgezogen, auch Grotewohl und andere Mitglieder des Politbüros sind inzwischen eingetroffen. Keiner weiß einen Rat.

Ulbricht hält in dieser Situation nicht einmal mehr die Kasernierte Volkspolizei für zuverlässig. Würden die Polizisten tatsächlich auf ihre Landsleute schießen, auf Arbeiter zudem? Der Generalsekretär hat, glauben Genossen, sich und sein Regime bereits aufgegeben.

Nicht aber Semjonow. Der sowjetische Hohe Kommissar telefoniert mit den Mitgliedern des Politbüros der KPdSU in Moskau und kon-

feriert mit seinen Militärs. In der ganzen DDR haben die Panzer nun strategisch wichtige Stellungen bezogen. Da die vorrückenden Tanks in Ostberlin die Demonstranten zwar einschüchtern, nicht aber vertreiben können, erhält die Sowjetarmee nun von ihm freie Hand: Um 12.45 Uhr fahren Lautsprecherwagen durch die Straßen und verkünden, dass ab 13.00 Uhr Ausnahmezustand herrscht.

„Für die Herbeiführung einer festen öffentlichen Ordnung im sowjetischen Sektor von Berlin", hören die Demonstranten, werden „alle Demonstrationen, Versammlungen, Kundgebungen und sonstige Menschenansammlungen über drei Personen" verboten. Von 21.00 Uhr bis 5.00 Uhr früh gilt eine Ausgangssperre. „Diejenigen, die gegen diesen Befehl verstoßen, werden nach den Kriegsgesetzen bestraft."

Damit hat die DDR, nur knapp vier Jahre nach der Staatsgründung, keine eigene Regierung mehr.

Die Verhängung des Ausnahmezustandes durch die Besatzungsmacht bedeutet, dass nun auch de iure die Sowjetunion wieder im Osten Deutschlands regiert. Ulbricht und seine Genossen sind endgültig zu Statisten degradiert.

In Berlin geht die Sowjetarmee nun systematisch vor. Panzer drängen die Demonstranten von großen Plätzen, Infanteristen jagen sie auch aus Nebenstraßen.

Auf beiden Seiten eskaliert die Gewalt. Volkspolizisten werden von wütenden Arbeitern zusammengeschlagen, manchmal genügt es, dass ein Passant das Parteiabzeichen am Revers trägt, schon wird er verprügelt. Das Columbushaus geht in Flammen auf, die Rauchfahne ist in der halben Stadt zu sehen.

Die Soldaten der Sowjetarmee feuern aus automatischen Waffen. Die meisten Salven sind Warnschüsse und gehen über die Köpfe der Demonstranten, doch manchmal halten die Rotarmisten auch in die Menge.

Im Schutz der vorrückenden Sowjettruppen schwärmen jetzt auch Volkspolizisten aus. 10 000 Mann Kasernierte Volkspolizei werden aus dem Umland nach Berlin verlegt. Die Vopos fühlen sich von den Arbeitern gedemütigt und sinnen auf Rache. Auch sie schießen.

Es sind Volkspolizisten, die gegen 15.00 Uhr den Zug der Köpenicker Arbeiter um Siegfried Berger an der Warschauer Brücke stoppen. Den Demonstranten in den ersten Reihen werden Gewehrläufe auf die Brust gedrückt. „Zurück, oder wir schießen!" Berger erklärt einem Vopo, wer sie sind. Doch der beharrt auf seinen Befehlen.

Langsam weichen die Arbeiter zurück. Sie haben vielleicht 50 Meter geschafft, als plötzlich Schüsse fallen: erst Warnschüsse, dann gezieltes Feuer. Ein Arbeiter bricht verwundet zusammen, dann mehrere. Die Demonstranten stieben auseinander, zerren die Verwundeten mit, zurück in den Westteil.

Dort erst erfahren sie, dass seit 13.00 Uhr der Ausnahmezustand gilt. Langsam löst sich der Zug auf. Einige versuchen, sich auf Nebenwegen bis zum Alexanderplatz durchzuschlagen, um zu sehen, wie es weitergehen soll. Die meisten aber gehen nach Hause. Siegfried Berger eilt zum „Ostbüro" der SPD, das die Partei für Genossen in der DDR eingerichtet hat. Er berichtet dort von dem Demonstrationszug. Westberliner Freunde bestürmen ihn, bei ihnen zu bleiben, doch Berger will seine Familie nicht im Stich lassen. Über

Junge Männer reißen die rote Fahne vom Brandenburger Tor und verbrennen sie

Hinterhöfe und Schleichwege erreicht er seine Wohnung in Karlshorst. Und wartet dort auf seine Verhaftung.

Und der Westen? Die Westberliner feiern die demonstrierenden Arbeiter, wann immer sie durch ihre Sektoren ziehen. Manchen hält es auch nicht mehr in seinem Viertel; Dutzende Menschen aus dem Westteil mischen sich in die Menge im Osten.

Doch offizielle Stellen halten sich auffällig zurück. Kanzler Konrad Adenauer, der von Beratern bedrängt wird, als Zeichen der Solidarität sofort nach Berlin zu reisen, bleibt in Bonn und warnt um 14.30 Uhr in einer Regierungserklärung vor „unbedachten Handlungen" – womit er allerdings nicht die Sowjettruppen und Volkspolizisten meint, sondern die Demonstranten.

Der Aufstand hat den Bundeskanzler und die erst seit wenigen Monaten amtierende US-Regierung unter dem Präsidenten und früheren General Dwight D. Eisenhower nicht nur unvorbereitet getroffen, er bringt sie auch in große Verlegenheit.

Adenauer hat in zwölf Wochen Bundestagswahlen zu bestehen. In der Bundesrepublik wird erbittert über die vorgesehene Wiederbewaffnung gestritten. Nur mit einer eigenen Armee, meint der CDU-Chef, kann er die Bundesrepublik endgültig im Westen verankern – in der Nato, der EWG und der damals geplanten Europäischen Verteidigungsgemeinschaft.

Was geschieht, wenn unter dem Druck der vielen hunderttausend Demonstranten der Kreml nachgibt und einen neuen Plan für ein geeintes, aber neutrales Deutschland vorlegt?*

Adenauer wäre politisch ruiniert.

Und Eisenhower? Der Ex-General hat seine Kampagne als republikanischer Präsidentschaftskandidat unter anderem mit seiner aggressiven außenpolitischen Rhetorik ge-

Um 13 Uhr verhängt der sowjetische Befehlshaber den Ausnahmezustand

* Die sowjetische Deutschlandpolitik jener Tage ist bis heute unklar. Am 10. März 1952 hatte Stalin in einer öffentlichen Note an die Westalliierten seine Zustimmung zu einem vereinten Deutschland signalisiert – wenn es im Gegenzug neutral bliebe. Adenauer und die Westmächte lehnten jedoch Verhandlungen auf Grundlage dieser „Stalinnote" ab. Noch immer ist umstritten, ob sie ein echtes Angebot war oder, wie damals im Westen vermutet, eine diplomatische Finte.

Erst unter Deckung der Panzer können Volkspolizisten die Straßen abriegeln, wie hier an der Leipziger Straße

wonnen. Im Senat in Washington sitzen Kommunistenhasser wie Joseph McCarthy, welche die neue Regierung massiv unter Druck setzen, gegenüber dem Ostblock stärker aufzutreten.

Eisenhowers Administration propagiert im Frühjahr 1953 die Politik des „rollback": Durch Propaganda, zum Beispiel über den Rias, und versteckte Hilfen soll die Unzufriedenheit der Bürger in Osteuropa geschürt werden, damit sie schließlich zu Aufständen führt. So könnte sich die Möglichkeit ergeben, die osteuropäischen Regimes von innen her zu stürzen.

Nun ist die Theorie Realität geworden – viel schneller, als irgendein Planer in Washington je gedacht hat. Aber sowjetische Panzer rollen bereits durch die DDR. Wenn Washington, etwa durch Waffenlieferungen an die Aufständischen, die Sowjetarmee indirekt angriffe – so wie es der CIA-Chef in Berlin dringend empfiehlt –, würde diese dann nicht Westberlin abriegeln? Oder gar attackieren?

Niemand muss Eisenhower erklären, dass Westberlin bei einem Angriff der sowjetischen Truppen nicht zu verteidigen wäre. Fiele Berlin, wäre das der Beginn des Dritten Weltkrieges.

Im Zeitalter der Atombombe zählt Frieden mehr als Freiheit. Deshalb protestiert Washington zwar offiziell gegen das Vorgehen der Sowjetarmee, doch vermeiden Amerikas Diplomaten und Militärs alles, was als Provokation ausgelegt werden könnte.

Deshalb zum Beispiel darf niemand beim Rias, kein Reporter und kein Gastredner, das Wort „Generalstreik" in den Mund nehmen. Ein leitender Mitarbeiter des amerikanischen Hochkommissariats warnt den politischen Direktor des Rias: „Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun. Sie können [mit Ihren Sendungen] einen Krieg auslösen."

Die Arbeiter bleiben in ihrem Kampf allein.

UM 21.00 UHR HERRSCHT in Ostberlin Friedhofsruhe. Das Columbushaus brennt noch immer, überall qualmen Reste von Propaganda-Plakaten oder geplünderte SED-Büros. Auf den Straßen patrouillieren Sowjettruppen und Volkspolizisten, vor wichtigen Kreuzungen und Gebäuden stehen Panzer. Die meisten Telefonleitungen sind gestört, Straßenbahnen fahren nicht mehr, das DDR-Radio spielt ernste Musik.

Die Demonstranten haben niemanden gehabt, der sie anführt, sie hatten kein konkretes Angriffsziel, sie hatten keine Chance gegen Panzer.

33 Demonstranten werden an diesem Tag von sowjetischen Soldaten erschossen, 17 weitere durch Volkspolizisten. Schnellgerichte der Sowjetarmee lassen innerhalb weniger Tage 18 „Rädelsführer" hinrichten, oft willkürlich aus der Menge gegriffene Personen, deren Exeku-

Mehrere tausend Menschen sammeln sich am Potsdamer Platz, als gegen 14.30 Uhr Schüsse fallen und Panik auslösen

tion lediglich den Zweck hat, andere einzuschüchtern.

Diese Zahlen zumindest meldet Marschall Gretschko nach Moskau – ebenso, dass 294 Demonstranten verwundet, vier Vopos und Gefängniswärter von Demonstranten getötet und 8000 Menschen verhaftet worden seien.

Gesichert aber sind diese Zahlen bis heute nicht, da noch immer sowjetische Militärarchive für Nachforschungen gesperrt sind. (Unbestätigt bleiben auch die Gerüchte, im Raum Berlin seien 23, in Magdeburg 18 sowjetische Soldaten exekutiert worden, die sich geweigert hätten, auf Demonstranten zu schießen.)

NOCH TAGE nach dem 17. Juni erschüttern Streiks und Demonstrationen einzelne Werke oder Städte – doch der landesweite Aufstand ist vorüber. Nach einigen Tagen wird in den meisten Landkreisen der Ausnahmezustand aufgehoben. Am 21. Juni versammelt Ulbricht auf Druck von Semjonow das Zentralkomitee der SED zu einer regulären Arbeitssitzung, um jedermann zu demonstrieren, dass wieder „Normalität" eingekehrt ist.

Es ist die Normalität der Erstarrung. „Systemstabilisierung" nennen Politikwissenschaftler das, was als Folge des 17. Juni eintritt: Ulbricht, der zuvor selbst innerhalb der SED umstritten war und am Tag des Aufstandes hilf- und mutlos zugesehen hat, wird nun von Moskau gehalten. Sein Sturz könnte ja als Zugeständnis gegenüber den aufständischen Arbeitern gewertet werden.

Endgültig gesichert ist seine Position, als Geheimdienstchef Berija am 26. Juni 1953 in einem dramatischen Showdown im Kreml verhaftet und später exekutiert wird.

Chruschtschow und seine Verbündeten haben sich im Ränkespiel der Macht durchgesetzt – und keiner von ihnen favorisiert ein neutrales Gesamtdeutschland. Walter Ulbricht ist weiterhin der Mann des Kremls.

Adenauer erringt am 6. September 1953 einen Erdrutschsieg. Nur wenig fehlt der Union an der absoluten Mehrheit, die Frage der Wiederbewaffnung ist entschieden.

Es ist eine böse Volte der Geschichte, dass die SED die Normerhöhungen, welche die Arbeiter auf die Straße getrieben haben, noch in den panikerfüllten Mittagsstunden des 16. Juni widerrufen hat.

„Freiheit" aber gibt es im Ulbricht-Staat nicht, und die „Wiedervereinigung" ist weder mit dem SED-Generalsekretär noch mit dem Alten aus Rhöndorf zu machen. Die mehr als eine Generation währende deutsche Teilung wird nicht erst 1961 mit dem Mauerbau endgültig festgeschrieben, sondern schon am 17. Juni 1953.

An diesem Tag verliert das Regime in Ostberlin jede moralische Legitimation. Denn im Arbeiter-und-Bauern-Staat sind ja gerade die Arbeiter auf

die Straße gegangen – und auch, was weniger bekannt ist, die Bauern. In Thüringen etwa haben Tausende von ihnen die Städte gestürmt.

Ein „Volksaufstand" ist der 17. Juni dennoch nicht. Die Mittelschicht steht abseits. Siegfried Berger, der als Ingenieur und Abteilungsleiter einen Demonstrationszug anführt, ist eine Ausnahme.

„Maurer – Maler – Zimmerleute. Sonnengebräunte Gesichter unter weißleinenen Mützen, muskulöse Arme, Nacken – gut durchwachsen, nicht schlecht habt ihr euch in eurer Republik ernährt", höhnt Kurt Barthel, der Sekretär des Schriftstellerverbandes der DDR, am 20. Juni im „Neuen Deutschland". „Als wenn man mit der flachen Hand ein wenig Staub vom Jackett putzt, fegte die Sowjetarmee die Straße rein. Zum Kämpfen hat man Lust, wenn man Ursache dazu hat, und solche Ursache hattet ihr nicht. Eure schlechten Freunde, das Gesindel von drüben, strich auf seinen silbernen Fahrrädern durch die Stadt wie Schwälbchen vor dem Regen. Dann wurden sie weggefangen. Ihr aber dürft wie gute Kinder um neun Uhr abends schlafen gehen. Für euch und den Frieden der Welt wachen die Sowjetarmee und die Kameraden der Deutschen Volkspolizei. Schämt ihr euch so, wie ich mich schäme?"

SCHAM WIRD Siegfried Berger kaum empfinden, eher so etwas wie eine absurde Erleichterung, als am 20. Juni um 4.30 Uhr Männer der Stasi an seiner Wohnungstür klingeln. Seit drei Tagen hat er ja damit gerechnet. Nun holen sie ihn ab, verhören ihn einige Tage – und überstellen ihn dann dem sowjetischen Geheimdienst.

Berger wird in das Untersuchungsgefängnis des KGB nach Karlshorst gebracht, ein ehemaliges Krebsforschungsinstitut. Die Zellen liegen im Keller, in den früheren Leichenräumen. Wochenlang muss er sich endlosen, zermürbenden nächtlichen Verhören stellen. Dann geht es plötzlich ganz schnell. Am 1. Oktober um 16.15 Uhr wird er vor ein sowjetisches Militär-Tribunal gezerrt, Anklagepunkte: „Widerstand gegen die Staatsgewalt, Aufforderung zum Sturz der Regierung, Gruppenbildung." Am nächsten Tag ergeht bereits das Urteil: sieben Jahre Zwangsarbeit in Sibirien.

Während Berger in Haft sitzt und dann die wochenlange Bahnfahrt ins sibirische Workuta antritt, geraten Tausende in die Mühlen der Justiz. In jenen Tagen sind so viele Menschen verhaftet worden, dass man sie in provisorischen Gefängnissen zusammenpfercht, viele werden von Volkspolizisten zusammengeschlagen, mindestens einer begeht Selbstmord.

Wie viele schließlich vor sowjetischen Tribunalen stehen, ist nicht bekannt. Ebenso rätselhaft bleibt das Schicksal mehrerer Personen, die während oder kurz nach dem 17. Juni spurlos verschwinden. Einigermaßen gesichert ist nur, wie viele Opfer der DDR-Justiz geworden sind.

Ende Januar 1954 fassen Justizministerin Hilde Benjamin und der DDR-Generalstaatsanwalt die Zahlen vorläufig zusammen: 5583 Verfahren führen zu 1526 Verurteilungen; die Strafen reichen von Gefängnis unter einem Jahr bis zu dreimal lebenslänglich und zwei Exekutionen.

Zwar werden noch im Frühsommer 1954 einige Ur-

Nachmittags bricht der Widerstand zusammen, die Demonstranten fliehen

teile gesprochen – so gegen „Rädelsführer", die von der Stasi aus Westberlin entführt worden sind –, doch erhöht das die Zahl wohl nicht mehr wesentlich. Der 17. Juni ist, was die DDR-Justiz angeht, rund ein Jahr danach abgearbeitet.

SIEGFRIED BERGER hat noch Glück. 1955 wird er von den Sowjets begnadigt. Am 16. Oktober 1955 erreicht er Westberlin. Und am 4. Januar 1996 wird er vom russischen Generalstaatsanwalt offiziell rehabilitiert, mehr als 42 Jahre nach dem Aufstand vom 17. Juni.

Auch Erna Dorn, die verwirrte Frau, die am 17. Juni in Halle aus dem Gefängnis befreit worden und in das Schwesternheim gegangen ist, wird verhaftet – bereits am nächsten Tag. Schon vier Tage darauf verurteilt sie das Bezirksgericht Halle wegen angeblicher Hetze gegen Volkspolizisten zum Tode – ohne dass auch nur ein einziger Zeuge vernommen worden wäre.

Die SED möchte den Arbeiteraufstand gern als Werk „faschistischer Provokateure" darstellen. Doch der einzige „Faschist", der in die Fänge der ostdeutschen Justiz gerät, ist diese Frau von rätselhafter Herkunft, die sich selber bezichtigt hat, im KZ Ravensbrück gearbeitet zu haben.

Todesurteile muss das Oberste Gericht der DDR und danach das Politbüro bestätigen. Das dauert Wochen. In dieser Zeit zimmert die SED-Führung, vermutlich unter Federführung der Justizministerin Hilde Benjamin, eine perfide Legende: Erna Dorn sei gar nicht der wahre Name dieser Frau, sie heiße vielmehr Rabestein und sei Hundeführerin im KZ Ravensbrück gewesen.

Tatsächlich ist die KZ-Wärterin Rabestein, wie Hilde Benjamin sehr wohl weiß, bereits 1948 in Halle zu lebenslänglich verurteilt worden (sie wird bis zu ihrem Tod 1974 in Haft bleiben). Erna Dorn wird einfach die Biografie dieser Frau untergeschoben.

Am 28. Juni bestätigt das Oberste Gericht das Todesurteil, am 8. September 1953 auch das Politbüro. Am 1. Oktober 1953 wird Erna Dorn in Dresden geköpft.

Wer sie wirklich war, weiß man bis heute nicht. □

Am frühen Nachmittag eröffnen Soldaten und Polizisten das Feuer auf die Menge

Gereist wird nach dem Krieg sehr viel. Aber selten zum Spaß. Man sucht Verwandte, Kartoffeln, Arbeit.

DIE UTOPIE AM MITTELMEER

VON HARALD MARTENSTEIN

Ein paar Dinge haben Kriege und Urlaubsreisen bei den Deutschen ja gemein. Es geht zum Beispiel fast immer morgens los, in aller Frühe. Man nimmt ausreichend Proviant mit, eine Thermoskanne, eine gute Landkarte, Werkzeug und Decken. In dem fremden Gebiet stößt man schnell vor, in Richtung Hauptstadt oder in Richtung Strand, je nachdem.

Hinter der italienischen Grenze holten meine Eltern einen Stapel bunte Coupons heraus, die Benzingutscheine, und tranken ihren ersten Espresso. Sie schüttelten sich anschließend vor Abscheu. Erstens war kaum was drin in den Tassen, und dann schmeckte es auch noch wie Magenbitter.

Viele Deutsche bogen in Richtung Campingplätze ab, aber wir hatten ein Hotel. In Marina di Massa. Da hatten sie deutschen Kaffee. Und, was haben wir gemacht? Nix. Wir sind jeden Morgen, gleich nach dem Kaffee, zum Strand gegangen.

Das war eine Revolution.

Uns ist das natürlich nicht bewusst gewesen. Von jeher sind die Deutschen nach Italien gefahren, eine deutsche Kulturtradition, die mit der Nähe von Italien zusammenhängt und der großen Kultur und einer gewissen Geistesverwandtschaft der Völker, aber die Italienreise ist immer eine Bildungsreise gewesen. Rom, Florenz, die Museen, all das.

Erst nach dem Krieg haben die Deutschen den italienischen Strand entdeckt, Adria statt Uffizien, und von diesem Tag an sind sie aus Italien genauso dumm wieder nach Hause gekommen, wie sie weggefahren sind. Aber womöglich zufriedener. Bei meinen Eltern jedenfalls war es so.

Verreisen – das war in Deutschland lange Zeit eine Sache der Wohlhabenden und Gebildeten. Erst die Nazis haben in den Durchschnittsdeutschen die Lust aufs Autofahren und die Lust aufs Reisen geweckt: mit der Propaganda-Aktion „Kraft durch Freude", mit der bis 1939 gut 150 000 Volksgenossen nach Italien gefahren sind. Autofahren und Reisen sind nicht nur etwas für die Reichen, sagte die Propaganda zwölf Jahre lang. Und nun?

Im Sommer 1950 reisen ein Dutzend deutsche Jungs nach Italien und werden dadurch berühmt. Sie gehören zur bündischen Jugend, sie sind um die 20 Jahre alt.

Die Jungs fahren per Anhalter. Das zum Beispiel ist neu in Deutschland, das hatten die Nazis nicht im Programm. Autos anhalten. Etwas Amerikanisches.

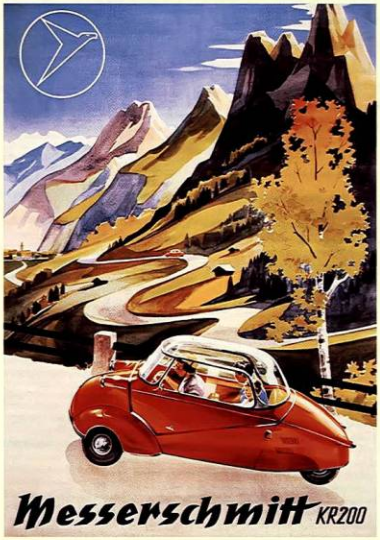
1950 ist ein „Heiliges Jahr" in Rom, und 70 000 deutsche Pilger dürfen in Sonderzügen nach Italien – der allererste deutsche Massentourismus nach dem Krieg. Aber alles ist unerhört schwierig. Wer nach Italien will, braucht bis Ende der fünfziger Jahre einen Pass – den damals nicht viele haben – sowie ein Einreisevisum plus einem Transitvisum für Österreich oder die Schweiz.

So eine Rom-Reise, organisisiert von der Regensburger Diözesanjugend, kostet 143 Mark die Woche, den halben Monatsverdienst eines Facharbeiters.

Mit all dem haben die bündischen Jungs nichts am Hut. Sie sind nicht sonderlich katholisch, sie haben keinen Pass, und so gehen sie einfach schwarz über die Grenze, quer durch den Wald, trampen nach Florenz, Rom und Venedig.

Bei der Rückreise lassen sie sich an der Grenze verhaften. Den Grenzern sagen sie einfach die Wahrheit: Sie seien Touristen.

So werden sie eine Art Märtyrer, und zwar für die Öffnung der europäischen Grenzen. Nach ein paar Tagen Haft werden die ersten deutschen Italientramper abgeschoben, später muss jeder 8,20 Mark Strafe zahlen, wegen Verstoßes gegen das US-Militärgesetz. Ein wichtiger junger Politiker namens



Roller mit Glasdach: Vor allem Motorradfahrer steigen in den Ferien auf den »Schneewittchensarg« um

1953 ist die Reise an den Gardasee mit Zelt und Luftmatratze noch ein Abenteuer. Sechs Jahre später hat Italien 323 Campingplätze für 900 000 Gäste – hauptsächlich aus Deutschland

Franz Josef Strauß setzt sich für sie ein, und Bundespräsident Heuss bittet sie zur Audienz.

Beim Bundespräsidenten singen die Tramper mit viel Temperament ein russisches Volkslied, denn sie sind für Völkerfreundschaft mit jedem und für Tourismus nach überall. Der Präsident hat nicht mit russischen Liedern gerechnet, er beendet die Audienz auffallend hastig.

Das Reisen war generell schwierig, zumal in Deutschland, die Hotels waren ja meistens kaputt. In den Städten war es am schlimmsten.

In Düsseldorf hatten sie den Bahnhofsbunker zu einem Hilfshotel umgemodelt, im Stil einer Jugendherberge mit Sammelräumen zum Bettpreis von einer bis drei Reichsmark. Besonders lästig: Jeder Gast müsste sich nach dem Einchecken erst mal entlausen lassen.

Der Bunker von Düsseldorf aber war bei weitem nicht das unangenehmste Hotel. Das unangenehmste Hotel war eindeutig das Leichenschauhaus von Heidelberg.

Dort vermietete ein Wachmann die Zellen des Leichenschranks an durchreisende Geschäftsleute. Diese Geschäftsidee war unhygienisch und wurde deshalb nach einer Weile vom Vorgesetzten des Wachmanns unterbunden. Es war noch sehr weit nach Marina di Massa.

Als der Krieg vorbei war, wachte die Reiselust der Deutschen nicht sofort auf, sie schlief noch eine Weile. Die meisten Deutschen hatten vom Reisen ja die Nase voll. Die Männer waren weiter herumgekommen als ihre Väter und Großväter – Russland! Griechenland! Afrika! (Und wieder zurück, wenn du Glück hattest.)

Viele Frauen hatten Flucht und Vertreibung erlebt, jeder fünfte Westdeutsche kam aus dem Osten. Nein, jetzt blieben die Deutschen ganz gern eine Weile zu Hause.

Die meisten setzten bei ihrem persönlichen Wiederaufbau klare Prioritäten. Erstens: endlich mal satt essen. Zweitens: eine Wohnung finden und einrichten. Einen Kühlschrank kaufen, eine Waschmaschine. Oder wenigstens ein Radio.

Die Deutschen der Nachkriegsjahre hatten wenig Urlaub, meistens nur zwölf Tage, bei einer Sechs-Tage-Woche. Die wöchentliche Arbeitszeit wurde länger und länger, bis auf durchschnittlich 49 Stunden in der Industrie, denn zu tun gab es mehr als genug. Die Gewerkschaften kämpften vor allem für kürzere Arbeitszeiten, das war ihnen erst einmal wichtiger als ein langer Urlaub.

Die Italiener waren geradezu unheimlich freundlich

1952 schlägt der Verkehrsminister Hans-Christoph Seebohm vor, den Autobahnbau wieder aufzunehmen. Die alten Ausbaupläne sind ja vorhanden. Sein Vorschlag wird angenommen. Zu dieser Zeit fahren die Deutschen Fahrrad oder Motorrad oder Bahn oder höchstens einen Kleinwagen. Seit 1950 wird der Lloyd gebaut, 300 Kubikzentimeter unter der Haube, nein, dem Häubchen, zwei Zylinder, eine Karosserie aus Holz, wattiert, mit wetterfestem Kunstleder überzogen. Spitzname: Leukoplastbomber.

Der Lloyd, 125 000-mal gebaut, ist der erfolgreichste Kleinwagen jener Jahre. Beliebt ist auch der Messerschmitt-Kabinenroller, ein dreirädriges Motorrad mit Karosserie drumherum, der im Volksmund „Schneewittchensarg" genannt wird oder „Düsenjäger des kleinen Mannes". Im Geiste sind die Autofahrer immer noch Kampfpiloten.

Die Älteren sagen heute: Wir haben wenig verdient damals, Hungerlöhne. Doch schon 1950 lag das Einkommensniveau, nach der Kaufkraft gerechnet, wieder auf der Höhe von 1938. Es wurde also gar nicht schlecht verdient. Allerdings hatte im Gegensatz zu 1938 fast niemand irgendwelche Reserven: Ersparnisse, Häuser – alles weg. In den Jahren nach der Währungsreform wurde sehr intensiv gespart. Wer damals in der Mitte des Lebens stand, der wusste, das eine gute, friedliche Zeit schnell wieder vorbei sein kann.

Die Deutschen reisten anfangs also wenig. Sie hatten zu tun, und sie hatten auch ein bisschen Angst. In ihrem

Espresso, Chianti und Amore: Italien ist für Deutsche das einzige richtige Ausland. Hier kann man Gast sein, ohne sich

kurzen Urlaub blieben sie zu Hause oder fuhren ein paar Tage zu Verwandten und Freunden, meistens mit der Bahn. Auch wer eine richtige Reise machte, und das war im Jahre 1949 gerade mal einer von fünf Bundesbürgern, der blieb in Deutschland.

Wer zu der winzigen Minderheit gehörte, zu dem einen Prozent, das sich zum Beispiel 1949 ins Ausland traute,

Für das Fotoalbum ein Gruß von Botticelli: Am Strand von Viareggio stellen Touristen »Die Geburt der Venus« nach

der fuhr fast immer nach Österreich oder in die Schweiz. Es gab nur ein einziges richtiges, echtes Ausland, eines mit fremder Sprache und fremder Kultur, in das schon recht früh ein paar Deutsche fuhren: Italien.

„Die Italiener", schrieb damals ein Urlauber in sein Tagebuch, „finden nichts Schlimmes dabei, dass ich ein Deutscher bin." Die Italiener waren zu den Deutschen geradezu unheimlich freundlich. Und die Deutschen waren dankbar dafür, dass die Italiener so taten, als wäre vor 1945 nichts irgendwie Ungewöhnliches passiert.

Viele Deutsche wussten, dass die Wehrmacht auch in Italien, nun ja, unschöne Dinge getan hatte. Aber bis 1943 waren sie Bündnispartner gewesen, und auch die Italiener hatten eine Art Hitler gehabt – mein Gott, die mit ihrem Mussolini waren auch nicht viel besser als wir, sagten sich viele, und die Freundlichkeit der Italiener schien ihnen Recht zu geben.

In den Briefen und Reiseberichten von damals finden sich fast nie die Italienerklischees, die zehn, 20 Jahre später üblich sind: der betrügerische Italiener, der aufdringliche, unpünktliche, laute Italiener. Der Italiener ist in den deutschen Texten vom Anfang der fünfziger Jahre die Verkörperung des gastfreundlichen, liebenswerten und unkomplizierten Mitmenschen. Die Deutschen liebten Italien, weil sie in Italien ihr schlechtes Gewissen vergessen konnten. Aber das war nicht alles.

Die ersten Deutschen, die gen Süden fuhren, bewunderten vor allem die Lässigkeit der Italiener, die scheinbar unkomplizierte Art, ganz locker das Leben zu genießen. *La dolce vita.* Die Deutschen, die so viel Zwang und so viel Ordnung erlebt hatten, verliebten sich jetzt ein wenig in die Unordnung.

So, genau so, wären sie gern geworden, schreibt ein Tourismusforscher: Italien sei für die Nachkriegsdeutschen eine Art Utopie gewesen, ein ideales Nachkriegsdeutschland – so „wollte man sein und leben". Schon an den amerikanischen Soldaten hatte deren Lockerheit vielen Deutschen imponiert. In Italien gab es das also auch.

Es war aber für die meisten eine Liebe aus der Ferne. Nur wenige fuhren wirklich dorthin, die Reisewelle und der organisierte Massentourismus begannen erst Ende der Fünfziger, nach dem Kühlschrank-Kauf. Bis dahin stillten die meisten ihre Italiensehnsucht mithilfe des Italienschlagers.

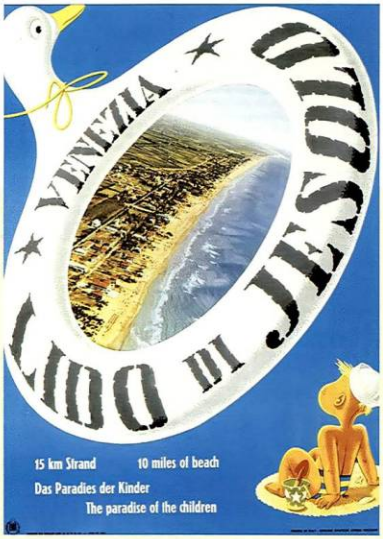
Der Italienschlager hat zwei Großmeister: den Texter Ralph Maria Siegels (den Vater des heute noch aktiven Grand-Prix-Siegels) und den Komponisten Gerhard Winkler. Oft arbeiten sie im Team, zum Beispiel beim größten Italienschlager aller Zeiten, den „Capri-Fischern". Das Lied ist bereits 1943 herausgekommen, aber aus politischen Gründen im Radio nie gespielt worden – Italien hatte kurz zuvor die Seiten gewechselt. Erst nach dem Krieg wird es zum Megahit.

Was nur will der italienische Mann?

Winkler und Siegel schreiben seit Anfang der Vierziger ein Italienlied nach dem anderen, nach 1945 machen sie damit einfach weiter. Für den Italienhit gibt es keine Stunde Null. „Chianti-Lied", „Frühling in Sorrent", „O mia bella Napoli", „Wenn in Florenz die Rosen blüh'n", „Bella bella Donna", „Sonne Italiens" – alles Schlagererfolge von Gerhard Winkler.

Dabei ist Winkler nie in Italien gewesen, so wenig, wie der junge Karl May bei den Indianern war. Erst recht spät in seiner Karriere, 1953, fährt er zum ersten Mal hin.

ngeklagt zu fühlen. Nur Intellektuelle fahren nach Irland – und den DDR-Bürgern bleibt die Ostsee



»Teutonengrill«: Werbeplakat für einen Adria-Badeort

1953 ist nicht nur für Gerhard Winkler ein Schlüsseljahr. Vier Reisebüros schließen sich zu einem Unternehmen zusammen, das „Scharnow" heißt. Der Kaufmann Karl Seifried, der zuvor Angehörige von GIs nach Europa kutschiert hat, verlegt sich mit seinem Unternehmen „Ameropa" auf Bahnreisen für deutsche Touristen.

1954 ist schon wieder ein Schlüsseljahr. Die Deutschen werden Fußballweltmeister. Dieser Erfolg festigt ihr Selbstbewusstsein. In Zukunft trauen sie sich mehr. Der beste deutsche Fußballer, Fritz Walter, hat eine aus Italien stammende Ehefrau, die Italia heißt.

Nur deutsche Schriftsteller gehen damals einen Sonderweg. Heinrich Böll, Alfred Andersch und Arno Schmidt erklären Irland zu ihrem Traumland, 1957 erscheint Bölls „Irisches Tagebuch". Die irische Natur! Die irische Poesie! Irland war im Krieg neutral, auch dort werden die Deutschen freundlicher aufgenommen als im restlichen Europa. Wenn es in Irland weniger oft regnen würde, wäre Irland eine echte Alternative zu Italien.

Italien ist so schön. Man traut es sich kaum zu sagen, aber – Italien ist wie Sex. Eine Sache nur, eine einzige, beeinträchtigt die Italiensehnsucht des deutschen Mannes. Das ist die Sache mit dem italienischen Mann.

Der italienische Mann will offenbar pausenlos das Eine. Und er weiß auch genau, wie er's kriegt. Viele Italienfilme jener Jahre kreisen um den italienischen Mann und die deutsche Frau – sie heißen „Man nennt es Amore" oder „Blond muss man sein auf Capri".

Die Illustrierten machen mit. Das typische Illustrierten-Italienfoto zeigt eine blonde Deutsche im Bikini am Strand, umringt von Italienern in knappen Badehosen, die dutzendweise eindeutige Blicke werfen. Als Sexsymbol bekommt der Italiener erst später weibliche Konkurrenz, von der Schwedin, die angeblich ähnlich unersättlich ist wie er.

Und der Osten? Die Geschichte des frühen deutschen Nachkriegstourismus hat auch ein ostdeutsches Kapitel, aber nur ein kurzes. Der Anspruch aller Ostdeutschen auf bezahlten Urlaub wird von der sowjetischen Militäradministration 1946 verkündet wie ein neues Menschenrecht. Der typische DDR-Urlaub in den Betriebsferienheimen knüpft fast nahtlos an Aktivitäten der Aktion „Kraft durch Freude" an, nur ohne Italienfahrt.

Dolce vita bis zum Abwinken

Schon im Sommer 1946 geht es in den Ostseebädern wieder vorsichtig los. 1947 erleben Binz, Kühlungsborn, Ahlbeck und so weiter einen kurzen Sommer der Anarchie: Schieber und Schwarzhändler zahlen jeden Preis für ein Zimmerchen, es wird vor den Augen der notleidenden Vertriebenen aus den Ostgebieten Schampus getrunken und gefeiert, bis die Polizei kommt.

Als wir damals aus Italien zurückfuhren, hatten wir zwei Mitbringsel dabei. Keine beleuchtete Gondel und keinen schiefen Turm, nein, wir waren schließlich eine Familie mit Geschmack und Niveau. Das eine Mitbringsel war ein kleiner Stoffhut mit einer aufgenähten kleinen Tasche für Parkgroschen, der leider bald verloren ging. Die Parkgroschen-Huttasche ist womöglich eine italienische Erfindung, eine der vielen Kulturleistungen des italienischen Volkes.

Das zweite Mitbringsel war eine bauchige Chianti-Flasche mit Stroh drumherum. Diese Flasche mit einer Tropfkerze darauf ist für Tausende von Deutschen eine Trophäe und ein Statussymbol gewesen, Beweis für einen erfolgreich abgeschlossenen Italienurlaub mit Dolce vita bis zum Abwinken. Später tauchte Chianti sogar im Supermarkt auf, und nun kam die Flasche leergetrunken nicht mehr ins Regal, sondern in den Sperrmüll.

In jenen Tagen stellte die halbe Straße ihre Chianti-Flaschen vor die Tür. Es muss wieder ein Schlüsseljahr gewesen sein.

Das Ende der Nachkriegszeit vielleicht. □

Harald Martenstein, 49, ist Reporter und Schriftsteller in Berlin.

Die Letzten kehren

Rund elf Millionen Deutsche kämpfen nach 1945 weiter. Gegen Kälte, Hunger, Skorbut, gegen den Tod. Als Kriegsgefangene. Erst Anfang 1956 werden die letzten aus russischen Lagern entlassen. In Auszügen aus Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen erzählt der Schriftsteller Walter Kempowski ihre Geschichte – mit Bildern von Hilmar Pabel, der den Heimkehrer Franz Maier begleitet hat

heim

COLLAGE: WALTER KEMPOWSKI
FOTOS: HILMAR PABEL

Helmut Fildstedt, Olmütz, Tschechoslowakei, 8. Mai 1945

Abends gegen 18 Uhr Befehl zum Antreten auf der Wiese. Eine letzte Ansprache unseres Kommandeurs: Der Krieg ist aus – in der Nacht um null Uhr.

Oswald Molsen, Nähe Libau, Lettland, 9. Mai 1945

Wir kapitulieren vorschriftsmäßig, wie bei den Übergabeverhandlungen ausgemacht wurde. Russische Soldaten erscheinen. Es geht los.

Fritz Kern*, Zugtransport deutscher Kriegsgefangener von Breslau-Hundsfeld, 1945

108 Mann in einem Waggon. Eingefallene Gesichter, schmutzig, verlaust, Bilder des Jammers. Die Fahrt ging nach Ewlach in Aserbeidschan und dauerte über fünf Wochen. Wenn der Zug hielt, erschien nach kurzer Zeit ein Lkw, der die während der Fahrt Verstorbenen abholte – und das waren nicht wenige. Von diesen haben die Angehörigen nie etwas erfahren. Adressen aufzuschreiben war gefährlich. Wenn die Russen Adressen bei einem fanden, war das gleichbedeutend mit Verbannung nach Sibirien. Die Verpflegung während der Fahrt war unregelmäßig und schlecht, am schlimmsten quälte der Durst. Gelegentlich leckten wir den Tau von den Nietköpfen an den Bretterwänden.

Gert Mennigke, Tetkino bei Kiew, 24. Juni 1945

Es war das Lager 512, in dem wir abends ankamen. Eine gespenstische Szenerie. Die armseligen Baracken von Scheinwerfern angestrahlt und Hunderte von ausgemergelten und zerlumpten Kameraden am Stacheldrahtzaun. Es fiel kaum ein Wort. – War das die Hölle?

Oswald Molsen, Luga bei Leningrad, 1945

Einzeln untersuchen uns ein russischer Offizier und ein Dolmetscher in deutscher Uniform. Rasierapparat? Abgeben. Füllhalter? Abgeben. Notizblock? Weg. Bleistift? Weg. Man behält ja gar nichts. Also einbuddeln, was man noch hat.

Friedrich Evers, Murajewo, Oberlauf der Wolga, Sommer 1945

Es gab zwei Baukommandos, die auf der Sowchose Holzhäuser bauten. Die meisten Kriegsgefangenen sollten im Moor arbeiten, Erlen und Birken fällen und deren Wurzelstöcke ausroden. Nach Feierabend waren Brennholz und Wasser für die Küche heranzutragen. Das Holz wurde nachts klein gemacht. Unser Gesundheitszustand wurde immer schlechter; viele hatten ruhrartigen Durchfall. Öfter starben völlig erschöpfte Männer, in einer Nacht vier aus meiner Kompanie.

Jürgen Gaede, Bretagne, Frankreich, Sommer 1945

Im Großlager Rennes herrschen Hunger und Tod. Das Weißbrot aus US-Hinterlassenschaft ist verschimmelt, blaugrün staubig, rosagelb klebrig. Die Brombeerranken im Stacheldrahtverhau sind längst ohne Blätter, soweit ein Arm in das Drahtgewirr reicht.

Eckart Oestmann, Morje bei Leningrad, September 1945

Die Temperatur sank stetig. „Kompanieführer" Venohr, Brigadier Lalla und der Russe Jeromin trieben die Sägebrigaden rücksichtslos an. Sie mußten so lange arbeiten, bis die Norm erfüllt war. Dann war es oft schon dunkel. In unseren Lumpen froren wir. Wanzen breiteten sich aus. Der Nachschub an Brot klappte nicht. Dafür gab es 45mal hintereinander Roggenmehlsuppe, zum Schluß ohne Salz, das inzwischen auch ausgegangen war. Ich „bastelte" an Wörterbüchern, Stadtplänen usw., um den Geist wachzuhalten. Eine überlebenswichtige Aufgabe.

Adolf Sommermeyer, Kaunas, Litauen, Dezember 1945

Im Eingang zur Latrine stand ein eisernes Faß mit chlorhaltigem Wasser. Der Russe hatte befohlen, daß jeder, der die Latrine verließ, seine Hände kurz in das Chlorwasser zu tauchen habe. Damit dieser Befehl auch befolgt wurde, mußte ein ständiger, Tag und Nacht zu stellender Gefangenenposten am Eingang stehen, der die Kameraden anzuhalten hatte, die Hände zu „tauchen". Dieser Posten

*Name geändert.

fiel mir für einige Stunden der Nacht zum vierten Adventssonntag zu:

Es ist Mitternacht, zugig und eiskalt an dem befohlenen Türstehplatz, dazu ein fürchterlicher Gestank. Ununterbrochen ziehen die grauen, ausgemergelten Gestalten der Kameraden an dir vorbei, vielfach taumelnd oder vor Unterernährung nachtblind. Manche sind grotesk um den Kopf vermummt gegen die Wanzen, sie haben sich Stücke von Unterhosenbeinen, in die für die Augen Sehschlitze geschnitten sind, über den Kopf gezogen. Es war zum Erschrecken, solche Gespenster aus der kümmerlich erleuchteten Baracke auftauchen zu sehen. – „Tauch die Hände in die Tonne, Kamerad!" Er tut es, oder er murmelt: „Halt's Maul!" – und schlurft vorbei. „Tauchen, Kamerad!" Nur ein apathisches Lächeln ist die Antwort. Mitunter bleibt auch einer stehen, weil er mich erkennt: „Meinst du, daß wir noch mal nach Hause kommen?"

Dies war die einzige Nacht, in der ich fast seelisch ausgeschliddert wäre.

»Der Hunger war so groß, daß kein tierisches Leben innerhalb des Lagers überleben konnte«

Wilhelm Buß, Aliceville, Alabama, USA, 1945

Unsere Verpflegung war so gut, daß man sich schämen mußte, wenn man an die in der Heimat dachte. In der Küche mußte ich an Freitagen 16 Tortenböden aus Eiern anschlagen und am Sonnabend zu Buttercremetorten verarbeiten. Am Sonntagmorgen bekam jeder ein Stück davon zu essen, mit einer guten Tasse Kaffee. Es war phantastisch.

Eckart Oestmann, Morje bei Leningrad, Dezember 1945

Der Dezember brachte viel Schnee und große Kälte. Mitte des Monats war 50 Prozent des Lagers arbeitsunfähig. So wurden unter meinen Augen dem Landwirt Ludwig Rademacher aus Ostfriesland die schwarzgefrorenen Finger beider Hände bei vollem Bewußtsein abgenommen, was mittels einer Feinsäge geschah. Rademacher fuhr als einer der Ersten 1946 nach Hause. Ein Totalinvalide, für die Sowjets nicht mehr brauchbar.

Arthur Mrongovius, Lager Wereschiza bei Lemberg, Ukraine, 1946

Im „Lazarett" lernte ich auch Menschen kennen, die sich mit Absicht vergiftet oder verstümmelt hatten, um auf diese Weise schneller auf die Heimkehrerliste zu kommen. Sehr beliebt war hier vor allem das Schlürfen von Tabaklösung, was jedoch meist zu so schweren Vergiftungen führte, daß diese Leute, wenn überhaupt, nur noch als todkranke Menschen die Heimat wiedersahen. Das Selbstverstümmeln bestand meist aus dem Abhacken eines Fingers oder einer Zehe, doch auch dies führte, selbst wenn die Sowjets es nicht vorher entdeckten und mit fürchterlichen Strafen geahndet hatten, nur selten zu dem erstrebten Ziel einer vorzeitigen Heimkehr; die sowjetische Lagerleitung fand auch für solche Leute fast immer eine nicht minder anstrengende Arbeit, vergleichbar der, der sie durch ihre Verstümmelung zu entgehen gehofft hatten.

Gert Mennigke, Bjelgorod, 21. April 1946

Ein Bootsbauer aus Brilon rollt nachts neben mir von der Pritsche. Tot. – Aber er hat noch ein Stück Brot in der Tasche. Wie tief kann man doch sinken.

Arthur Mrongovius, Lager Wereschiza, Ukraine, 1946

Der Hunger war so groß, daß kein tierisches Leben, soweit es an die Erde gebunden war, innerhalb des Lagers überleben konnte. Ratten, Mäuse, Insekten jeder Art wurden, entweder roh oder über dem Feuerchen geröstet, zur willkommenen Beute. Scheelen Blicks wurde jeder Vogel verfolgt, der über das Lager hinweg huschte, und das Sinnen und Trachten von so manchem Gefangenen war Tag und Nacht nur darauf gerichtet, wie man an diese Beute kommen könnte.

Adolf Sommermeyer, Kaunas, 1946

Der Höhepunkt des Tages ist die mittägliche Suppenausgabe. Man sieht nicht, daß der Kessel hereingetragen wird, man spürt es, man hört es: Es ist eine aufgeregte Unruhe entstanden, Löffel klappern auf Blech, das Geräusch pflanzt sich fort und erfüllt die ganze Baracke mit Blechgeklapper. Ich wurde an Gutsschweineställe erinnert, wenn der Fütterer kam. Der Kessel ist leer, in der Baracke herrscht jetzt Stille, die Stille des Schlürfens und des Genießens, nicht weil die Mahlzeit besonders gut schmeckt – es ist die Inbrunst der Anfüllung einer inneren Leere. Aber nun ist auch die alte Konservendose ziemlich leer gelöffelt – dies tritt bei allen Essern gleichzeitig ein; das ist jetzt ein Löffelschrappen und Kratzen am Blech, denn es darf ja auch kein Tröpfchen im Eßgefäß bleiben. Jedes erscheint köstlich und lebenswichtig, und zudem, eine Abwäsche gibt es nicht, denn draußen am Wasserhahn hängen dicke Eiszapfen.

Harro Ketels, Rokitno, Ukraine, 15. Juni 1946

Für einige ist Post gekommen. Zum erstenmal. Simon zeigt mir seine Postkarte. Seine Frau schreibt: „Wenn Du Gelegenheit hast, in einen Gottesdienst zu gehen, dann tu es. Das Gebet ist mächtig." Unmißverständliche Aufforderung zum Eintritt in die SED.

Lutz Steingart*, Sowjetunion, 23. August 1946

Liebe Eltern, meine liebe Mini u. mein liebes Gespann,

Minis Karte mit großer Freude erhalten. Laßt Herrmann weiter zur Schule gehen. Wir werden später schon Rat schaffen. Der Tischlerberuf ist auch nicht zu verachten. Jedenfalls steht er hier hoch im Kurs wie alle handwerklichen Kenntnisse. Heute Abend sehen wir zum drittenmal einen Film. Einer war mit Heinz Rühmann.

Wilhelm Mentink, Slawjansk, Ukraine, 1946

Von unserem Lager aus durften wir in den ersten Jahren nur eine einzige Rot-Kreuz-Karte verschicken, deren Text auf 25 Wörter zu begrenzen war. Wie sollte man darin seine wahren Gefühle zum Ausdruck bringen?

Helmut Fildstedt, Brjansk, Sowjetunion, 1946

Tinte ist äußerst knapp. Wer noch einen Kopierstift-Stummel hat, ist „reich". Er kann diesen abschaben und die Krümel mit ein wenig Wasser verrühren. Der Text wird von den Antifa-Leuten vor der Weiterleitung an das Hauptlager in Bjeschiza geprüft, also zensiert.

Arthur Mrongovius, Lager Wereschiza, Ukraine, 1946

Das „Antifa"-Komitee bestand aus drei Mann. Vorsitzender war ein Westfale aus Herford. Sie ließen sich bei der Waldarbeit oder beim Verladen der Stämme nur gelegentlich blicken, um die Arbeit dort auf sowjetischen Befehl hin zu überwachen, und bewohnten einen eigens errichteten Anbau des großen Küchentraktes, der auch im Winter im Gegensatz zu den Erdhöhlen immer behaglich warm war. Seine Richtlinien bekam das Komitee direkt aus Moskau. Der Anführer und seine Helfer hatten dafür zu sorgen, daß die Gefangenen Tag und Nacht mit Propaganda berieselt wurden. So schrien am Lagerzaun montierte Radio-Lautsprecher nahezu ununterbrochen in russischer Sprache sowjetische Sendungen in die Lagerbelegschaft hinein. Die Hauptaufgabe der Antifa-Leute aber bestand darin, im Auftrag des NKWD (*Narodnij Komissariat Wnutrennich Del, Volkskommissariat des Inneren, Red.*) ihre Mitgefangenen zu bespitzeln. Das führte dazu, daß von den Gefangenen schließlich keiner mehr seinem Nebenmann traute und man immer auf der Hut sein mußte, ein offenes Wort über die Zustände im Lager zu riskieren, wenn man nicht im Karzer landen wollte oder gar mit unbekanntem Ziel überhaupt aus dem Lager verschwand.

Unbekannter Soldat, La Chapelle Craonaise, Frankreich, 24. August 1946

Die achtstündige tägliche Arbeit verlief immer planmäßig; die Straße wurde vermessen, Hecken und Hohlwege eingeebnet; Baumstumpen ausgegraben, Erde mit Kipploren weggefahren. Unser Posten war verhetzt, launisch, nervös. Er bedrohte uns bei Auseinandersetzungen mit Revolver und Gewehr; es wirkte aber nicht. Bisweilen brachte er weniger Ver-

Am Tisch des Elternhauses die erste Suppe, die nicht nur aus Wasser besteht. Von den 3,2 Millionen deutschen Gefangenen, die in den 4000 Lagern der Sowjetunion gearbeitet haben, kommen mehr als ein Drittel nicht zurück. Die meisten von ihnen sind verhungert

Nach dem gemeinsamen Dankgebet wirft die Mutter die abgetragenen Kleider und Schuhe weg. Erst ab 1950 können die Soldaten in Russland Päckchen von Zuhause bekommen – wenn sie nicht schon für tot erklärt worden sind

pflegung, zusätzliches Fett, das der Fleischer ihm anbot, lehnte er ab: Die Gefangenen hätten genug zu essen.

Paul Grino. Sewastopol. Krim. Herbst 1946

Durch die Trümmerlandschaft, in der wir arbeiteten, wanderte fast täglich ein altes Mütterchen. Wir nannten sie kurz „die Matka". Ihr abgetragener schwarzer Faltenrock streifte den Boden. Der Gang war bedächtig und tastend. Unter der hochgeschlossenen grauen Bluse zeichnete sich ein von den Jahren gebeugter Rücken ab. Oft setzte sich die alte Frau für Stunden auf einen Stein und beobachtete uns wie in Gedanken verloren bei der Arbeit. Manchmal suchte sie mit dem einen oder anderen von uns in ein kurzes Gespräch zu kommen, obwohl es der Zivilbevölkerung streng verboten war, mit Kriegsgefangenen zu reden. Mit einem Finger auf den schmalen Lippen, was bedeutete zu schweigen, entnahm sie ihrer Tasche mit raschen Bewegungen ein Stück Brot oder eine grüne, in Salzwasser eingelegt gewesene Tomate oder einen Fetzen getrockneten Fisch. Das alles steckte sie verstohlen den Gefangenen zu, obwohl ihr selbst kaum genug zu essen blieb. Bei Gelegenheit fragte ich die Matka, weshalb sie uns so oft besuche. Sie antwortete: „Mein einziger Sohn befindet sich in deutscher Kriegsgefangenschaft, und ich hoffe zu Gott, daß er ihn heimkehren lässt, wenn ich zu euch gut bin."

Die Außenminister George Marshall (USA), Ernest Bevin (Großbritannien), Wjatscheslaw Molotow (UdSSR) und Georges Bidault (Frankreich), Moskau, 24. April 1947

Deutsche Kriegsgefangene, die sich auf dem Territorium der Alliierten oder auf anderen Territorien befinden, werden bis zum 31. Dezember 1948 nach Deutschland zurückgeschickt.

Unbekannter Soldat. Cigné. Frankreich. 1947

Quartier: ein großer Nebenraum einer leerstehenden Ferme (*eines Bauernhauses. Red.*). Wir legten Stroh – dick und hoch –, Betthöhe. Ich war anfangs auf der Straße wie alle, ging dann aber mit sieben

Mann in den Steinbruch. Gute 48-Stunden-Woche. Regenstunden brauchten nicht gearbeitet zu werden. Nach einigen Tagen schloß uns (der Wärter) nicht mehr ein. Wir verriegelten von innen.

Harro Ketels, Rokitno, Sowjetunion, 5. Juli 1947

Die letzten drei Tage eine furchtbare Quälerei. Vieh wird viel besser behandelt. Maßlose Hitze! Bis 20 Uhr Straße geteert, erst 21.15 Uhr zurück. Dann schleunigst essen und noch mal Arbeitsdienst bis 22.30 Uhr. Fußtritt vom Posten mit der Bemerkung: „Heute schlecht gearbeitet. Soll kein Essen bekommen." Das ist kein Leben mehr. Herr, mach ein Ende! Es ist nicht mehr zu ertragen.

Heinrich Götte, Ribaton, England, 30. November 1947

Auch am Sonntag arbeite ich etwa fünf Stunden. Aber das tue ich gern (meinen Bauern) Mister und Misses Bean zu Gefallen, da sie sich mir gegenüber so freundlich zeigen und mich für diese freiwillige Arbeit entschädigen.

Bruno Huhnt, Newport, Wales, November 1947

Ein Großteil der Kriegsgefangenen wurde im Zuge der Repatriierung in das Offizierslager 18, Featherstone Park, Haltwhistle, verlegt. In der örtlichen Zeitung erschienen dazu viele Leserbriefe mit dem Tenor, man solle von der Verlegung Abstand nehmen, da man die deutschen Freunde nicht verlieren wolle.

Rolf Merbach, Sowjetunion, 29. März 1948

Meine liebe Thea!

Heute ist Ostersonntag. Ich sitze im geheizten Raum; draußen ist immer noch Winter, bei etwa 5 Grad minus geht ein häßlicher Wind, und dazwischen schneit es. In diesen Tagen sollen von unserem Nachbarlager zwei Transporte mit 3000 Mann in die Heimat fahren; hoffentlich bleibt es dabei, und hoffentlich fahren auch die vorgesehenen Stabsoffiziere mit, von denen bisher noch niemand weggelassen wurde. Die Gefangenenjahre sind bestimmt nicht wertvoll, und jeder von uns muß sie als verloren ansehen, wenn er sie auf der Passivseite seiner „Lebensbilanz" nicht doppelt oder dreifach einsetzt. Wir haben in diesen Jahren aber auch viel Zeit gehabt, über Dinge nachzudenken, die uns bisher nur wenig beschäftigt haben. So wirst du kaum glauben, wie sehr wir uns alle darauf freuen, wieder gepflegte Kleidung und Wäsche zu tragen oder wieder an einem nett gedeckten Tisch zu sitzen und sorgfältig und mit Liebe zubereitete – wenn auch einfache – Speisen zu verzehren. Sehr hoch im Kurs steht auch gute Musik. Wir haben von unserem Gefangenenlohn – er ist nicht hoch – Geld gesammelt, Musikinstrumente gekauft und damit ein etwa 45 Mann starkes Orchester ausgestattet. Dieses Orchester bietet uns herrliche genußreiche Stunden. Erst gestern hatten wir ein sehr schönes Symphoniekonzert mit Werken von Beethoven, Vivaldi und Bach.

Arthur Mrongovius, Stalino, Ukraine, 1948

Als Dolmetscher erhielt ich einen Einblick in die Vernehmungsmethoden des MWD (*Ministerstwo Wnutrennich Del, Innenministerium, Red.*). Ziel war immer die Erzwingung eines Schuldbekenntnisses, da es dafür ja Prämien gab. Der Offizier scheute dabei auch vor härtesten Drangsalierungen nicht zurück. Besonders gerne wurde ein Schlag mit der Kante der flachen Hand auf den Nacken des zu Verhörenden geführt, was zur Folge hatte, daß dieser vor lauter Schmerz ohnmächtig wurde und sofort zu Boden ging. Meist genügte dann, dem Betreffenden vor einer Wiederholung solcher Schläge so viel Furcht einzujagen, daß er alles unterschrieb, was von ihm verlangt wurde. Noch schärfere Mittel waren im Winter der „Eiskarzer" und im Sommer der

»Die Kleider zieht man den Toten aus. Die brauchen andere. Den Rest erledigen die Wölfe«

Bruno Huhnt, Haltwhistle, England, April 1948

Seit Februar löste sich das Lager 18 langsam auf. Ich war einem der letzten Transporte zugeteilt.

Eckart Oestmann, Morje, Sowjetunion, 15. Mai 1948

Ich wurde unvermittelt in ein Haus befohlen, in dem der neue Chef der operativen Abteilung, Leutnant Semjonow mit einer Dolmetscherin saß. Erneut wurde ich über meine soldatische Tätigkeit verhört. Man warf mir vor, eine Spionageschule besucht zu haben, da ich erwähnt hatte, daß ich in Bremen die Handelsschule besucht hätte. „Handelsschule, Handelsschule, ha, ha, Spionageschule, *durak* (Dummkopf)!" Ich betonte, daß ich alles bereits dem Oberleutnant Ratusch erzählt hätte und daß ich über seine Fragen nur lachen könne. „Ja, ja", meinte er, „die Deutschen können nur morden und lachen." Und so ging es fort. Mal wurde ich angebrüllt, mal bekam ich eine Zigarette. Am Ende wurden Vernehmer und Dolmetscherin ungeduldig. Sie hielten mir ein Papier unter die Nase, das ich unterschreiben sollte. Ich stellte mich dumm und unterschrieb nicht. Nach einem endlosen Fluch wurde ich weggeschickt. Der Fall war erledigt.

„Mückenfraß". Die erste Methode bestand darin, daß der fast Unbekleidete bei nicht selten 30 Grad minus in eine zu diesem Zweck extra errichtete ungeheizte Bretterbude gesperrt wurde, bis er „gestand" oder elend an Unterkühlung zu Grund gehen mußte. Im Sommer wurde der Delinquent unbekleidet an einen Baum oder Pfahl gebunden und so wehrlos zur Beute der Mücken gemacht. Diese stürzten sich natürlich in Myriadenzahl auf den menschlichen Leckerbissen. Auch hier war für den Vernehmer der „Erfolg" fast sicher.

Ulrich Maier, Nevers, Frankreich, 20. September 1948

Meine Lieben!

Wir fahren am 4. 10. hier und am 6. 10. in Dijon weg, und wenn nichts dazwischenkommt, ist der 9. oder 10. 10. Entlassungstag in Malmsheim!

Wilhelm Mentink, Workuta, Sowjetunion, Winter 1948

Um halb fünf, es ist dunkel wie immer, treiben uns die Russen aus den Baracken. Sich zu waschen ist unmöglich, höchstens ein bißchen Schnee durch die

Augen. Wir werden mit einer Schale Suppe abgefüttert, dann ruft uns der Brigadier am Tor nach Namen und Geburtsjahr auf. „Dawai! Dawai!", so scheuchen sie uns durch den meterhohen Schnee zur Ziegelei. Wer zurückbleibt, dem reißen die Wachhunde noch die letzten Fetzen vom Leib. Und selbst als das Thermometer 46 Grad minus zeigt und ein Strich Wind geht, müssen wir raus, in Lumpen und Papier gehüllt gegen die Kälte. Alle haben Schorf im Gesicht von den Erfrierungen. Hin und wieder klauen wir ölige Putzwolle aus den Kupplungen der Eisenbahnwaggons und schmieren uns damit ein. Oder mit der halben Kelle Öl, die man in unsere Tagesration Brei kippt. In

»Oehler erhielt von daheim kein Lebenszeichen, außer, daß sich seine Frau von ihm getrennt hatte«

der Ziegelei beißt der Steinstaub in der Lunge, es riecht nach Lehm, wir arbeiten zwölf Stunden pro Tag; manchmal hilft der Brigadier mit der Brechstange nach.

Ich will mich kurz drinnen ausruhen – der Preis sind ein paar zerschlagene Rippen. Immer wieder klappen welche vor Erschöpfung zusammen. Die können wir nur noch ins Lager schleifen; meistens umsonst. Die Zusammensetzung unserer Brigade wechselt ständig, denn keiner hält die Strapazen länger als ein bis zwei Monate hintereinander aus. Dann ist man fertig, abgemagert und krank, so daß die Ärztin einen für ein paar Tage „o.k." (*ohne Kommando. Red.*) schreibt – arbeitsunfähig. Im Lazarett sterben sie an Skorbut, Ruhr, Typhus und Dystrophie. Gut die Hälfte der Kameraden sieht die Heimat nicht wieder: Morgens rollen sie sie mit dem Leichenkarren nach draußen. Weil man die Toten im frostigen Boden nirgends begraben kann, bleiben sie irgendwo im Schnee liegen. Nackt. Die Kleider hat man ihnen ausgezogen, die brauchen die anderen. Den Rest erledigen die Wölfe.

Eckart Oestmann, Morje, Oktober 1948

Wann kommen wir nach Haus? „Skoro domoj" (Bald nach Haus) war das Schlagwort, aber das Versprechen, das uns 1947 gegeben worden war, lief mit dem Ende des Jahres 1948 ab. Wir und Zehntausende in vielen Lagern fühlten uns betrogen und verraten. Dennoch gelang es den Russen, mit Drohungen, Lockungen, neuen Versprechen ein Chaos zu verhindern. Nun wurde noch mehr gearbeitet und uns die Frage gestellt, ob wir für den Frieden seien. Wenn ja, müßten wir mehr dafür leisten, denn der Westen wolle einen neuen Krieg.

SED-Politbüro, Berlin, an Josef Stalin, Moskau, 19. September 1949

Da die provisorische Regierung in ihrer Erklärung zur Frage der Rückkehr der Kriegsgefangenen Stellung nehmen muß, bitten wir erklären zu dürfen, daß bis Ende 1949 alle Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion entlassen werden.

Heinrich Huhnen, Stalingrad, Sowjetunion, 23. November 1949

Jeder von uns bekam 25 Jahre Straflager. Das war die Norm. Mein Prozeß dauerte keine fünf Minuten, das Ergebnis stand von Anfang an fest. Die Todesstrafe hatten die Sowjets zuvor extra abgeschafft, um uns weiter als billige Arbeitskräfte ausnutzen zu können.

Leo Fielenbach, Lager Sysran bei Samara, Sowjetunion, Herbst 1949

Die Gründe für ein Urteil waren manchmal völlig willkürlich, zum Beispiel weil (ein deutscher Soldat) als Pferdepfleger sein Pferdefutter aus russischen Beständen entnommen oder weil er als Feldkoch seine Feldküche mit russischem Heizmaterial geheizt hätte, sei er schuldig und daher zu 25 Jahren Zwangsarbeit zur Wiedergutmachung zu verurteilen.

Rolf Merbach, Sowjetunion, 4. Februar 1951

Meine liebe Thea,

Große Freude! Als einer der ersten im Lager Post – Deinen Brief und Mutters Karte – erhalten. Gestern bei Tee und Röstbrot Geburtstag meines Pritschenkameraden gefeiert. Heute in vier Wochen wollen wir zwei in gleicher Weise meinen Geburtstag begehen.

Wilhelm Mentink, Asbest, Ural, Dezember 1951

Gegen Ende des Jahres konnten wir endlich Pakete von daheim empfangen: ein neues Hemd, Konserven, was Süßes. Damit verbesserte sich unsere Lage ein wenig. Außerdem verdienten wir jetzt ein paar Rubel, für die man im Lager manchmal Brot oder Zucker bekam.

Arthur Mrongovius, Stalino, 1953

Im Lager 5 fand ich fast nur noch ehemalige Waffen-SS-Führer und höhere Stabsoffiziere vor und nur noch ganz wenige Mannschaften, die offenbar alle heimgeschickt worden waren. Von den letzteren schloß sich mir ein Rheinschiffer namens Paul Oehler besonders eng an. Er tat mir insofern leid, als er in der ganzen Gefangenschaft kein Lebenszeichen mehr von daheim erhalten hatte, außer einer kurzen Mitteilung seiner Frau, daß sie sich von ihm seiner Verurteilung als Kriegsverbrecher wegen für immer getrennt habe. Mitgefangene hätten sie nach ihrer Rückkehr davon unterrichtet. Ich teilte mit ihm den Inhalt meiner durch die Zensur durchgekommenen Heimatpakete.

Walter Hallstein, Staatssekretär im Bundesaußenministerium, Ausschuss der Uno-Vollversammlung, 30. November 1953

Ich kann nicht glauben, daß es die Billigung der Regierung der Sowjetunion finden würde, wenn ihr bekannt wäre, wie es uns bekannt ist, daß im Verlaufe der Verfahren von den deutschen Gefangenen angebliche Geständnisse durch Mißhandlungen erzwungen worden sind und daß die durchgeführten Verfahren der wesentlichsten in allen zivilisierten Ländern üblichen Rechtsgarantien entbehrten.

Arthur Mrongovius, Stalino, 1955

An einem Wintertag Anfang 1955, an dem der Frost wieder einmal fast bis 40 Grad unter Null geklettert war und die Lagergemeinschaft ungeachtet dessen zur Arbeit auf die Baustelle mußte, verweigerte eine ganze Anzahl von Gefangenen das. Unter ihnen befand sich auch Paul Oehler. Die Leute wurden von der Lagerleitung einzeln aus den Baracken geholt und zu einer Marschkolonne zu-

sammengetrieben, die man unter schärfster Bewachung mehrfach außen ums Lager jagte, wobei von den Begleitposten vor allem darauf geachtet wurde, daß niemand aus der Kolonne auch nur einen Schritt nach links oder rechts zur Seite ausscherte, unter der Androhung, daß dann sofort scharf geschossen werden würde. An Oehler wurde dann wohl zur Abschreckung für die anderen ein Exempel statuiert. Er wurde sofort erschossen. Mein Freund Jochen Balzer, der neben ihm ging, hatte den Eindruck, daß Oehler, wohl aus Schwäche, nur ein wenig aus der Reihe geraten war. Da Oehler nach der Lossage seiner Frau über keinerlei Angehörige verfügte, konnten Balzer und ich seinen Tod auch niemandem persönlich zur Kenntnis bringen.

Rolf Merbach, Sowjetunion, 3. März 1955

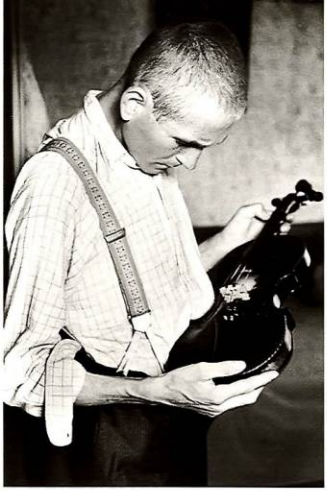
Meine liebe Thea,

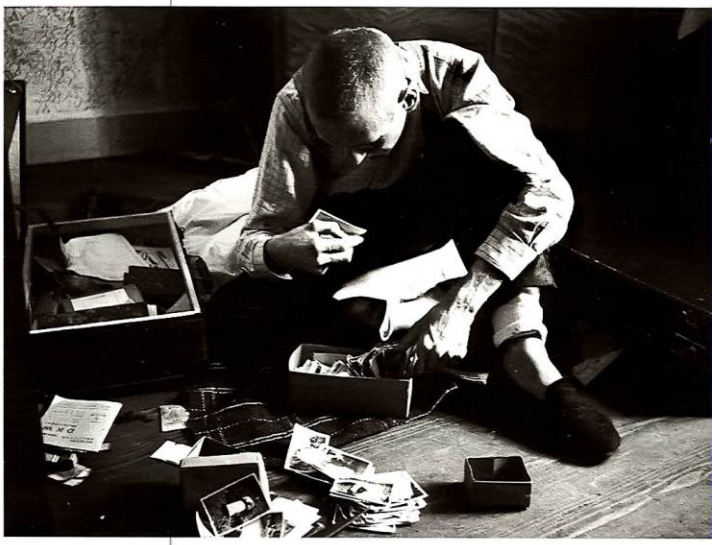
Morgen begehe ich nun auch meinen 50. Geburtstag fern von Euch. Ob ich es bis zur Silberhochzeit schaffe? Ich brauche baldigst zwei wollene Leibbinden, mit breitem Rücken, vielleicht am besten aus einem Thalysia-Geschäft. Außerdem schicke bitte 2–3 Päckchen guten Nierentee, eine Nagelbürste und Zahnpasta.

Nikita Chruschtschow, Generalsekretär der KPdSU, Moskau, an das Zentralkomitee der SED, 14. Juli 1955

Wir halten den Zeitpunkt für gekommen, die Frage der deutschen Kriegsgefangenen und Zivilpersonen zu entscheiden, die in der Sowjetunion Strafen verbüßen. Wir berücksichtigen dabei, daß die Frage der Kriegsgefangenen zweifellos bei den Verhandlungen mit Adenauer über die Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der UdSSR und der Deutschen Bundesrepublik aufgeworfen werden wird. Deshalb möchten wir diese Frage mit Ihnen vor den Verhandlungen mit Adenauer erörtern.

Nach einem erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen mit der Deutschen Bundesrepublik beabsichtigen wir, 5614 deutsche Bürger, darunter 3708 Kriegsgefangene, 1906 Zivilpersonen und 180 Generäle der ehemaligen Hitlerarmee, von der weiteren Strafverbüßung zu befreien und sie entsprechend ihrem Wohn-





Erinnerungen: Familienfotos, die alte Geige. Längst sind die Hände zu schwer und ungelenk, um darauf zu spielen. Franz Maier, gelernter Dreher, war 25 Jahre alt, als er am 9. Mai 1945 in russische Gefangenschaft geriet. Entlassen wird er im Juni 1947

sitz nach der DDR oder nach Westdeutschland zu repatriieren.

Nikolaj Bulganin, Ministerpräsident der UdSSR, 10. September 1955, Moskau, zu Konrad Adenauer

In der Sowjetunion gibt es keine Kriegsgefangenen. Alle deutschen Kriegsgefangenen sind befreit und in ihre Heimat zurückgebracht. In der Sowjetunion befinden sich nur Kriegsverbrecher aus der ehemaligen Hitlerarmee. Das sind Menschen, die nach den Gesetzen und Regeln der Menschlichkeit als Verbrecher hinter Schloß und Riegel gehören. Das sind Menschen, die ihr Menschengesicht verloren haben.

Carlo Schmid, SPD, Mitglied der Adenauer-Delegation, Moskau, 12. September 1955

Ich appelliere an die Großherzigkeit des russischen Volkes, von der es so viele Beispiele gibt. Und wenn ich das tue, denke ich in erster Linie nicht an die Menschen, die hier noch zurückgehalten werden, sondern an ihre Frauen, an ihre Kinder, an ihre Eltern. Lassen Sie Gnade walten, und lassen Sie diese Menschen zurückkehren zu denen, die auf sie warten.

Nikita Chruschtschow, Moskau, 12. September 1955, zu Konrad Adenauer

Wir geben Ihnen hiermit unser Ehrenwort, daß wir alle zurückgehaltenen Personen entlassen und zurücksenden werden, und zwar: entweder unter Zugrundelegung eines Amnestie-Verfahrens – oder indem wir Ihnen sofort alle übergeben und Ihre Regierung mit ihnen verfahren kann, wie sie will, nach Ihren Gesetzen.

»Da stand mein Sohn, gerade neun Jahre alt. Gesehen hatte ich ihn noch nie«

Friedrich Evers, Swerdlowsk, September 1955

Die Ansprachen (*Adenauers Red.*) bei der Ankunft und Abfahrt (*in Moskau Red.*) konnte ich am Lautsprecher der Baracke mithören. Nun gab es keinen Zweifel mehr, daß auch wir bald heimfahren würden, aber das Mißtrauen war bei vielen Kameraden noch groß. – Ende September wurde die Liste des ersten Transportes bekannt gegeben, der aus unserem Lager abfahren sollte. Das ganze Lager mußte auf dem Sportplatz antreten. Endlich wurde unter den letzten Namen auch meiner verlesen. Abends wurde uns gesagt, daß die ersten Listen nicht gestimmt hätten und jetzt die richtigen Listen vorgelesen würden. Wieder mußten alle antreten. Mein Name wurde vorgelesen, aber zwölf Mann waren wieder gestrichen, die natürlich verzweifelt waren und den Oberst heftig angingen. Aber es half ihnen nichts.

Günther Wagenlehner, Swerdlowsk, 24. September 1955

In drei Stunden sollten alle potentiellen Heimkehrer fertig zum Abmarsch an der Wache stehen. Duschen, Pakete und Konserven sowie ausstehendes Geld empfangen. Überall Schlangen. Kaum Zeit für Verabschiedung.

Friedrich Evers, Swerdlowsk, 7. Oktober 1955

Es ging los! Am Lagertor stand die Militärkapelle und spielte. Unser Gepäck wurde auf einem Lkw zum Zug gefahren, der auf einem Gleis im freien Felde stand. In den Waggons lagen sogar Strohsäcke auf den Pritschen. Alle Türen blieben offen, und jeder konnte so oft ein- und aussteigen, wie er wollte. Vom Ural bis zur Wolga sah man in den Dörfern kaum Bäume oder Sträucher, die Gebäude sahen trostlos aus, alles nur Hütten. Auf den Bahnhöfen bettelte die Bevölkerung uns um Brot an! Sie war schlecht bekleidet und machte einen verhungerten Eindruck.

Günther Wagenlehner, Heimkehrertransport, 8. Oktober 1955

Endlich überquerten wir die Grenze zur DDR. Der erste Eindruck: eine Lokomotive mit roten Fahnen, Transparenten und ein Lokführer, der uns zurief: „Macht bloß weiter nach Westdeutschland!" Etwa 300 von uns blieben in Fürstenwalde. Für sie war es ein kühler Empfang.

Friedrich Evers, Heimkehrertransport, Oktober 1955

Im hessischen Herleshausen wurden wir vom Roten Kreuz mit Obst, Schokolade und Kuchen verpflegt. Dann stiegen wir in die Autobusse und fuhren nach Friedland. Bei jedem Halt in Städten und Dörfern wurden wir mit Blumen und Geschenken überschüttet. Tausende von Menschen winkten uns zu.

Hellmut Reichel, Aufnahmelager Friedland, Niedersachsen, Oktober 1955

Unverheiratete Frauen reichten uns ihre Adressen durchs Fenster. Andere waren dabei, deren Männer und Söhne vermißt blieben. Sie trugen Schilder mit Namen und alten Bildern ihrer Angehörigen und sprachen uns an: „Wer kennt den? Wer weiß was von jenem?" Mit sehnsuchtsvollen Gesichtern starrten sie in die Heimkehrerschar hinein und erlebten die überschäumende Freude des Wiedersehens hautnah mit, während sie selbst vergeblich warteten. Das waren emotionale Gegensätze, wie man sie sich krasser kaum vorstellen kann.

Günther Wagenlehner, Aufnahmelager Friedland, 9. Oktober 1955

Die Heimkehrerglocke läutete unseren Transport ein. Wir sangen den Choral „Nun danket alle Gott" und weinten.

Ernst Günther Schenck, Aufnahmelager Friedland, 9. Oktober 1955, Ansprache während der Feierlichkeiten zur „Heimkehr der Zehntausend"

Meine Damen und Herren! Wir stehen mit klopfenden Herzen und mit tränenden Augen vor Ihnen. Wir schämen uns dieser Tränen nicht. Wir haben zehn Jahre lang nicht geweint. Nicht einmal.

Arthur Mrongovius, Aufnahmelager Friedland, Oktober 1955

Für mich selbst kam dann dort in Friedland auch der schönste Augenblick nach zehn langen Jahren der Knechtschaft. Stumm fielen wir uns in die Arme – meine Ruth und ich! Und meine Jungen standen gerührt daneben. Es entrang sich ihnen nur der Satz: „Vati, wie bist du klein geworden!"

Franz Maier ist zu schwach, um sich die Hose allein auszuziehen – und so an Holzpritschen, auf denen nicht einmal Stroh liegt, gewöhnt, daß er in den ersten Nächten daheim die Bettdecke beiseite legt. Der heute 82jährige lebt noch immer in seinem Heimatdorf Hüttlingen auf der Schwäbischen Alp

Horst Hennig, Köln, 1955

Ein Kommilitone von früher zeigte mir die „Bild"-Zeitung und sagte: „Weißt du, die Welt hat sich geändert. Siehst du die großbusige Frau hier auf der Titelseite? Dafür interessieren sich die Leute, die die Zeitungen kaufen. Und das Kleingedruckte hier an der Seite, das sind die Lottozahlen. Die sind für die Leute, die darauf hoffen, daß sie am Wochenende Millionär sind." Das war meine Einführung in die Zivilisation.

Wilhelm Mentink, Leubsdorf, 1955

Im Traum verfolgte Workuta mich immer noch. Jede zweite Nacht wachte ich schweißgebadet auf. An die anderen Straflager dachte ich nie, immer nur an Workuta. Diese Kälte! Zurück in Deutschland war mir ständig so heiß, daß ich selbst im Winter, als Eisschollen auf dem Rhein trieben und sich alle in dicke Pelzmäntel einhüllten, nur einen dünnen Trenchcoat anziehen konnte. Trotzdem schwitzte ich wie verrückt. Wenn ich ins Büro ging oder aufs Amt, war ich immer klitschnaß. Mein Körper mußte sich erst einmal akklimatisieren – und mein Kopf auch. Es war ja alles ganz neu für uns. Vor allem die blitzenden Autos, der ganze Chrom!

Im Zug von Friedland zu meiner Mutter starrte ich die ganze Zeit gebannt aus dem Fenster: Reklame, die neuen Häuser, Hochhäuser, ein ganz anderer Stil! Auch der Betrieb auf den Straßen! Das war schon enorm. In meinem Abteil saßen zwei Damen, die rauchten, und ich dachte: Seit wann rauchen die deutschen Frauen? Und was tragen die an den Füßen? Ich kannte ja keine Nylonstrümpfe. Als ich mir dann aus Zeitungspapier und aus russischem Tabak eine Zigarette drehte, gingen die beiden gleich 'raus, vielleicht wegen des Gestanks. Ich schämte mich, weil meine Hose nicht paßte, und das Jackett war auch viel zu lang. „Tut mir leid", meinte ich noch, „ich komme aus der Gefangenschaft."

Ein Freund fuhr mich dann nach Hause zu meiner Frau. Da stand auch mein Sohn, gerade neun Jahre alt. Gesehen hatte ich ihn noch nie. Und hier in der Familie war er das Kleinod gewesen, kolossal verwöhnt von jeder Tante und jedem Onkel. Nach einiger Zeit mußte ich ein Machtwort sprechen, und es kam zu einigen Zusammenstößen zwischen uns. Ich hatte das noch so drin, dieses ständige „zack, zack, zack". Das war einem in der Gefangenschaft anerzogen worden.

Wir hatten uns sehr verändert; waren in gewisser Weise „verroht", oft nervös, sind schnell mal ausgerastet. Beim Einkaufen in den neuen Geschäften mußte ich die Hände immer in der Hosentasche zu Fäusten ballen, damit ich nicht zulangte. Wir waren das doch so gewöhnt! In den Lagern ging es nur darum, wieder nach Hause zu kommen. Zu leben. Da haben wir das Essen geklaut wie die Raben.

Heinrich Huhnen, Krefeld, Winter 1955

Wenn ich in ein Café kam und da saß einer gegenüber, der Zeitung las und mal zu mir herüber schaute, dann dachte ich sofort: Der will mich aushorchen. Ging ich ans Telefon, stand mir der Schweiß auf der Stirn. Das sind so die Unsicherheiten, wenn man plötzlich in die Zivilisation zurückkommt. Wir mussten eben wieder bei Null anfangen. Viele kamen damit nicht zurecht. Ein Freund von mir ist gleich nach der Rückkehr von seiner Frau verlassen worden. Sie hatte einen anderen. In den Briefen hat sie ihm das verschwiegen, aber als er wiederkam, brach die Ehe auseinander. Zwillinge hatte der. Er ist mit seinem Schicksal einfach nicht fertig geworden – ohne Heimat, ohne Familie. Er fand keine Arbeit, konnte sich wahrscheinlich auch nicht mehr richtig konzentrieren. Da hat er sich das Leben genommen. Ein feiner Mann war das, mit Umgangsformen. Der wollte einfach nicht mehr.

Eckart Oestmann, Bremen, 1956

Noch lange später tauchte in meinen Träumen immer wieder die Gefangenschaft auf. Ich war zu Hause, mußte aber zurück ins Lager, hatte nur „Urlaub auf Ehrenwort". Eine böse Vision, die zum Glück beim Erwachen endete. □

Walter Kempowski, 73, arbeitet seit 1989 am „Echolot"-Projekt, für das er Dokumente von bislang etwa 2000 Zeitzeugen gesammelt hat. Entstehen soll ein „kollektives Tagebuch" des Krieges (Albrecht Knaus Verlag). Aus Kempowskis „Archiv für europäische Tagebücher" und aus unveröffentlichten Interviews stammen auch die vorliegenden Aussagen von Kriegsgefangenen. Sie wurden gekürzt und in der alten Rechtschreibung belassen. Mitarbeit: **Lars Abromeit**. **Hilmar Pabel** (1910–2000) gehörte zu den führenden Fotoreportern der vierziger und fünfziger Jahre.

Es ist überstanden

Der Schutt ist geräumt. Die Schuld verdrängt. Und die Feinde von einst sind nun Verbündete. Der Neubeginn ist für viele ein Wagnis, für andere eine ersehnte Rückkehr: zu einem schon verloren geglaubten Alltag ohne Bombenangst und Kampfparolen, ohne Führer, Sieg und Tod

Verwandtenbesuch aus der

Stadt: Der Schullehrer und Fotograf Eugen Sauter hat festgehalten, wie in den fünfziger Jahren die Normalität in seine schwäbische Heimat zurückkehrt

Mit Hämmern treiben die Wagner einen Reif auf die Felge. Noch immer rumpeln Millionen Leiterwagen über Straßen und Feldwege – auch

wenn auf den Autobahnen inzwischen die VW-Käfer den Aufschwung symbolisieren

Das Vertrauen der Deutschen in den Neubeginn führt Mitte der fünfziger Jahre zu einem Baby-Boom. Eine junge Generation wächst heran, über deren Spielwiesen keine Tiefflieger mehr auftauchen. Und für die ein paar frische Brezeln am Nachmittag kein Luxus mehr sind, sondern nichts weiter als eine leckere Vesper

Der Fortschritt kommt mit 34 PS: Im Wirtschaftswunderland geht der Milchmann schon bald nicht mehr mit Karre und Schöpfkelle auf Straßenverkauf. Quark und Joghurt bringt nun der VW-Bus – und die Milch fließt aus einem Stahltank über dem Motor

Joghurt
Quark
Käse
Knorr
ROYAL
MILKANA
KABA
Erzet

Der Segen der Normalität: Statt Schützengräben können deutsche Männer wieder Ackerfurchen ziehen. Wer eine Uniform trägt, tut dies aus freien Stücken – und trifft sich mit anderen sonntags nach dem Kirchgang für die Übung mit Feuerwehrspritze und Ausziehleiter

Vor ihrer renovierten Schule sonnen sich die Unterklässler auf gereinigten Bänken.

Auch der Lehrplan ist gesäubert – und manche Lehrer erzählen vom Krieg, der nun Geschichte ist

Der Bruder in den letzten Kriegsmonaten gefallen, die Mutter am Ende der Flucht gestorben, der Vater verschollen: So stand es um sie. Der Bruder gefallen, viele aus der Familie emigriert, die Mutter gestorben, der Vater weit fort: So stand es, als er aus der Kriegsgefangenschaft kam, um ihn.

Die beiden trafen einander in der zerbombten Stadt. Sie war ihnen fremd. Und sie wurde ihnen Befreiung. In der Garderobe der Stadthalle weitete sich ihnen die Welt. Dort saßen sie in Mänteln und mit leeren Mägen und sahen Stücke von Wilder und Giraudoux und Zuckmayer. Und oft fuhren sie mit der Straßenbahn in den Park hinaus, dort, unter den uralten Bäumen, spürten sie: Sie hatten überlebt.

Sie wurden in ein Dorf versetzt. Ihr Sohn, 1951 geboren, merkte, als er überhaupt etwas zu merken begann, nichts von dem noch so frischen Krieg. Er merkte auch nicht, wie bescheiden die Verhältnisse waren, in denen die Eltern lebten. Denn Reichtum sah er nirgendwo.

Dem Dorf war, für ein Kinderbewusstsein, keinerlei Geschichte anzumerken. Es war einfach ein Dorf. Angst hatte der Sohn höchstens vor dem Schlachtermeister, wenn der eine Schöpfkelle in frisches Schweineblut senkte.

Was hätte ein Kind, Jahrgang sechs nach Kriegsende, seinen Eltern denn auch vom Krieg anmerken können? Sie hatten Freunde, sie wirkten glücklich, wenn auch nicht immer fröhlich; es gab Nachbarn, die ihnen manchmal Wurst oder Butter schenkten. Es schien an nichts zu fehlen.

Irgendwann fuhren die drei zum ersten Mal nach Norderney. Der Krieg kam erst sehr viel später in ihre Gespräche. *Peter Hamburger*

VON KARIN STEINBERGER

GEBRANNTE KINDER

Für manche Menschen ist der Krieg auch nach fast 60 Jahren noch nicht vorbei. Und erst jetzt, am Ende ihrer Lebenszeit, finden sie Worte für das, was sie als Kinder gesehen und erlitten haben

Wie sie da sitzen. Erwartungsvoll wie Kinder. Als würde jemand gleich etwas Nettes verteilen. Es ist Samstagmittag, es ist warm, und Helga Spranger, die Psychotherapeutin, verteilt erst einmal Decken, in die sich manche der Anwesenden einwickeln. Dann warten sechs Frauen und ein Mann. Sie hoffen noch immer, dass nichts Schlimmes geschehen wird.

Helga Spranger sagt, dass sie bei Sitzungen wie dieser die Uhr stellen könne. Nach 15 Minuten sei es meist so weit. „Implosionen" nennt sie das. Es ist schon merkwürdig: Da können Menschen 57 Jahre lang nicht darüber reden, und dann brauchen sie gerade mal 15 Minuten. Dieses Mal geht es sogar noch etwas eher los. Die Sirenen haben die Sitzung beschleunigt. Samstags um zwölf Uhr heulen hier in Strande an der Ostsee immer die Sirenen.

Wie im Krieg. Dreimal. Voralarm.

„Dieser Ton sägt mir im Herzen", sagt der Mann. „Dass so etwas heute noch sein muss. Kann man das nicht lautlos ausprobieren?" Er weint. Ruth Beate Nilsson, die sich wie ein grau gewordenes Kind in ihre Decke gewickelt hat, sagt: „Ich konnte gestern nacht nicht schlafen. In fremden Betten kann ich nie schlafen. Da denke ich beim kleinsten Geräusch, dass die Russen kommen." Dann weint auch sie. „Das Gemeine ist, dass ich mein ganzes Leben lang so eine starke Frau gewesen bin. Für mich bin ich das nicht." Helga Spranger verteilt Taschentücher. „Wir sind doch zum Schweigen erzogen worden", sagt jemand anderes. Dann ist erst einmal Ruhe.

Eine Frau erzählt von einem Buch, in dem steht, dass ein Vogel, der gegen eine Scheibe fliegt und überlebt, sich nur beruhigen muss. Wenn man wartet, erholt er sich. Doch wenn man ihn erschreckt, stirbt er. Es sei eine Art heilender Schockzustand. Gibt man dem Vogel etwas Zeit, fängt er sich, vergisst die Sache und fliegt weiter.

Das ist schon die ganze Geschichte. Es ist die Geschichte von Menschen, die ein Leben lang dachten, sie könnten es machen wie die Vögel. Aber jetzt sind manche dieser Kriegskinder abgestürzt. 57 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die Kinder haben doch gar nichts mitbekommen, sagten die Erwachsenen nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs". Die Kinder haben es geglaubt und haben versucht, Ordnung zu bringen in ein Leben ohne Orientierung. „Wir haben gearbeitet wie die Wahnsinnigen und die Aufbauarbeit erledigt – auch für die Eltern. Dadurch sind wir scheinbar erstarkt, aber psychisch haben wir überhaupt nichts erledigt", sagt Helga Spranger.

Auch sie ist ein typisches Luftschutzkind, freut sich heute noch über jede Nacht, in der sie ihren Schlafanzug

anziehen darf und nicht in Straßenkleidern auf dem Bett liegen muss, bereit für den nächsten Bombenangriff. Sie kann noch immer keine geschlossenen Türen ertragen und bekommt schon bei der Vorstellung, in einem Zelt übernachten zu müssen, Zustände. In der Nachkriegszeit zwei Suizidversuche – nichts Besonderes. Die Mutter hat es häufiger versucht.

All die Jahrzehnte haben Menschen wie sie Karriere gemacht, Kinder aufgezogen – und geschwiegen. Wem hätten sie ihre Geschichten erzählen sollen? Den Eltern, die ihnen beigebracht hatten, dass man darüber nicht redet? Den Ehepartnern, die ihre eigenen Ängste in sich hineinfraßen? Den eigenen Kindern, die nichts vom Krieg hören wollten? Der Welt, die Mühe hatte, die unfassbaren Verbrechen der Deutschen zu begreifen? Es war ein Schweigen aus Scham. „Uns war der Mund immer verschlossen durch den Holocaust, da konnten wir doch mit unserem Kleckerkram nicht kommen. Die Schuld war immer größer", sagt Helga Spranger.

Doch jetzt, als Rentner, fangen die Kriegskinder endlich an zu sprechen. „Man muss schon in der Lebensmitte ankommen, um sich mit dieser Zeit beschäftigen zu können. Die Energie und Distanz, sich mit der unerträglichen Schuld auseinander zu setzen, hat man erst im reifen Alter", sagt der Kinderpsychiater Heinz Stefan Herzka.

Sein Büro ist eine Dachkammer in Zürich, in der Stadt, in die er als Kind jüdischer Emigranten flüchtete. „Wir haben alle eine große Sehnsucht nach Normalität, aber die ist erst möglich, wenn kollektive Trauer und Verarbeitung stattgefunden haben." Ein Leben lang hat sich Herzka mit Kindern beschäftigt, und er weiß, dass sie vom zweiten Lebensjahr an alles mitbekommen, über Klänge und Stimmungen. Er weiß auch, dass es für Kinder die Kategorien Opfer oder Täter nicht gibt, sondern nur: die Bedrohung.

Frauen würden diese Gefühle eher zulassen, sagt er, „was ein rechter Bub ist, der weint nicht. Doch wenn bei Männern der Damm bricht, werden sie überschwemmt". Fast alle aus der Soldatengeneration von damals sind bereits gestorben; nur die jüngsten derer, die damals an die Front mussten, leben noch. „Denen hat man abtrainiert, Gefühle zuzulassen. Und die Erwachsenengesellschaft hat sich bis in die jüngste Zeit mit allen Kräften gegen die eigene Schuld gewehrt." Diese Schuld an den eigenen Kindern werde bis heute nicht wahrgenommen.

„Wir Kinder haben doch gar nicht gewusst, was in uns drinnen steckt", sagt Ruth Beate Nilsson, die aus ihrer Decke herausgekrochen ist. Ihr Körper ist eine Ruine. Magen, Niere, Herz, alles ist krank, nur die Leber ist noch gesund. „Ich bin meinem Körper fast dankbar, dass er sich endlich meldet. Ich habe das alles nicht gemerkt." Die Ärzte merkten es auch nicht.

Vor ein paar Monaten wäre Ruth Beate Nilsson fast gestorben, weil man sie wieder einmal zu früh aus dem Krankenhaus entlassen hatte. Ihr Körper hat seit der Flucht aus Hinterpommern in Notsituationen seine eigene Strategie entwickelt: „Er kennt kein Fieber. Im Krankenhaus dachten sie immer, ich simuliere." Hat doch keinen interessiert, was damals geschehen ist, sie selbst am wenigsten. Flecktyphus, Scharlach, Nierenbeckenentzündung. Und diese ewige Kälte, das Schlafen auf Steintreppen, das Verstecken vor den Russen im Heu, das Robben über Minenfelder. Gefroren hat sie ein Leben lang: „Es gab Phasen, da hätte ich in die Heizung kriechen können."

Geboren wurde Ruth Beate Nilsson 1933 in der Nähe von Danzig. 1940 wurde ihre Familie in einen kleinen Ort östlich von Danzig strafversetzt, weil der Vater jüdische Freunde hatte. „Die Polen dort wurden mit Lastwagen abtransportiert. Sie mussten sich ihre Gräber selber schaufeln. Wir hörten ständig die Schüsse vom nahen Gefangenenlager." Kindheitserinnerungen. „Wir waren von klein an schuldbeladen."

Im Januar 1945 floh die Familie. Nicht einmal seine Puppe durfte das Kind mitnehmen, weil es der Vater so bestimmte, weil sie in ein paar Wochen ohnehin wieder zurückkommen würden. Seit diesem Tag im Januar 1945 trägt Ruth Beate Nilsson immer große Taschen mit sich herum, so wie heute. In die Tasche habe sie alles hineingeschmissen, ihre Verlustängste, ihre Minderwertigkeitskomplexe, ihre Schuld, ihre Einsamkeit und ihren Geldbeutel. „Geholfen haben all die Taschen nichts."

Ruth Beate Nilsson hat ihre Geschichte auf DIN-A4-Blättern mitgebracht. Gedichte. Aufschreiben war zunächst einmal leichter als darüber reden. „Ich kann mich nicht entscheiden / Hakenschlagen habe ich gelernt / Die Fährte verwischen / Versteckspiel im Getreide / Das bunte Tuch am Horizont als Köder / Verräterische Gradlinigkeit / Hinlegen / Mit dem Gesicht zur Erde / Nacktschnecken zwischen den Zehen / Unter den Nägeln fühlt sich die Erde gut an / Mit geschlossenen Augen / und angehaltenem Atem / bin ich der Vogel Strauß / Ich kann mich nicht entscheiden."

Sie war so ein gutes Kind. Hat geschwiegen, keinem erzählt, wie man sie übers Feld gehetzt hat damals in Hinterpommern, wie einen Hasen. War schon genug, dass die Eltern zusehen mussten, wie die Schwester dreimal von Russen vergewaltigt wurde. Da konnte sie doch nicht auch noch kommen. Sie hätten es ja merken können, die Mutter, als das Kind mit Schnecken zwischen den Zehen nach Hause kam. Der erste Ehemann, als die Ehepflicht zur Qual wurde. Die eigene Tochter, als sie von der Mutter getröstet wurde, nachdem eine Freundin vergewaltigt und ermordet worden war. „Vielleicht ist es besser, wenn man es nicht überlebt", hat Ruth Beate Nilsson damals zur Tochter gesagt.

Aber es wollte sie keiner hören, all die verzweifelten Andeutungen. „Wir sind schon total im Regen stehen gelassen worden. Die Eltern waren doch auch überfordert." Nach dem Krieg ging es genau so weiter: Der Vater, in Danzig Getreidegroßhändler, Großbürger und Humanist, schlug in der neuen Heimat Hamburg seine Frau, die sich langsam zu Tode trank. Der Vater sei ihr damals vorgekommen wie ein Fisch ohne Wasser, sagt Ruth Beate

Nilsson. Der erste Ehemann hat selber nur geweint, vom zweiten lief sie nach sieben Jahren mit ihren zwei Kindern weg. Dann die Selbstmordversuche, drei waren es bei ihr. Und doch wollte sie unbedingt Kinder haben. Es war der Wunsch nach einem normalen Leben. Als könnten Kinder die Dinge richten.

Warum also redet sie erst jetzt?

„Wahrscheinlich, um endlich meine eigenen Kinder zu erreichen", sagt Ruth Beate Nilsson. Dann geht sie hinaus an den Strand. Sie mag das Meer.

JÜRGEN MÜLLER-HOHAGEN ist Leiter der Evangelischen Erziehungs- und Familienberatungsstelle München-Nord, ein Mann, der sich von Berufs wegen beschäftigt mit der Erinnerung. Doch selbst er, der Psychotherapeut, hat jahrelang nicht hingehört, hat nicht erkannt, dass die Traumata und die Existenzängste der Kriegskinder weitergegeben werden. „Wir haben doch alle nicht daran gedacht, dass etwa Schwierigkeiten der Enkel in der Schule Spätfolgen eines lang vergangenen Krieges sein könnten."

Die Sprachlosigkeit zwischen den Generationen ist ihm erst bewusst geworden, als in seine Beratungsstelle Eltern kamen, deren Kinder die eigenen Gewohnheiten manisch übernommen hatten. Gewohnheiten, die einmal lebenswichtig waren. „Die Großeltern haben sich im Krieg einmal unentschlossen gezeigt und sind eher zufällig nicht in den Luftschutzkeller gegangen. Später erfuhren sie, dass alle, die hineingegangen waren, umgekommen sind. Manche ihrer Enkel sind heute noch unfähig, eine Entscheidung zu treffen", sagt er.

In der Theorie weiß man schon lange, dass Kinder Antennen für alles haben, was existenziell wichtig ist, sie können es nur nicht benennen und orten. „Es sitzt in uns, verdünnt sich immer mehr, aber vergiftet uns auch immer mehr", sagt Müller-Hohagen. Solange die Kriegskinder gearbeitet haben, waren sie abgelenkt. Doch jetzt, da sie Rentner sind, kommt das Ganze hoch.

Ein erster Ausbruch war in Bad Boll, im April 2000. Dort haben sich Kriegskinder getroffen. Über die Jahre hatte Helga Spranger in ihrer Praxis immer häufiger festgestellt, dass Menschen in ihrem Alter anders waren als andere, „innerlich eher bindungslos". Nach einer Radiosendung über Luftschutzkinder wurde ihr klar, dass viele Probleme dieser Menschen mit dem Krieg zusammenhingen. Das Treffen war eine Erlösung: Endlich erkannten die 80 Anwesenden, dass sie kein Missgeschick des Schicksals sind, sondern Verzweifelte unter vielen, aufgezogen von depressiven, überlasteten Müttern.

In Bad Boll haben sie erkannt, dass man auch ihnen etwas angetan hat. Die Gesellschaft hat es sich leicht gemacht und die Probleme einer ganzen Generation als „Rentnerneurosen" abgetan, wie Helga Spranger aus der eigenen Berufserfahrung weiß. Die Kriegskinder haben auch das geglaubt. „Es konnte sich doch keiner vorstellen, dass diese Probleme nach so langer Zeit noch etwas mit dem Krieg zu tun haben könnten", sagt Helga Spranger. 1999 wurde ihr das klar: Mit den Bildern vom Kosovo-Krieg ergaben sich Zusammenhänge, und sie begann, die bisherigen Zuordnungen neu zu bedenken.

Dass die Erinnerungsarbeit nicht einfach werden würde, habe sie rasch klar erkannt. „Das erste Problem waren manche Vertriebenenverbände mit ihrer dumpfen, revanchistischen Einstellung. Mit denen wollten wir hier nichts zu tun haben. Da wird Schuld in Gliedmaßen abgerechnet, da ist jede selbstkritische Auseinandersetzung unmöglich. Aber man muss sich schon die Mühe machen, die Ecken auszuleuchten bei diesem Thema." Jetzt zieht die Erinnerungsarbeit immer weitere Kreise. Nach jeder Veranstaltung, nach jeder Veröffentlichung, melden sich mehr Menschen. Sie schicken Gedichte, erzählen ihre Lebensgeschichten, bitten um Hilfe.

In der Gegenwart schließt sich der Kreis. Einmal sei ein Mann aus Ruanda zu ihrem Treffen gekommen, erzählt Helga Spranger. Er wisse nicht, ob er überhaupt leide, sagte der Mann. Er habe als Kind das Abschlachten vieler Altersgenossen miterlebt. Wenn er das heute im Fernsehen sehe, lache er nur. „Er hat gemerkt, dass er versteinert. Kurze Zeit später hat er geweint. Die Problematik ist die gleiche. Wenn wir das, was wir erlebt haben, nicht nacharbeiten, war es sinnlos."

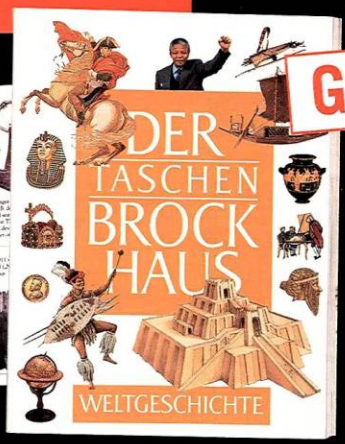
DA SITZEN SIE NUN in Strande, die alt gewordenen Kriegskinder. Namenlos wollen die meisten bleiben, weil ihre Kinder und Enkel nicht wissen sollen, dass sie hier sind. Daheim sind sie starke, fröhliche, hilfreiche Großeltern. Hier fangen sie endlich an zu weinen. Von panischen Eltern in den Luftschutzkellern reden sie und von der Schuld, weil man früher an markierten Judenkindern vorbeistolzierte, überzeugt davon, ein Kind der Herrenrasse zu sein. Von den ewigen Ermahnungen reden sie – darüber spricht man nicht, guck da nicht hin – und von der Angst.

„Als der Krieg zu Ende war, habe ich die Panik meines Lebens bekommen", sagt eine der Frauen. „Es war das Gefühl: Mit dem Krieg kannst du leben, aber mit dem Frieden?" Sie haben früh gelernt, Ruhe zu bewahren. Waren brave Kinder. Hitlergruß am Morgen, Luftschutzdienst, Kinderlandverschickung, Schichtunterricht. Eine ganze Generation, missbraucht für Ideale wie Rassenhass und Herrenmenschentum, verhetzt im Glauben an den Endsieg. Geweint haben damals nur die Erwachsenen.

Den Kindern ist ja nichts geschehen, hat man nach dem Krieg gesagt. Der einzige Mann in der Gruppe weint. „Haben Sie sich mal die Fotos von bosnischen Kindern in den Trümmern des Krieges angeschaut? Traurig sehen sie aus. Oder die englischen Kinder im zerbombten London – leblose Gesichter." Nur die deutschen Kinder standen in Trümmerhaufen herum und haben gelacht. „Wir haben gestrahlt auf allen Bildern. So ging das unser Leben lang weiter. Wir waren immer gute Kinder: brav, sauber und so verdammt fröhlich." □

Karin Steinberger, 34, ist Redakteurin der „Süddeutschen Zeitung".

Exklusiv für die Leser von GEO EPOCHE



Gratis!

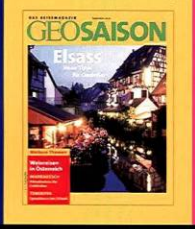
Geschichte auf einen Blick
Unser Geschenk für Ihre Bestellung eines Abonnements aus der GEO-Familie: „Der Taschen Brockhaus" Weltgeschichte. Damit sind Sie immer kompakt informiert. Maße: ca. 10 x 13 cm.

Also, treffen Sie am besten gleich Ihre Wahl!

Wählen Sie jetzt Ihren GEO-Favoriten – den Taschen Brockhaus gibt es geschenkt!

Best.-Nr.:
Für mich: 223418
Als Geschenk: 223411
12 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 4,85 pro Heft.

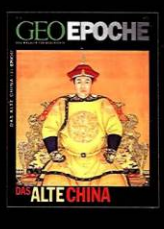
Best.-Nr.:
Für mich: 223415
Als Geschenk: 223414
6 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 6,65 pro Heft.



Best.-Nr.:
Für mich: 223417
Als Geschenk: 223412
10 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 4,- pro Heft.

Best.-Nr.:
Für mich: 223419
Als Geschenk: 223410
2 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 6,90 pro Heft.

Best.-Nr.:
Für mich: 223416
Als Geschenk: 223413
12 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 2,55 pro Heft.



Best.-Nr.:
Für mich: 223420
Als Geschenk: 223409
2 x jährlich
zum Preis von zzt.
€ 6,90 pro Heft.

Gleich Wunschtitel wählen und anrufen

Tel.: 040 / 37 03 38 03

E-Mail: Geo-Service@guj.de
Post: GEO-Kunden-Service, 20080 Hamburg

Ihre GEO-Abo-Vorteile

- **Begrüßungs-Geschenk**
- **Über 13 % sparen**
- **Lieferung frei Haus**
- **Geld-Zurück-Garantie**

Preise gelten nur in Deutschland. Auslandspreise auf Anfrage.
Die Zusendung des Geschenkes erfolgt sofort nach Zahlungseingang.
GEO erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Leserservice Österreich
Tel.: 01 / 910 76 326
E-Mail: Geo-Service@guj.de

Leserservice Schweiz
Tel.: 041 / 329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch

189

ZEITTAFEL

Nachkriegszeit: vom Zusammenbruch des Hitler-Regimes bis zum politischen und

1945

4.–11. 2. Konferenz von Jalta: Stalin, Roosevelt und Churchill beschließen Grundzüge der Nachkriegspolitik; akzeptieren Frankreich als vierte Besatzungsmacht.

12. 4. Tod des US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt; Harry S. Truman folgt ihm nach. Letztes Konzert der Berliner Philharmoniker im „Dritten Reich"

19. 4. Kurt Schumacher verkündet in Hannover die Wiedergründung der SPD; gründet dort am 6. 5. den ersten Ortsverein.

30. 4. Selbstmord Hitlers

2. 5. Kapitulation Berlins

8. 5. Die deutsche Gesamtkapitulation im US-Hauptquartier in Reims am 7. 5. wird auf Wunsch der Sowjets in deren Hauptquartier in Berlin-Karlshorst wiederholt. Unterschrieben wird diese zweite Kapitulation am 9. 5. um 0.16 Uhr – als sie bereits seit 16 Minuten gültig ist.

21. 5. Als erste deutsche Zeitung nach Kriegsende erscheint die „Berliner Zeitung" mit sowjetischer Lizenz, am 18. 10. folgt in München „Die Neue Zeitung" mit US- und am 21. 2. 1946 „Die Zeit" in Hamburg mit britischer Lizenz.

26. 5. Erstes Nachkriegskonzert der Berliner Philharmoniker

5. 6. Übernahme der obersten Regierungsgewalt für Deutschland durch die Vier Mächte

9. 6. Die Sowjetische Militär-Administration in Deutschland (SMAD) wird errichtet.

10. 6. Die SMAD lässt Parteien und Gewerkschaften in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) zu. Am 11. 6. gibt die KPD ihre Gründung bekannt, es folgen in der SBZ am 13. 6. der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB), am 5. 7. die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD).

17. 6. Gründung der Christlich-Demokratischen Partei (CDP) in Köln, eines Vorläufers der West-CDU. Am 26. 6. gründet sich in Berlin die CDU, aus der später die Ost-CDU wird.

1.–4. 7. Britische und amerikanische Truppen überlassen vertragsgemäß die von ihnen eroberten Teile Mecklenburgs, Sachsens und Thüringens der Sowjetarmee; Amerikaner und Briten rücken in ihre Berliner Sektoren ein.

7. 7. Frankreich erklärt Sonderstatus für das Saargebiet, das am 22. 12. 1946 in den französischen Wirtschaftsraum eingegliedert wird. Die US Army verteilt erstmals Fragebögen an höhere deutsche Beamte; Beginn der Entnazifizierung in der US-Zone.

7.–10. 7. Frankreich übernimmt Teile der US-Zone als seine Besatzungszone.

11. 7. Viermächte-Verwaltung Berlins

17. 7.– 2. 8. Potsdamer Konferenz: Truman, Churchill und Stalin beschließen Entmilitarisierung, Entnazifizierung, Demokratisierung und Dezentralisierung Deutschlands, das aber Wirtschaftseinheit bleiben und zentral verwaltet werden soll. Am 7. 8. schließt sich Frankreich dem „Potsdamer Protokoll" an.

25. 7. Ausstellung mit Werken in der Nazizeit verfemter Künstler in Berlin

6. 8. Abwurf der ersten Atombombe auf Hiroshima

20. 8. Die Universität Tübingen beginnt als erste in den Westzonen wieder mit dem Lehrbetrieb.

2. 9. Japan kapituliert.

3. 9. Bodenreform in der SBZ beginnt.

1. 10. Die Alliierten ordnen Wiederaufnahme des Schulbetriebs an.

10. 10. Gründung der CSU in Würzburg

19. 10. Stuttgarter Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland („Schuldbekenntnis")

20. 11. 1945–1. 10. 1946 „Nürnberger Prozess": Vor einem Internationalen Militär-Tribunal müssen sich Spitzenfunktionäre des NS-Staats verantworten. Die Urteile: zwölf Todes-, sieben Haftstrafen, drei Freisprüche.

21. 11. Die Amerikaner gründen in Berlin den Rias („Rundfunk im Amerikanischen Sektor").

1946

20. 1. Erste freie (Gemeinde-)Wahlen seit 1933 in der US-Zone

15. 2. Britische Militärregierung richtet Zonenbeirat aus Vertretern der Verwaltung, Parteien und Gewerkschaften ein.

22. 2. George F. Kennan, Botschaftsrat an der US-Vertretung in Moskau, warnt Washington vor dem Expansionsdrang der Sowjetunion.

26. 2.– 1. 3. Parteitag der CDU in der britischen Zone: Konrad Adenauer wird zu deren Vorsitzendem gewählt (am 22. 10. 1950 auch zum ersten CDU-Bundesvorsitzenden)

5. 3. Das „Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus" („Befreiungsgesetz") überträgt die Entnazifizierung in der US-Zone den Deutschen.

7. 3. In der SBZ Gründung der „Freien Deutschen Jugend" (FDJ); erster Vorsitzender: Erich Honecker

26. 3. Alliierter Industrieplan für Deutschland begrenzt das Produktionsniveau auf 50 bis 55 % der Höhe von 1938, untersagt oder beschränkt die Herstellung u. a. von Rüstungsgütern und Seeschiffen.

21./22. 4. In der SBZ Zwangsfusion von KPD und SPD zur „Sozialistischen Einheitspartei" (SED)

30. 6. Wahlen zu verfassunggebenden Versammlungen der Länder der US-Zone; Volksabstimmung in Sachsen über „Enteignung von Kriegsverbrechern und Naziaktivisten"

6. 9. Rede von US-Außenminister Byrnes in Stuttgart über Grundsätze der amerikanischen Politik: Deutschland soll einen „ehrenvollen Platz unter den freien und friedliebenden Nationen der Welt" erhalten.

1. 10. 1946–14. 4. 1949 Zwölf Kriegsverbrecherprozesse („Nachfolgeprozesse") vor US-Militärgerichten in Nürnberg

24. 11.–1. 12. Landtagswahlen in der US-Zone und Volksabstimmung über Verfassungen Württemberg-Badens, Bayerns und Hessens

1947

1. 1. Die britische Zone fusioniert mit der US-Zone zum „Vereinigten Wirtschaftsgebiet"– zur „Bizone".

3. 2. Ahlener Programm der CDU: Die Partei fordert einen „christlichen Sozialismus" – die Verstaatlichung der Schlüsselindustrien und die Abkehr von der bisherigen kapitalistischen Wirtschaftsweise – und betont die Sozialbindung des Eigentums („Eigentum verpflichtet").

12. 3. „Truman-Doktrin": Ankündigung materieller Hilfe der USA gegen „totalitäre" (kommunistische) Bedrohung

5. 6. Der neue US-Außenminister George Marshall kündigt mit einer Rede in der Harvard University ein Hilfsprogramm für den europäischen Wiederaufbau an („Marshall-Plan").

6.–8. 6. Deutsche Länder-Ministerpräsidenten konferieren in München über Wirtschafts-, Ernährungs- und Flüchtlingsprobleme; die Delegation aus der SBZ reist am Vorabend wegen Uneinigkeit über die Tagesordnung wieder ab – Ausdruck der Teilung Deutschlands.

25. 6. Konstituierung des Wirtschaftsrats – des Parlaments der Bizone

6./7. 9. Hans Werner Richter initiiert die „Gruppe 47", die über drei Jahrzehnte die westdeutsche Literaturszene prägen wird.

1. 10. Die Entnazifizierung in der britischen Zone wird den Deutschen übertragen.

1948

1. 1. Die britische Militärregierung gründet – entsprechend dem Konzept des BBC-Journalisten Hugh Carleton Greene – mit dem Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) die erste öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt.

26. 2. Die SMAD erklärt Abschluss der Entnazifizierung in der SBZ.

16. 4. Gründung der OEEC (Organization for European Economic Cooperation); Westdeutschland durch die Militärgouverneure vertreten (BRD wird Mitglied am 31. 10. 1949)

20. 4.– 2. 6. Sechsmächte-Konferenz (westliche Besatzungsmächte und Benelux-Staaten) endet mit „Londoner Empfehlungen": Die westdeutschen Länder-Ministerpräsidenten sollen die Gründung eines föderativen westdeutschen Staates vorbereiten.

20. 6. Währungsreform in den drei Westzonen

24. 6. 1948–12. 5. 1949 Berliner Blockade: UdSSR sperrt alle Land- und Wasserwege aus dem Westen nach Berlin.

26. 6. 1948–30. 9. 1949 Luftbrücke aus den Westzonen zur Versorgung Westberlins

3. 7. Aufstellung der „Kasernierten Volkspolizei", Vorläufer der „Nationalen Volksarmee"

10.–23. 8. Gemäß der von den westlichen Militärgouverneuren vorgegebenen „Frankfurter Dokumente" (1. 7. 1948) erarbeiten 33 deutsche Sachverständige im Auftrag der Länder-Ministerpräsidenten den Entwurf einer Konstitution für einen Staat, der aus den drei Westzonen gebildet werden soll („Herrenchiemseer Verfassungskonvent").

1. 9. Der Parlamentarische Rat in Bonn, gebildet aus 65 Delegierten der elf Länderparlamente in den Westzonen, beginnt mit der Ausarbeitung des „Grundgesetzes".

16. 10. In einer von SED-Funktionären inszenierten Aktion zur Steigerung der Kohleförderung übertrifft der Bergmann Adolf Hennecke die im Wirtschaftsplan geforderte Arbeitsnorm um fast das Vierfache. Er wird zum Vorbild einer von der DDR-Führung propagierten sozialistischen Bewegung zur „freiwilligen" Übererfüllung von Planvorgaben stilisiert.

12. 11. 24-stündiger Generalstreik gegen die Politik des Bizonen-Wirtschaftsdirektors Ludwig Erhard

11. 12. Gründung der Freien Demokratischen Partei (FDP)

1949

25. 1. Gründung des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe" (Comecon) als östliche Reaktion auf OEEC und Marshall-Plan; DDR wird am 29. 9. 1950 Mitglied.

19. 3. Billigung einer Verfassung der DDR durch den Deutschen Volksrat

4. 4. Gründung der Nato

22. 4. Ruhrstatut tritt in Kraft: Festlegung und Überwachung der Kohlen- und Stahlproduktionsmengen an der Ruhr durch die westlichen Besatzungsmächte und die drei Beneluxstaaten.

10. 5. Bonn wird vom Parlamentarischen Rat zum vorläufigen Regierungssitz der künftigen Bundesrepublik gewählt.

23. 5. Der Parlamentarische Rat verkündet das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland": Gründung der BRD.

23. 5.–20. 6. Pariser Außenministerkonferenz: Um einen Weststaat zu verhindern, schlägt die UdSSR die Wiederbelebung des Kontrollrats und eine deutsche Zentralregierung vor. Die Westmächte wollen Einheit nur nach Beitritt der SBZ zur Bundesrepublik.

28. 7.–1. 8. Erster Deutscher Evangelischer Kirchentag in Hannover

14. 8. Wahlen zum ersten Deutschen Bundestag: CDU/CSU 31%, SPD 29,2%, FDP/DVP/BDV (Bündnis aus drei liberalen Parteien, von denen nur die FDP überdauern wird) 11,9%, KPD 5,7%, Sonstige (10 Parteien und Unabhängige) 22,2%

12. 9. Die Bundesversammlung wählt Theodor Heuss zum Bundespräsidenten.

15. 9. Der Bundestag wählt Konrad Adenauer zum Bundeskanzler.

21. 9. Das Besatzungsstatut für die Bundesrepublik tritt in Kraft; Aufsichtsorgan ist nunmehr statt der Militärregierungen die Alliierte Hohe Kommission.

7. 10. Gründung der Deutschen Demokratischen Republik

12.–14. 10. Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) wird von 16 Gewerkschaften als Dachverband gegründet.

19. 10. Gründung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI)

1950

8. 1. Gründung der Partei „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten" (BHE), die vor allem Vertriebeneninteressen vertritt

31. 3. Die Ausgabe von Lebensmittelkarten wird in der Bundesrepublik beendet.

25. 6. Beginn des Korea-Krieges

6. 7. Die DDR erkennt im Görlitzer Vertrag die Oder-Neiße-Linie als Staatsgrenze mit Polen an.

8. 7. Die Bundesrepublik wird Mitglied des Europarats.

18. 8. Bundeskanzler Adenauer fordert westdeutsche Verteidigungstruppen als Gegengewicht zur DDR-Volkspolizei.

12.–18. 9. New Yorker Außenministerkonferenz: Westmächte plädieren für westdeutschen Wehrbeitrag; die Bundesrepublik soll völkerrechtlich Deutschland allein vertreten.

9. 10. Rücktritt des Bundesinnenministers Gustav Heinemann aus Protest gegen Adenauers Wiederbewaffnungspolitik, die gegen die deutsche Einheit gerichtet sei.

15. 12. Bundestag beschließt Richtlinien für den formellen Abschluss der Entnazifizierung.

1951

1. 1. Als erstes Land beendet Indien formell den Kriegszustand mit Deutschland.

26. 1. Frankreich lädt die Bundesrepublik zur Teilnahme an der Konferenz über die Europa-Armee ein.

6. 3. Revision des Besatzungsstatuts: Die Bundesrepublik darf diplomatische Beziehungen zu anderen Staaten aufnehmen.

18. 4. Unterzeichnung des Vertrages über die Montanunion. Folge: Aufhebung des Ruhrstatuts (21. 12. 1951) und der Produktionsbeschränkungen in der westdeutschen Stahlindustrie (25. 7. 1952).

21. 5. Gesetz über die paritätische Mitbestimmung in der Montanindustrie, einer tragenden Säule der bundesdeutschen Wirtschaft. Erstmals werden die Aufsichtsräte mit jeweils der gleichen Zahl von Arbeitnehmern und Vertretern der Anteilseigner sowie einem neutralen Mitglied besetzt. Das Modell wird zur Enttäuschung der Gewerkschaften von anderen Industriezweigen nicht übernommen.

20. 9. Interzonenhandelsabkommen zwischen BRD und DDR

28. 9. Das Bundesverfassungsgericht nimmt in Karlsruhe seine Arbeit auf.

8. 10. Aufhebung der Rationierung in der DDR (nicht von Fleisch, Fett und Zucker)

1952

24. 1. Mutterschutzgesetz tritt in der BRD in Kraft; regelt u. a. den Kündigungsschutz und begrenzt Verdienstausfälle.

1. 3. Helgoland, seit 1945 Übungsziel der britischen Luftwaffe, kommt wieder unter (west-)deutsche Verwaltung.

10. 3. Stalin schlägt den Westmächten in einer historisch umstrittenen Note die bewaffnete Neutralität eines vereinigten Deutschlands vor, um den Beitritt der Bundesrepublik zur Nato zu verhindern („Stalinnote").

25. 3. Westmächte fordern als Antwort auf die „Stalinnote" freie gesamtdeutsche Wahlen.

25. 4. Bildung des Landes Baden-Württemberg aus den Ländern Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden – gemäß einem Referendum vom 9. 12. 1951

16. 5. Lastenausgleichsgesetz verabschiedet

27. 5. Unterzeichnung des EVG-Vertrages, der einen deutschen Wehrbeitrag im Rahmen europäischer Streitkräfte vorsieht. Die DDR beginnt mit der Errichtung einer Sperrzone entlang der innerdeutschen Grenze.

23. 7. Neugliederung der DDR in 14 Bezirke statt der fünf Länder

20. 8. Tod des SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher; am 27. 9. wird Erich Ollenhauer zu seinem Nachfolger gewählt.

10. 9. Unterzeichnung des Wiedergutmachungsabkommens zwischen der Bundesrepublik und Israel

11. 10. Betriebsverfassungsgesetz tritt in Kraft. Folge: Gewählte Betriebsräte entscheiden u. a. über Personalangelegenheiten mit, nicht aber über wirtschaftliche Fragen.

23. 10. Bundesverfassungsgericht verbietet die rechtsradikale Sozialistische Reichspartei.

25. 12. NWDR strahlt erstmals nach dem Krieg ein deutsches Fernsehprogramm aus.

1953

5. 3. Tod Josef Stalins; Georgij Malenkow wird sein Nachfolger als Ministerpräsident.

14. 5. Das ZK der SED beschließt höhere Arbeitsnormen.

27. 5. Die „Hohe Kommission der Sowjetunion in der DDR" ersetzt die bisherige Sowjetische Kontrollkommission.

9. 6. SED-Politbüro übernimmt den sowjetischen „Neuen Kurs", mit dem u. a. die Konsumgüterproduktion gestärkt und der innerdeutsche Reiseverkehr erleichtert werden sollen.

16./17. 6. „Aufstand des 17. Juni": Streiks und Demonstrationen von Bauarbeitern in Ostberlin gegen erhöhte Arbeitsnormen werden zum DDR-weiten Protest; Sowjettruppen schlagen den Aufstand nieder.

27. 7. Waffenstillstand in Korea

6. 9. Bundestagswahl: Die Regierungsparteien (CDU/CSU, FDP, Deutsche Partei und der Gesamtdeutsche Block (BHE) gewinnen über zwei Drittel der Parlamentssitze.

13. 9. Nikita Chruschtschow wird Erster Sekretär des ZK der KPdSU.

1954

26. 3. Bundestag beschließt „Wehrergänzung" des Grundgesetzes – die verfassungsrechtliche Voraussetzung für die Wiederbewaffnung. (Die ersten Wehrpflichtigen werden – nach der 2. Wehrergänzung 1956 – am 1. 4. 1957 eingezogen.)

1. 5. Gewerkschaften fordern die Verkürzung der Wochen-Arbeitszeit von 48 auf 40 Stunden und die Einführung der Fünf-Tage-Woche.

4. 7. „Wunder von Bern": Die westdeutsche Fußball-Nationalelf gewinnt überraschend die Weltmeisterschaft, was als Auslösung eines erneuerten nationalen Selbstbewusstseins der Deutschen gilt.

23. 10. Unterzeichnung der Pariser Verträge: Die BRD soll in die Nato aufgenommen werden, das Besatzungsstatut auslaufen.

29. 11.–2. 12. Konferenz der Ostblockstaaten in Moskau gegen die Pariser Verträge

1955

25. 1. Die Sowjetunion beendet offiziell den Kriegszustand mit Deutschland.

29. 1. In der Frankfurter Paulskirche protestieren Wissenschaftler und Politiker mit dem „Deutschen Manifest" gegen die Pariser Verträge.

27. 2. Der Bundestag billigt die Pariser Verträge.

21. 3. Das Saargebiet wird selbstständig, bleibt aber wirtschaftlich mit Frankreich verbunden.

5. 5. Die Pariser Verträge treten in Kraft. Das Besatzungsstatut wird aufgehoben. Die Bundesrepublik wird weitgehend souverän (die Alliierten behalten sich aber unter anderem das Recht vor, in Deutschland Truppen zu stationieren. Erst infolge der „Zwei-plus-Vier-Verhandlungen" zwischen den Siegermächten, der Bundesrepublik und der DDR 1990 wird Deutschland vollständig souverän).

9. 5. Die Bundesrepublik wird Mitglied der Nato.

14. 5. Gründung des Warschauer Paktes, des östlichen Pendants zur Nato

26. 7. Chruschtschow spricht in Ostberlin erstmals von zwei deutschen Staaten.

9.–13. 9. Adenauer vereinbart in Moskau die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die Entlassung aller noch verbliebenen deutschen Kriegsgefangener. Die letzten kehrten Anfang 1956 heim.

20. 9. Die DDR wird durch Staatsvertrag mit der Sowjetunion nominell souverän; ein Botschafter der UdSSR ersetzt die Sowjetische Hohe Kommission.

23. 10. Die Bevölkerung des Saargebiets stimmt mit 67,7 Prozent gegen das von Frankreich favorisierte Saarstatut, das die internationale Verwaltung des Landes vorsah.

20. 12. Die Bundesrepublik vereinbart die Anwerbung von Arbeitskräften mit Italien.

Josef Schmid

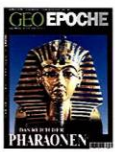
DIE NÄCHSTE AUSGABE VON GEO**EPOCHE** ERSCHEINT AM 23. APRIL 2003

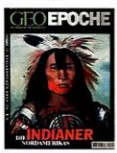
DER VATIKAN UND DIE PÄPSTE

Petersdom und Vatikanpalast – Monumente katholischen Selbstbewusstseins, deren Mauern manches Geheimnis bewahren. Seit fast 2000 Jahren genießen die Päpste in Rom Respekt als Nachfolger Petri. Selbst wenn sie so unheilig waren wie Alexander VI. Borgia, vor dem Pilger Ende des 15. Jahrhunderts auf die Knie sanken

Irgendwann um das Jahr 50 n. Chr. kommt ein ehemaliger Fischer aus Judäa nach Rom, erzählt von Wundern und von demjenigen, der sie vollbracht hat, und begründet eine der mächtigsten Institutionen der Welt: das Papsttum. Petrus, dem ersten Oberhaupt der christlichen Kirche, folgen Heilige und Höflinge, Märtyrer und Machtpolitiker. Seit knapp 2000 Jahren führt der Bischof von Rom die Katholische Kirche: eine Epoche voller Glanz und Düsternis – und vieler Rätsel. Gab es im „finsteren" Mittelalter tatsächlich eine Päpstin? Welche Geheimnisse bergen die Archive der Inquisition? Warum wurden die Templer verfolgt? Hätte Rom Martin Luther und die Reformation verhindern können? War Pius XII. ein Kritiker der Nazis – oder deren Helfer? Wieso starben vor einigen Jahren Bankiers des Vatikans unter ungeklärten Umständen? Zu Beginn seines dritten Jahrtausends definiert das Papsttum seine Zukunft und Vergangenheit neu: Zum ersten Mal, seit das Christentum im Alten Rom Staatsreligion wurde, wird die katholische Kirche nicht mehr vom Abendland dominiert. Und zugleich erhellen Wissenschaftler eben jene Urkirche – etwa durch Grabungen unter dem Petersdom, wo tatsächlich die ersten römischen Christen ruhen.

Zuletzt erschienene Ausgaben – zu bestellen über den GEO-EPOCHE-Kundenservice (siehe Seite 3 und 175)





FOTOVERMERKE NACH SEITEN:
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten;
TITEL: John Florea/Timepix
EDITORIAL: Werner Bartsch: o.; Leonard McCombe/Timepix: u.
INHALT: Tony Vaccaro/AKG: 3 o.; Frederick Ramage/Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 3 l. m.; Hulton Archive/Getty: 3 r. m.; AKG: 3 u.; Frank Scherschel/Timepix: 4 o.; Eugen Sauter: 4 m.; Hilmar Pabel/BPK: 4 l. u.; DaimlerChrysler Classic, Konzernarchiv: 4 r. u.
DIE ZEIT DANACH: Jewgeni Chaldej: 6/7; Hanns Hubmann/BPK: 8/9; Margaret Bourke-White/Life/Timepix: 10/11; Hulton Archive/Getty: 12/13; Tony Vaccaro/AKG: 14/15, 16/17; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 18/19, 22/23; Erich Andres/Landesmedienzentrum Hamburg: 20/21; Hilmar Pabel/BPK: 24/25; Erich Lessing/Lessing Archive: 26/27
ZUM BEISPIEL BAD KREUZNACH: Corbis: 32/33, 40; Fotoarchiv der Stadt Bad Kreuznach: 34, 37; Robert Capa/Magnum/Agentur Focus: 35, 39; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 36; Tony Vaccaro/AKG: 41
KAMPF UM BERLIN: Ivan Shagin/Magnum/Agentur Focus: 42; Corbis: 43 o.; Archiv Charles Whiting: 43 u.; Hilmar Pabel/BPK: 44
FLUCHT UND VERTREIBUNG: SV-Bilderdienst: 47; Frederick Ramage/Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 48; Privat: 49 l.; ADM/CAF: 49 r.; Isadora Tast: 49 u.; Carl Henrich Archiv: 50/51; Hulton Archive/Getty: 52, 54/55; Carl Henrich/AKG: 53 o.; BPK: 53 u.; Bundesbildstelle Berlin: 56
KRIEGSBEUTE: U.S. Army/Timepix: 58; Hank Walker/Timepix: 59
POTSDAM: Interfoto: 60/61; Bettmann/Corbis: 63 l., 66; Defa: 63 r., 68; Hulton-DeutschCollection/Corbis: 64 o.; Corbis 64 l. u.; Ullstein Bilderdienst: 64 r. u.; Hulton Archive/Getty: 69
ALLTAG IN TRÜMMERN: Landesmedienzentrum Hamburg: 72/73; Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 74; Hulton Archive/Getty: 75, 77 r.m.; Schmidt-Luchs, Hamburg: 77 l.; Erich Andres/BPK: 77 r. o.; Erich Andres/Landesmedienzentrum Hamburg: 77 u.; dpa, Hamburg: 78; Agentur Puck/DHM, Berlin: 80 o.; Margaret Bourke-White/Timepix: 80 u.; Hilmar Pabel/BPK: 81; Ullstein Bilderdienst: 82/83; Owen/Black Star/Das Fotoarchiv: 84/85; Keystone: 84; Georg Schmidt/Ullstein Bilderdienst: 85 m.; SV-Bilderdienst: 85 u.; Corbis: 86; Friedrich Seidenstücker/BPK: 88
NOTLÖSUNGEN: Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 92–99
EIN VOLK VOR GERICHT: Herbert List/Max Scheler/SV-Bilderdienst: 104/105; Stadtarchiv Nürnberg: 106, 109; dpa/Ullstein Bilderdienst: 107; Jack Clemmer/Corbis: 108; Popperfoto/Bilderberg: 110; AKG: 112, 113
DIE SPALTUNG, DIE NIEMAND WOLLTE: DHM Berlin: 116; Erich Lessing/Lessing Archive: 117; Jochen Moll/BPK: 118; Walter Sanders/Timepix: 119
WIRTSCHAFTSWUNDER: AKG (61), SV-Bilderdienst (1), Beate Uhse (1), Deutsche Lufthansa AG (2), Pretext (1), BMW (1), Corbis (1), Volkswagen AG (1), DHM, Berlin (7), privat (8): 120/121, 126/129; AKG: 123; Frank Scherschel/Timepix: 124/125; Volkswagen AG: 127
GRUPPE 47: aus: Heinrich Böll – Bilder eines Lebens: 130; Stefan Moses: 131
ZEITGESCHMACK: alle Fotos von Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus außer: Kieselbach Design: 132 r.; Corinna Wodarz: 133; DaimlerChrysler Classic, Konzernarchiv: 136 u.; braun GmbH: 139 r. u.
17. JUNI 1953: DER AUFSTAND: DHM, Berlin: 140; Corbis: 142; SV-Bilderdienst: 143, 145; Hulton Archive/Getty: 144; Keystone: 146, 149; Bettmann/Corbis: 147. AKG: 148
DIE UTOPIE AM MITTELMEER: AKG: 150; SV-Bilderdienst: 151, 152; Haus der Geschichte, Bonn: 153
DIE LETZTEN KEHREN HEIM: Hilmar Pabel/BPK: 154–163
ES IST ÜBERSTANDEN: Eugen Sauter, mit freundlicher Genehmigung der Wartberg Verlag GmbH, Gudensberg-Gleichen: 164–171
VORSCHAU: Kazuyoshi Nomachi/Agentur Focus: 178 o.; Archivo Iconografico/Corbis: 178 u.
KARTEN UND ILLUSTRATIONEN: Günther Edelmann: 57, 65, 90
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2002, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Prospekte bei: Bibliotheca Rara, GEO und PM History.

„UNSER KÜHLSCHRANK IST RANDVOLL. MIT SCHLAMM.“

Egal ob Sie ein Gummistiefel, Möbel, oder Ihre handwerklichen Fähigkeiten anzubieten haben – mit jeder Spende geben Sie den Flutopfern ein Stück Normalität zurück. Helfen Sie mit:
ich-helfe-dir.t-online.de • ich-helfe-dir.zdf.de

ICH HELFE DIR
Die direkte Hilfe für Flutopfer

Eine Aktion unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Johannes Rau.

ZDF T-Online SCHOLZ & FRIENDS

„Lasst nicht zu,
dass irgendjemand einen

besseren Whisky

macht als wir."
ALEXANDER WALKER

JOHNNIE WALKER

BLACK LABEL, 12 Jahre gereift, ist der De Luxe Scotch Whisky von JOHNNIE WALKER.
Das faszinierende Geschmackserlebnis eines JOHNNIE WALKER BLACK LABEL ist nach wie vor unübertroffen – genau so, wie es sein Schöpfer Alexander Walker vor über 125 Jahren bestimmte.

www.johnniewalker.de